

Hongkong
Warum Deutschland seinen wichtigsten Handelspartner China verklagen müsste
10

Brasilien
Über 70.000 Brände wüten im Regenwald. Macron und Merkel bringen das Thema zu den G7
5

Sachsen von links nach rechts



Kurz vor der Landtagswahl sind sieben Redakteur*innen der taz durch Sachsen gefahren, von Plauen im Westen nach Zittau im Osten. Die Sachsentour
17–27

Redakteurinnen Hanna Voß und Lin Hierse unterwegs in Ralbitz-Rosenthal Foto: Pawel Sosnowski

Kochen mit Kipping

Die Linke-Chefin Katja Kipping bekocht die taz-WG in Dresden, erzählt von ihren Lieblingsorten und -liedern. Und verrät, was Robert Habeck von den Grünen zum Kanzler fehlt

26–27



”

„Du änderst etwas, indem du anders bist. Aber das Wichtigste ist, dass wir das Gefühl ändern, das viele schwarze Studierende haben: dass sie auf dem Campus nicht willkommen sind“

Mamokgethi Phakeng, die erste schwarze Rektorin der Universität Kapstadt

8–9

taz  **thema**

4 Seiten Kulturrasch
29-32

KONTEXT: WOCHENZEITUNG

Warum der Kapitalismus wegen seiner immanenten Widersprüche nicht das Klima retten kann

Anzeige

**FREUDE!
FREUDE!**



**BEETHOVENS NEUNTE:
KIRILL PETRENKO LIVE
VOM BRANDENBURGER TOR**
SA 20:15 IM FERNSEHEN UND AUF RBBKULTUR.DE

rbb/ **KULTUR**

DEINE OHREN WERDEN AUGEN MACHEN.

5 dinge, die wir diese woche gelernt haben

1 Bielefeld wehrt sich
Biele was? Vor 25 Jahren setzte ein Informatikstudent die Bielefeldverschwörung in die Welt. Er behauptete: Bielefeld existiere nicht. Nun will die PR-Abteilung der Stadt dieser Posse ein Ende bereiten und der Person, die ein für allemal belegt, dass es Bielefeld nicht gibt, eine Million Euro zahlen. Beweise müssen bis zum 4. September vorliegen. Was aber, wenn herauskommt, dass es Bielefeld nicht gibt? Dann gibt es auch die Pressestelle nicht. Und wenn es die nicht gibt, gibt es auch kein Geld.

2 Menschenhandel ist opportun
Der spanische Fußballverein Real Madrid habe dem französischen Hauptstadtclub Paris Saint-Germain ein seltsames Angebot gemacht: Für Superstar Neymar boten die Madrilien*innen laut der *L'Équipe* 100 Millionen Euro plus drei Spieler: Gareth Bale, Keylor Navas und James Rodríguez. Diese Meldung bitte noch einmal ganz langsam lesen: Neymar, ein Kicker, soll für drei Menschen, die auch kicken können, und 100 Millionen eingetauscht werden. Der Pariser Klub lehnte übrigens ab.

3 Dresden bleibt stabil
Die linke Punkband Feine Sahne Fischfilet gab am Mittwoch ein Konzert in Dresden. Im Vorfeld haben Nazis am Elbufer ein Plakat angebracht, auf dem stand: „Was reimt sich auf Zyklon B? Feine Sahne Fischfilet“. Statt auf die Provokation anzuspringen, dankte die Musikgruppe den „besorgten Bürgern“ und feierte ihre Fans, die den Nazidreck rasch entfernten. Leadsänger Monchi und seine Band sind sich sicher: Dresden ist noch nicht komplett im Arsch.

4 Bananenwitze gehen wieder
Luke Mockridge hatte letzten Sonntag einen denkwürdigen Auftritt im ZDF-„Fernsehgarten“. Der Komiker telefonierte mit einer Banane, machte Furzgeräusche und imitierte einen Affen. Aus Sicht der Moderatorin beleidigte er so das Publikum, „Mockridge, never ever again“, sagte sie. Ob Mockridge mit seiner überzeichneten Performance das Unterhaltungsniveau im Fernsehen auf die Schippe nahm oder letztlich an sich selbst scheiterte, ist offen.

5 Birkenpech machen ist leicht
Klebstoff muss nicht aus Kunststoff sein. Bisher dachte man, um Birkenpech herzustellen, das die Neandertaler*innen zum Kleben nutzten, sei viel Hingabe nötig. Jetzt hat ein Team von Forschenden aus Tübingen und New York gezeigt, dass es einfach ist: Wer wie Neandertaler*innen einen Naturklebstoff haben will, muss Birkenrinde in der Nähe glatter Steine verbrennen und das dabei entstehende Pech abkratzen.
Simon Schwarz

Foto: Anja Weber



Peter Unfried
ist Chefredakteur der taz

In der Brandung



Mohammed Eliwa (links) und Ahmed al-Khoudari (rechts) sind 17 und 20. Sie kennen kein Leben ohne den Krieg, den zwischen Israel und Palästina. Beide Jungen haben Teile ihres Körpers verloren. Und Teile ihrer Kindheit. Hier spielen sie am Strand von Gaza-Stadt Foto: Mahmud Hams/afp

kolumne die eine frage

Greta ist großartig!

Kann man Thunberg mit Christoph Kolumbus vergleichen?

Die Segelschiffsreise von Greta Thunberg, 16, nach Amerika erregt die Leute wie sonst nur Identitätspolitik. Die einen finden es vorbildlich, dass die Klimapolitikaktivistin nicht zum UN-Klimagipfel fliegt, die anderen finden es nicht vorbildlich, weil indirekt halt doch auch Emissionen entstehen, wie die taz berichtete. Die Dritten finden es ganz schlimm, dass man auf diese Emissionen hinweist. Die Vierten sagen, sie hätte skypen sollen, das wäre wirklich vorbildlich. Den Fünften ist das mit der Hightechsegeljacht einfach zu fett. Die Sechsten sagen, sie hätte fliegen sollen wie jeder normale Mensch auch. Die Siebten beklagen die Heiligenverehrung von Thunberg. Und den Achten geht die junge Frau einfach auf die Nerven. Bitte entschuldigen Sie, wenn ich Ihren persönlichen Einwand übersehen haben sollte.

Die religiöse Anbetung ist einfach zu erklären, sie funktioniert analog zu der Jesu Christi, der die Menschheit retten musste, weil sie es selbst nicht draufhatte. Warum wird aber Thunberg für ihr Engagement brutalst kritisiert, und warum wird an ihr rumpsychoanalysiert, bis es raucht?

Es gibt zwei zentrale Gründe. Das folgt aus der Logik jeder Verhinderungsindustrie: Ignoriere

das Problem (Erderhitzung), stell die Charakterfrage (die ist blöd, krank, fies), oder beschwöre böse Mächte (Eltern, Eliten, Ideologen). Es folgt aber auch aus der praktizierten Kultur eines festangestellten Bildungsbürgertums, das sich politisch – links, liberal wie konservativ – zumindest in der Außendarstellung auf Charakter- und Inszenierungsfragen, die „richtige Sprechposition“ und die Suche nach „Schuldigen“ reduziert hat. Die einmalige Verwendung des Wortes „Fickmaus“ von einem Politiker im Suff würde die Mediengesellschaft hyperventilieren lassen. Die politische Vernichtung der Zukunftsindustrie Solar und der Rückbau der Windbranche mit seinen realen Konsequenzen verläuft weitestgehend undebattiert. Ich will das nicht gegeneinanderstellen, nur klarmachen, worüber wir bisher sprechen wollen. Und worüber nicht. Über Klimapolitik.

Besonders putzig ist in dem Kontext die Idee, urplötzlich auftretende und massenhaft praktizierte individuelle „Vernunft“ würde den Durchbruch bringen. Look at yourself.

Thunbergs Reise ist nicht geradeaus vernünftig, sondern eine poetische Kurve. Das ist der Witz daran. Es ist der Versuch, einen neuen Weg zu finden, nachdem die scheinbar vernünftigen Wege ins Nichts geführt haben.

Indirekt bringt die Reise zutage, was wir für Vernunft halten. Etwa: Ergibt es Sinn, für einen 20-Minuten-Vortrag irgendwohin zu fliegen? Selten. Die meisten fliegen dennoch. Man weiß ja nie. Niemals würde man für einen sinnlosen Vortrag zwei Wochen lang segeln. Also redet man sich ein, dass es vernünftig ist, sinnlos zu fliegen. Das sind wir.

Greta Thunberg verweist auf eine anderen Sinn des Reisens, einen anderen Sinn des Lebens und ein anderes Verständnis von Politischsein. Es geht ihr darum, ihre Zeit für das einzusetzen, was ihr wichtig ist, das ist die Moral dieser Geschichte. Also staatliche, europäische und transnationale Klimapolitik. Deshalb reist sie nach New York, um dort zu sprechen. Weil sie vor Ort sein muss, wenn sie Einfluss auf die Player dort, die Veranstaltung und deren Medienrezeption nehmen will. Das geht nicht mit einer Skype-Schleife. Indem sie aber in ein Segelboot gestiegen ist, also „unnormal“ reist, verlängert sie die Aufmerksamkeit für die Dringlichkeit von Klimapolitik maximal.

Sagen wir es in aller Nüchternheit: Greta Thunbergs Segelschiffsreise nach Amerika könnte die wichtigste werden seit Christoph Kolumbus. Die epochale Dimension freilich müssen Gesellschaft und Politik danach im Wechselspiel realisieren.

inhalt

Update

Ein Jahr nach den rechten Unruhen in Chemnitz – wie steht die Stadt heute da? politik 3

Recherche

Warum das Pestizid Chlorpyrifos auf unseren Orangen landet, obwohl die EU weiß, wie gefährlich es ist politik 4



Foto: Wildlife/picture alliance



Illustration: Katja Gendikova

These

Die heutigen Rechtspopulisten sind nicht die Wiederkehr des Faschismus. Kontaktverbote helfen nicht meinung 11

Pole

Die Spaltung Dresdens zieht sich durchs Kulturangebot der Stadt. Es reicht von Völker Lösch bis Uwe Tellkamp kultur 12

Westen

Christoph Marthaler hat die diesjährige Ruhrtrienale mit seinem musikalischen Stück „Nach den letzten Tagen. Ein Spätabend“ im Audimax der Uni Bochum eröffnet kultur 13



Foto: Matthias Horn



Foto: Anne Jensen/imag

Berge

Natursportler haben einen neuen Feind: elektronisch betriebene Mountainbikes reise 38

Fußball

Fritz Keller will den DFB als neuer Präsident auf nett büersten. Geht das? leibesübungen 37

Chemnitz kommt nicht zur Ruhe



Nach dem Mord an Daniel H. vor einem Jahr. Die Tat hat Spuren hinterlassen
Foto: Max Stein/Ronaldbonns.com/imago

Vor einem Jahr wurde nach dem Stadtfest Daniel H. erstochen, Rechte zogen über Wochen durch die Straßen. Nun wurde der mutmaßliche Messerstecher verurteilt. Wie ist die Stimmung in Chemnitz heute? Vier Protokolle

Von Konrad Litschko

Am Sonntagabend wollen sie wieder aufmarschieren. „Nichts hat sich geändert“, ätzt der Aufruf der rechtsextremen Kleinpartei „Pro Chemnitz“. Und: „Chemnitz ist der Ort, von dem die falsche Asylpolitik beendet werden soll.“ Es sind aufwieglerische Töne, schon wieder.

Vor genau einem Jahr waren es zwischenzeitlich Tausende, die in Chemnitz solchen rechten Aufrufen folgten. In der Nacht auf den 26. August 2018 war nach dem alljährlich stattfindenden Stadtfest Daniel H. erstochen worden, ein 35-jähriger Tischler. Die Tatverdächtigen: zwei Geflüchtete. Es folgten Wochen rechter Demonstrationen und Übergriffe – ein Ausnahmezustand, der die ganze Bundesrepublik aufwühlte.

Für Sonntag rechnen Polizei und Stadtspitze bisher nicht mit solchen Szenen. Die Mobilisierung verlaufe überschaubar, heißt es. Aber erst am Donnerstag war alles wieder präsent: Da verurteilte das Landgericht Chemnitz den 24-jährigen Alaa S. für den tödlichen Messerangriff auf Daniel H. zu neunehalb Jahren Haft. Der Syrer allerdings beteuert seine Unschuld, seine Anwälte kritisierten, dass die Beweislage dürftig sei, und legten sofort Revision ein. Das Gericht hatte an der Schuld von S. dagegen „keinen Zweifel“. Der mutmaßliche Mittäter ist indes bis heute auf der Flucht.

Auch sonst kommt die Stadt nicht zur Ruhe. Bis heute sitzen noch acht Rechtsextreme in Haft, die – aufgehetzt durch die damaligen Demos – als „Revolution Chemnitz“ Terroranschläge geplant haben sollen.

Im September beginnt ihr Prozess. Zudem gab es zuletzt seitens Fans des Chemnitzer FC rechte Ausfälle: Im März hielten sie im Stadion eine Trauerzeremonie für den verstorbenen Neonazi Thomas Haller ab, kürzlich solidarisierten sie sich mit dem wegen seiner rechtsextremen Kontakte gefeuerten Mannschaftskapitän Daniel Frahn.

Das diesjährige Stadtfest, das für dieses Wochenende geplant war, sagten die Behörden ab. Sie führten Sicherheitsgründe an und das „nachhaltig negativ besetzte Image“ des Festes. Chemnitzer Bürger organisierten als Ersatz ein eigenes Fest, das am Freitag eröffnet wurde: das „Herzschlag“-Bürgerfest. Man wolle das „falsche Licht“ korrigieren, in das Chemnitz geraten sei, so die Veranstalter. Und einfach feiern – „fröhlich und friedlich“.

„Die Trauer ist unendlich groß“

Uwe Lang, 63, ist Anwalt der Mutter des erstochenen Daniel H. Er lebt seit 33 Jahren in Chemnitz. „Meine Mandantin, die Mutter von Daniel, gibt sich Mühe, stark zu sein. Aber die Trauer ist nach wie vor unendlich groß. Es ist unerträglich, wenn man als Mutter das eigene Kind zu Grabe tragen muss, umso mehr nach einer solch sinnlosen, brutalen Tat. Daniel hatte nach jugendlichen Eskapaden seinem Leben eine Wendung gegeben, eine Familie gegründet, seine Tischlerlehre mit Auszeichnung gemacht, arbeitete in einem festen Job. Seine Mutter sagte mal, sie sei stolz, dass ihr Sohn so ein ‚kleiner Spießler‘ geworden ist. Und dann wird er aus dem Leben gerissen.“

Dass es jetzt eine Verurteilung für die Tat gibt, kann nichts gutmachen, das auf keinen Fall. Aber es hilft, die Sache zu verarbeiten. Meine Mandantin saß mit im Prozess, sie hat das genau verfolgt. Sie hoffte auf eine Verurteilung, aber nicht auf irgendeine. Sie wollte, dass der wahre Täter verurteilt wird, kein Bauernopfer. Und ihr Eindruck ist: Hier war der Richtige angeklagt. Der Hauptbelastungszeuge war glaubwürdig, in der Gesamtschau haben sich die Vorwürfe bestätigt.

Ob mit dem Urteil Ruhe in Chemnitz einkehrt, bleibt abzuwarten. Ich habe vor einem Jahr die Demonstrationen verfolgt. Das war unschön, ich konnte das nicht nachvollziehen, die Tat wurde politisch instrumentalisiert. Auch die Mutter von Daniel fand das unerträglich.“

„Ein riesengroßer Imageschaden“

Chris Dietrich, 35, ist Betreiber der Bar „Oberdeck“. Er organisiert seit 17 Jahren Kulturevents in Chemnitz und gehört zu den Initiatoren des „Herzschlag“-Fests, das an diesem Wochenende als Ersatz für das aus Sicherheitsbedenken abgesagte Stadtfest stattfindet – mit Essen, Musik und Feuerwerk.

„Als ich von der Absage des diesjährigen Stadtfestes hörte, aus angeblichen Sicherheitsgründen, konnte ich mich damit nicht abfinden. Ich kenne hier viele Gewerbetreibende, da habe ich zu Freunden und Kollegen gesagt: ‚Kommt, dann machen wir selbst ein Fest!‘ So war das Herzschlag-Bürgerfest geboren. Angst vor einer Gewalttat wie im letzten Jahr habe ich nicht: Wir arbeiten mit allen relevanten Stellen der Stadt und den Sicherheitsorganen zusammen – und hundertprozentige Sicherheit gibt es nie.“

Wer aktuell den Namen Chemnitz hört, der denkt, hier wird jeder auf der Straße zusammengeschlagen. Das ist Quatsch und ärgert uns Chemnitzer. Wäre es so, würde ich doch nicht mehr hier leben! Der Messerangriff war

schrecklich, aber er war, mag es auch komisch klingen, ein normales Verbrechen, wie es leider auch anderswo passiert. Ich kenne Daniel noch von früher – er hätte das niemals gewollt, was aus dieser Tat gemacht wurde.“

Das weltweite verzerrte Bild, das es jetzt von Chemnitz gibt, hat viele Bürger, aber besonders auch die Gewerbetreibenden hier wie erschlagen. Große Kunden von außerhalb, die bleiben jetzt weg.

Ich habe das auch in meinem Geschäft gemerkt. Ich kenne Betriebe, die sind auf der Strecke geblieben. Das ist ein riesengroßer Schaden, und den haben wir denen zu verdanken, die doch angeblich so viel für ‚ihre‘ Stadt und ‚ihr‘ Land tun wollen.“

Ich persönlich glaube, es wird noch Jahre dauern, bis dieser Imageschaden wieder weg ist, bis Chemnitz wieder wahrgenommen wird, wie es wirklich ist: als eine attraktive, lebensfrohe Stadt. Das ist wie bei unseren Partys, du kannst 100 super Partys organisieren, aber wenn eine schief läuft, dann bleibt genau die in Erinnerung.“

„Ich muss stark bleiben“

Mahmoud Hashemi, 53, betreibt das Restaurant „Safran“. Im Herbst 2018 schlugen dort Maskierte den Iraner zusammen, sollen „Heil Hitler“ geschrien haben. Hashemi lag acht Tage im Krankenhaus. Nach den rechten Aufmärschen wurde sein Restaurant mit Hakenkreuzen beschmiert und eine Scheibe zerschlagen. Die Täter wurden bis heute nicht ermittelt. „Mein Rücken ist immer noch ein Problem, und manchmal habe ich auch noch ein bisschen Angst, aber es ist okay. Zuletzt gab es keine Angriffe mehr auf mein Restaurant. Als im letzten Jahr die Männer kamen und mich schlugen, da hat es lange gedauert, bis die Polizei da war, obwohl ihre Station gleich nebenan ist. Aber jetzt fährt die Polizei bei mir immer mit ihren Autos vorbei und guckt. Danke, Polizei!“

Meine Mitarbeiter sind weg, sie hatten Angst wegen des Angriffs. Jetzt arbeite ich im Restaurant mit meiner Frau. Viele deutsche

Kunden kommen, jeden Monat läuft es besser. Auch im Krankenhaus haben mich viele Deutsche besucht. Und Nachbarn fragen, ob wir Hilfe brauchen. Im März war auch Frau Merkel da, wir haben Reis und Lamm und Hühnchen gegessen. Sie hat gesagt, dass es ihr wirklich leidtut, was mir passiert ist. Ich hatte einen sehr guten Eindruck von ihr.“

90 Prozent der Menschen in Chemnitz sind gut. Als Daniel gestorben ist, kamen viele, die hier Probleme machen wollten, aus anderen Städten. Das ist kulturelle Armut.“

Ich hatte vor ein paar Wochen noch mal ein Problem. Zwei Jungs schlugen mir auf der Straße auf den Kopf, riefen ‚Scheißausländer‘. Aber ich glaube, das war wegen Alkohol. Ich bleibe in Chemnitz. Ich muss bleiben, ich muss stark bleiben. Nicht ich muss gehen, die Nazis müssen gehen. (lacht) Nazis sind nicht nur für die Ausländer gefährlich, sondern für alle.“

„Es gibt einen Aufbruch“

Barbara Ludwig, 57, ist SPD-Politikerin und seit 2006 Bürgermeisterin von Chemnitz.

„Das Verbrechen vom vergangenen Sommer und die Ereignisse danach haben viele Chemnitzer betroffen gemacht. Die plötzliche überregionale Aufmerksamkeit, fokussiert auf die Bilder vor dem Karl-Marx-Kopf, haben der Stadt sehr geschadet. Gräben zwischen sehr unterschiedlichen politischen Meinungen sind auf den Straßen öffentlich als vorher geworden. Eine Mischung aus Traurigkeit, Schockstarre, Angst entwickelte sich, aber auch aus Aufstehen und Verbinden.“

Es gibt heute ein engagiertes Eintreten von Bürgern für ihr

Chemnitz. Wer mit offenen Augen durch die Stadt geht, kann das sehen und spüren. Auch beim Herzschlag-Bürgerfest an diesem Wochenende. Wir haben das Stadtfest nach gründlicher Abwägung abgesagt. Nun ersetzen neue Formate das Stadtfest. Das bedeutet auch: Ein ‚Einfach weiter so‘ gibt es nicht. Ich finde es hervorragend, dass Bürger sich selber aufmachen und zeigen wollen, dass in Chemnitz viel mehr Engagement herrscht, als von außen gedacht wird. Dieses Engagement ist die richtige Antwort der Stadtgesellschaft auf die Ereignisse. Es gibt einen Aufbruch, der das Potenzial hat, Quelle für ein selbstbewusstes Chemnitz zu sein.“

Anzeige

DIE GRÜNE KONFERENZ BUNDESTAGS-AM 13./14. SEPT 2019 FRAKTION LÄDT EIN DEUTSCHER BUNDESTAG

FREIE FAHRT FÜRS RAD!

mit Diskussionen, Best-Practice-Beispielen, Projektbörse, Fahrradexkursion, Filmabend, Poetry Slam u. v. m.

Info/Anmeldung: gruene-bundestag.de/radkonferenz19

Pestizid-Orangenschaden den Hirnen von Kindern

Seit Jahren setzen Bauern das Pestizid Chlorpyrifos ein. Die EU-Lebensmittelbehörde hat jetzt festgestellt: Das Insektengift ist so gefährlich, dass es gar nicht zugelassen sein dürfte

Von Jost Maurin

Chlorpyrifos ist ein Klassiker unter den Pestiziden. Seit den 1960er Jahren töten Bauern in vielen Staaten mit dem Wirkstoff Schildläuse, Raupen oder andere Schädlinge. Immer hieß es von Herstellern und Behörden: Alles geprüft, kein Risiko.

Das war ein fataler Irrtum. Denn erst jetzt hat die EU-Behörde für Lebensmittelsicherheit (Efsa) Chlorpyrifos als zu gefährlich eingestuft. Das Insektizid könne ungeborene Kinder schädigen, erklärte das Amt in einem Anfang August veröffentlichten Gutachten. Zudem sei nicht hinreichend auszuschließen, dass das in Deutschland seit 1973 genehmigte Insektengift das Erbgut beeinträchtigt. Deshalb könnten keine sicheren

Grenzwerte festgelegt werden und Chlorpyrifos dürfe nicht zugelassen sein, so die Behörde.

Sie beruft sich vor allem auf Hinweise aus einem Tierversuch, dass die Substanz Gehirnen von ungeborenen Kindern schade. Da sie schon vorlagen, als die EU das Mittel zuließ, sagen Kritiker: Die Zulassungsbehörden schützen Verbraucher und Landwirte unzureichend vor gefährlichen Pestiziden – so wie beim unter Krebsverdacht stehenden Unkrautvernichter Glyphosat.

In Deutschland darf Chlorpyrifos anders als in Spanien, Polen und 18 weiteren EU-Ländern seit 2015 nicht mehr gespritzt werden. Laut Bundesamt für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit wurde das Pestizid aber beispielsweise 2017 vor allem in importierten Oran-

gen, Mandarinen sowie Grapefruits gefunden. 44 Prozent der untersuchten Grapefruits und 37 Prozent der analysierten Orangen waren demnach positiv. Treffer gab es auch etwa bei Äpfeln, Spargel und Tafelweingtrauben. Der Efsa zufolge war es eines der 2017 am häufigsten gefundenen Pestizide in Lebensmitteln. Das Bundesagrarministerium stellte aber schon im Juli 2017 fest, bei Chlorpyrifos werde aufgrund der gemessenen Rückstände „eine akute Beeinträchtigung der Gesundheit als möglich erachtet“.

„Der Fall Chlorpyrifos zeigt ähnlich wie bei Glyphosat und den Bienenkillern Neonikotinoiden, dass die Zulassungsverfahren nicht einwandfrei funktionieren“, sagte der Grünen-Bundestagsabgeordnete Harald Ebner der taz. „Offensichtlich haben die Behörden bei Chlorpyrifos unkritisch die Herstellerschlussfolgerungen über Tierversuche mit dem Stoff übernommen.“ Das scheineregang und gäbe zu sein bei Pestizidzulassungen in der EU.

Tatsächlich hatte ein Ausschuss der Europäischen Kommission und der Mitgliedstaaten 2005 festgestellt, dass Chlorpyrifos alle gesetzlichen Anforderungen erfülle, also sicher sei. Daraufhin beschlossen sie eine Verordnung, um den Stoff zu erlauben. Zuvor hatte Spanien über mehrere Jahre hinweg die Chemikalie im Auftrag der EU überprüft. Wie immer bei solchen Verfahren in Europa, den USA oder Kanada beriefen sich die spanischen Regierungsexperten vor allem auf Studien, die Hersteller des Pestizids in Auftrag gegeben und für die Behörden zusammengefasst hatten.

„Chlorpyrifos hätte niemals zugelassen werden dürfen“, sagt der Grüne Ebner. Die Zulassungsbehörden hätten „übersehen“, dass schon 1998 eine vom Hersteller Dow beauftragte Studie Belege für die hirnschädigende Wirkung von Chlorpyrifos geliefert habe.

Tatsächlich bestätigt die jeglicher Nähe zu Umweltschützern unverdächtige Efsa: Die Spanier hatten die Studie falsch eingeschätzt. Es sei besorgnis-

erregend, dass in dem Versuch die Kleinhirne derjenigen Ratten kleiner gewesen seien, deren Eltern Chlorpyrifos gefressen hatten, schreibt die EU-Behörde. Das spanische Amt dagegen hatte kein Problem gesehen. Lediglich die Ratten mit extrem hohen Dosen des Pestizids hätten weniger gewogen.

Offenbar hatte sich die Behörde nur auf den Ergebnisbericht des Herstellers verlassen. Wissenschaftler um den Chemiker Axel Mie von der schwedischen Medizin-Universität Karolinska-Institut dagegen werteten die Rohdaten, also zum Beispiel die Gehirngewichte, selbst aus. Im vergangenen Jahr veröffentlichten sie ihr Fazit: Die Kleinhirne von Jungratten waren kleiner, selbst wenn ihre Mütter nur sehr geringen Chlorpyrifos-Mengen ausgesetzt waren. Dies habe die Versuchszusammenfassung schlichtweg nicht erwähnt, berichteten die Forscher in der Fachzeitschrift *Environmental Health*. Der Hersteller habe „irreführende“ Angaben gemacht. Die spanische Behörde hat das nicht gemerkt. Sie antwortete bis Redaktionsschluss nicht auf eine Bitte der taz um Stellungnahme.

Wie stark Pestizide wie Chlorpyrifos aus der Gruppe der Organophosphate Menschen schädigen können, legen besonders drei Studien aus den Jahren 2005 bis 2016 über Personen mit und ohne Kontakt zu solchen Stoffen nahe. Laut EU-Lebensmittelbehörde belegen die Untersuchungen kognitive und Verhaltensdefizite bei Kindern, die im Mutterleib dieser Pestizidart ausgesetzt werden. „Es ist ein Skandal, dass Chlorpyrifos trotzdem zugelassen wurde“, sagt Peter Clausing, Vorstandsmitglied der Umweltorganisation Pestizid-Aktionsnetzwerk.

Doch damit nicht genug: Eigentlich hätte die EU-Zulassung am 30. Juni 2016 auslaufen sollen. Doch Hersteller Dow beantragte, die Genehmigung zu erneuern. Aber die Behörden schafften es nicht, rechtzeitig darüber zu entscheiden. Deshalb verlängerte die EU die Zulassung durch Verordnungen dreimal, zuletzt bis Ende Januar 2020.

Kein einziges Mal prüften die Behörden die Risiken. Auch nicht, als die kritische Auswertung der Tierversuche schon veröffentlicht war. Der Grund für die Verlängerungen war den Verordnungen zufolge einzig, dass „sich die Bewertung dieser Wirkstoffe aus Gründen verzögert hat, die die Antragsteller nicht zu verantworten haben“. Solche „blinden“ Zulassungen gibt es auch für andere Pestizide, die zum Beispiel im Verdacht stehen, Krebs auszulösen.

Der Vorgang erinnert an den Umgang der Behörden mit dem Unkrautvernichtungsmittel Glyphosat. Auch hier wollten die Zulassungsämter, allen voran das deutsche Bundesinstitut für Risikobewertung,

Wie bei Glyphosat weist die Industrie auch die Vorwürfe gegen Chlorpyrifos vehement zurück

keine relevanten Hinweise auf Gesundheitsrisiken in Tierversuchen erkannt haben. Externe Wissenschaftler machten aber auf erhöhte Tumorraten aufmerksam. Im Unterschied zu Glyphosat hat bei Chlorpyrifos sogar eine Behörde den Stoff als zu gefährlich eingestuft.

Wie bei Glyphosat weist die Industrie auch die Vorwürfe gegen Chlorpyrifos vehement zurück: „Kein Wirkstoff ist gründlicher untersucht worden als Chlorpyrifos“, teilte der taz-József Máté, Sprecher des US-Agrarchemiekonzerns Corteva, mit, in dem Dow nach einer Fusion aufgegangen ist. Genau jenes Argument hatten Glyphosat-Verteidiger für ihr Produkt benutzt – was die Frage aufwirft, welches Pestizid denn nun wirklich am besten geprüft wurde. Corteva jedenfalls schreibt weiter: „Die Efsa-Schlussfolgerungen stimmen nicht überein mit de-

nen anderer wichtiger Regulierungsbehörden wie der US-Umweltbehörde, der australischen APVMA oder der Weltgesundheitsorganisation.“

Dänemarks Regierung beispielsweise überzeugt das nicht. Sie droht bereits mit einem nationalen Importverbot für mit Chlorpyrifos behandelte Lebensmittel, wie die Onlinezeitung *EUObserver* berichtete. Der deutsche Grüne Ebner forderte daraufhin, dass sich die Bundesrepublik der dänischen Initiative anschließt.

Doch davon ist Bundesagrarministerin Julia Klöckner weit entfernt. In einer Stellungnahme für die taz verweist das Ministerium der CDU-Politikerin darauf, dass die EU mehrmals die erlaubten Mengen des Pestizids in Lebensmitteln gesenkt habe. Gerade überprüfe sie die Genehmigung für Chlorpyrifos. Tatsächlich teilte Anca Păduraru, Sprecherin der EU-Kommission, der taz mit: „Die Kommission wird den Mitgliedsländern vorschlagen, die Zulassung der Substanz nicht zu verlängern.“

Kritik am Zulassungssystem wies Păduraru zurück. Gerade wegen „des funktionierenden EU-Systems und der EU-Regulierung“ könne die Kommission den Mitgliedstaaten Verordnungsentwürfe vorlegen, um, wenn nötig, die Zulassung eines Wirkstoffs auslaufen zu lassen.

Ebner sieht das ganz anders: „Der Fall Chlorpyrifos zeigt auch, dass wir dringend eine umfassende Reform der Pestizid-Zulassungsverfahren brauchen“, sagt der Grünen-Abgeordnete. Es verlasse sich zu stark auf Herstellerangaben. „Die Studien müssen künftig vollkommen herstellerunabhängig durchgeführt werden, finanziert über Gebühren der Antragsteller“, verlangt Ebner. „Nur so kann wirklich verhindert werden, dass wichtige Erkenntnisse verschleiert werden.“ Der Parlamentarier kritisierte, Hersteller würden die Studien selbst quasi vorschreiben und die Behörden das dann nur noch zum größten Teil einfach übernehmen. „Auch ohne jede Absicht wird dabei allzu leicht etwas übersehen.“



Gefährliches Spielzeug: In Orangen, Mandarinen und Grapefruits könnte Gift stecken Foto: Seiya Kawamoto/Digital Vision/Getty

Anzeige

Rechte Allianzen in Europa

Wie sich NationalistInnen gegen die EU verbünden

Bei der Wahl zum Europäischen Parlament Ende Mai haben rechtspopulistische und nationalistische Parteien Wahlerfolge feiern können.



JournalistInnen aus sechs EU-Ländern und der Schweiz haben recherchiert, wie sich die europäischen Rechte über nationale Grenzen hinweg vernetzt und welche Themen sie gemeinsam auf die Tagesordnung setzen will.

In Deutschland war die taz Teil des Recherche-Verbundes, die Otto Brenner Stiftung ein Förderer.

OBS-Arbeitspapier 38 online lesen oder herunterladen:
<http://ow.ly/RzXT3opIkKv>

Südamerikas Lunge brennt

Tausende Feuer wüten im südamerikanischen Regenwald. Derweil wächst die Kritik an Brasiliens Präsident Bolsonaro. Die Zerstörung der Wälder soll auch beim G7-Gipfel in Biarritz auf der Agenda stehen



Satellitenbild der Brände im brasilianischen Bundesstaat Mato Grosso
Foto: Planet Labs Inc via dpa

Von **Sunny Riedel** und **Niklas Münch**

Unser Dorf brennt, sie haben unser Dorf angezündet“, schreit die verzweifelte Frau, halb nackt und mit Kopfschmuck, unter Tränen in die Kamera. „Es genügt ihnen nicht, unseren Fluss zu vernichten, unsere Lebensgrundlage zu vernichten, jetzt haben sie auch noch unser Reservat angezündet.“ Sie zeigt anklagend auf das Flammenmeer. Dieses Video ist eines von vielen, die seit Donnerstag in den sozialen Netzwerken geteilt werden und das Ausmaß der Katastrophe im Amazonasbecken sichtbar machen.

Im Herzen Südamerikas brennt der Wald. Mehr als 70.000 Feuer wüten derzeit vor allem in den nordbrasilianischen Bundesstaaten Acre, Rondônia, Mato Grosso und Mato Grosso do Sul. Aber auch im Süden Brasiliens, in Paraguay, Bolivien, Peru und Nordargentinien brennt der Wald. 74.155 Brände waren es laut dem brasilianischen Welt- rauminstitut Inpe seit Jahresbeginn allein in Brasilien und damit rund 84 Prozent mehr als im Vorjahr. Das ist der höchste gemessene Wert seit Beginn der Aufzeichnungen 2013.

Die meisten Brände im Regenwald sind von Menschen gemacht. Illegale Holzfäller oder Minenarbeiter sind verantwortlich. Aber auch Agrarunternehmen, die auf dem fruchtbaren Boden Soja anpflanzen und ihre Tiere weiden lassen, haben ein Interesse an den zum Großteil illegalen Rodungen. Umweltschutzorganisationen fordern deshalb schon seit Längerem einen Importstopp für solche Güter.

Roberto Maldonado, Südamerika-Experte bei WWF Deutschland, sagt, dass in Brasilien die Haltung vorherrschend sei, so schnell und so viel Land brandzuroden und für die Landwirt-

schaft zugänglich zu machen wie möglich: „Die Regierung ist als geistiger Brandstifter verantwortlich für die Situation.“

Rund 900.000 Indigene aus mehr als 300 Völkern leben im und vom Wald, einige davon haben noch nie Kontakt zur Zivilisation gehabt. Nicht nur für Brasilien ist die Vernichtung von Leben und Lebensgrundlagen ein Problem. Der als die „grüne Lunge“ der Welt bezeichnete Regenwald bindet gigantische Mengen an Kohlendioxid und trägt zum Gleichgewicht des weltweiten Klimas bei.

Weil der Amazonas alle etwas angeht, haben sich inzwischen nicht nur die direkt Betroffenen gemeldet. Frankreichs Präsident Emmanuel Macron forderte, das Thema auf dem am heutigen Samstag beginnenden G7-Gipfel in Biarritz anzusprechen. Kanzlerin Angela Merkel unterstützt Macrons Aufruf.

Unabhängig von den Bränden stoppten Deutschland und Norwegen Mitte August bereits Zahlungen aus dem Amazonas-Fonds, da Brasilien nicht genug gegen die illegale Abholzung des Regenwalds tue. Der Amazonas-Fonds dient dazu, Brasilien beim

Schutz des Regenwalds zu unterstützen. Hauptgeldgeber ist Norwegen. Für Reinhard Berend von Rettet den Regenwald ist dies der falsche Weg. „Dadurch behindern wir den Waldschutz“, sagt er. Maldonado vom WWF findet es dagegen richtig, dass die Zahlungen aus dem Fonds eingefroren wurden. Nun müssen sich die Partner wieder auf gemeinsame Werte verständigen, sagt

Die meisten Brände im Regenwald sind von Menschen gemacht

Maldonado. Dass Brasilien imstande sei, die Entwaldung des Regenwalds zu stoppen, habe das Land in der Vergangenheit erfolgreich gezeigt. „Man muss das nur politisch wollen.“

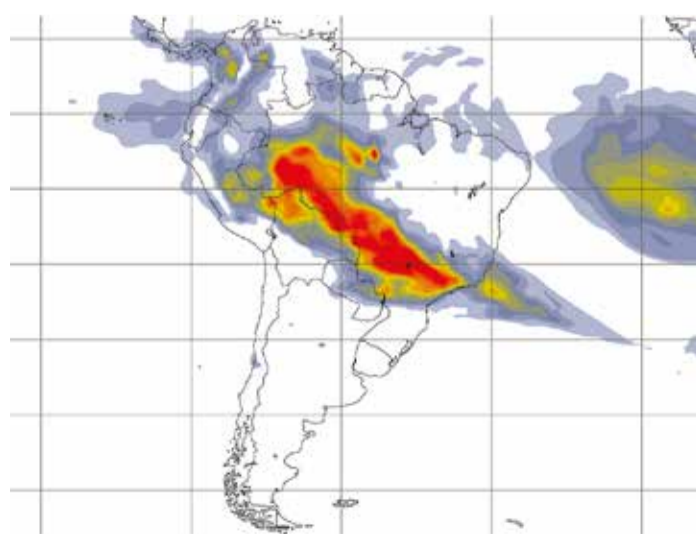
Angesichts der verheerenden Waldbrände droht Irland mit einer Blockade des EU-Mercosur-Abkommens. Das Freihand-

elsabkommen zwischen der Europäischen Union und den südamerikanischen Ländern wurde nach knapp zwanzigjährigen Verhandlungen Ende Juni beschlossen. Nun muss es noch von jedem EU-Land ratifiziert werden. Maldonado geht ein Boykott des Abkommens aber zu weit. Es sei an der Zeit, nachzuzuhandeln und Mindeststandards festzusetzen. „Fleisch von illegal gerodeten Flächen muss ein No-go sein.“

Brasiliens ultrarechter Präsident Jair Bolsonaro ist bislang nicht abgerückt von seiner Abwehrhaltung. Auf Twitter ging er zum Gegenangriff über und warf dem französischen Präsidenten Macron vor: In Abwesenheit der Länder der Amazonasregion beim G7-Gipfel über die Waldbrände sprechen zu wollen, zeuge von einer „kolonialistischen Mentalität“. Er beschuldigte Macron, eine „innere“ Angelegenheit Brasiliens und anderer Staaten im Amazonasgebiet „instrumentalisieren“ zu wollen, um „persönlichen politischen Profit“ daraus zu schlagen.

Bolsonaro gibt zudem Umweltschützern die Schuld. Brasilianischen Medien sagte er, die Brände könnten „eine kriminelle Aktion dieser NGOs gewesen sein, um die Aufmerksamkeit auf mich und gegen die Regierung zu richten. Das ist der Krieg, in dem wir uns befinden.“ Beweise oder Indizien hat er dafür nicht.

Indes wird die Front gegen Bolsonaro breiter. Die Bewegung Fridays for Future hat zu Demonstrationen vor brasilianischen Botschaften und Konsulaten aufgerufen. US-Schauspieler Leonardo DiCaprio und seine Ex-Freundin, das brasilianische Supermodel Gisele Bündchen, Kim Kardashian und Madonna, sie alle forderten Bolsonaro und die Weltgemeinschaft auf, die Brände zu stoppen. Zudem ging auf Twitter der Hashtag #prayforamazonia viral.



Die Aerosol-Konzentration über dem Waldbrandgebiet
Foto: Atmosphere Monitoring Service Notimex/dpa



taz genossenschaft

FOTO: KATHARIN THIELKER

Einladung

zur ordentlichen Generalversammlung der taz, die tageszeitung. Verlagsgenossenschaft eG

Samstag, den 14. September 2019

Formaler Teil von 10 bis 14 Uhr

- 9.00 Uhr Einlass zur Generalversammlung
- 9.50 Uhr Eröffnung der Versammlung durch Aufsichtsrätin, *Stefanie Urbach*
- 10.00 Uhr Begrüßung und Vorstellung *Andreas Marggraf* als neuer Geschäftsführer
- 10.20 Uhr Bericht des Vorstands, Bericht des Aufsichtsrats und Aussprache
- 11.30 Uhr Kaffeepause
- 11.45 Uhr Rechnungslegung für das Geschäftsjahr 2018
 - a) Erläuterung
 - b) Bericht des Aufsichtsrats über die Prüfung des Jahresabschlusses und des Vorschlags zur Verwendung des Jahresüberschusses
 - c) Vortrag des Prüfungsergebnisses und Beschlussfassung zur Kenntnismahme über den Prüfungsbericht des Prüfungsverbandes
 - d) Feststellung des Jahresabschlusses 2018
 - e) Beschlussfassung über die Feststellung des Auseinandersetzungsguthabens der Ausgeschiedenen mit der Genossenschaft
 - f) Beschlussfassung über die Verwendung des Jahresüberschusses 2018
- 12.00 Uhr Beschlussfassung über die Entlastung des Vorstands
- 12.05 Uhr Beschlussfassung über die Entlastung des Aufsichtsrats
- 12.10 Uhr Wahl von zwei Mitgliedern des Aufsichtsrates: Vorstellung der Kandidat*innen folgt
- 12.50 Uhr Verschiedenes
- 13.00 Uhr Pause mit Mittagsbuffet

Inhaltlicher Teil – Vorstellung der taz Projekte

- 14.00 Uhr *Bernd Blöbaum* Präsentation Leserbefragung
- 14.20 Uhr Einleitung in den inhaltlichen Teil „Warum ist die taz wichtiger denn je?“ *Georg Löwisch*
- 14.30 Uhr Digitale Transformation – Vorstellung der 4 Projekte taz am wochenende, *Jörg Kohn* Entwicklung der taz App, *Lena Kaiser* und *Jan Kahlcke* Produktentwicklung taz im Netz, *Luise Strothmann* Community-Management, *Jörn Kruse*
- 15.30 Uhr Kaffeepause
- 16.00 Uhr Ergebnisse der AGs von GenossInnen zur digitalen Transformation aus HH und Berlin
- 16.30 Uhr Aussprache und Diskussion
- 17.30 Uhr Zusammenfassung und Ausblick. *Katrin Gottschalk*
- 17.45 Uhr Eine Ära geht zu Ende: Verabschiedung *Karl-Heinz Ruch*
- 18.30 Uhr Ende der Generalversammlung
Transfer zur taz: ÖPNV und Busshuttle

Abendveranstaltung ab 19 Uhr

- 19.00 Uhr Fest der Genossenschaft in der taz Kantine mit Essen und Musik

Alle Genossinnen und Genossen sind mit Begleitung herzlich eingeladen.

Für den Vorstand: *Andreas Bull*, *Andreas Marggraf*

Ort der Generalversammlung: *Heinrich-Böll-Stiftung e. V.* Schumannstr. 8, 10117 Berlin, S- und U-Bahnhof Friedrichstraße (www.bvg.de)

Ort der Abendveranstaltung: *taz Kantine* Friedrichstr. 21, 10969 Berlin, U-Bahnhof Kochstraße (www.bvg.de)

#genovers19

6

Prozent – um so viel geringer als im Durchschnitt der Jahre 2013 bis 2017 ist die Getreideernte in diesem Jahr ausgefallen. Dürre, Starkregen, Hitze – das alles hat der Landwirtschaft sehr zugesetzt, beklagen die deutschen Bauern. Besonders Mittel- und Ostdeutschland leiden. In Bayern und Baden-Württemberg war die Ernte normal.

Quelle: reuters

Langer Anlauf

Die SPD will eine moderate Vermögensteuer einführen. Die soll 10 Milliarden Euro einbringen

Aus Berlin **Stefan Reinecke**

Es war ein großer Erfolg der Parteilinken. Gegen den zähen Widerstand der Führung bekam ihr Antrag eine klare Mehrheit auf dem Parteitag: Die SPD wird „durch die Einführung der Vermögensteuer Vermögende stärker in die Verantwortung für das Gemeinwohl nehmen“. Das war 2009, Sigmar Gabriel war gerade zum Parteichef gewählt worden.

Die Vermögensteuer ist 1996 nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes abgeschafft worden. Seitdem liegt ihre Wiederauflage auf Halde – und wird quasi zum Berliner Flughafen unter den Anträ-

Sympathien gibt es bei den Grünen und der Linkspartei

gen auf SPD-Parteitag. Doch Thorsten Schäfer-Gümbel hat nun angekündigt, dass die SPD nach langem Anlauf endlich Ernst machen will. In einem Interview mit der *Rheinischen Post* hat der derzeitige kommissarische SPD-Chef die Grundzüge des Konzepts skizziert.

Multimillionäre und Kapitalgesellschaften sollen jährlich bis zu 1 Prozent ihres Vermögens an den Staat zahlen. Bei wirtschaftlichen Problemen soll die Steuer ausgesetzt werden können. Superreiche sollen stärker belastet werden als Millionäre. Arbeitsplätze seien keinesfalls in Gefahr, sagt Schäfer-Gümbel.

Der SPD-Mann, der seit 2017 die Vermögensteuerkommission seiner Partei leitet, sieht auch einen weiteren oft for-

mulierten Vorbehalt gegen die Steuer ausgeräumt: Man werde Betriebs- und Privatvermögen so bewerten, dass die Steuer verfassungsgemäß ausfalle. 1995 hatte das Bundesverfassungsgericht die Vermögensteuer wegen ihrer Bemessungsgrundlage kassiert. Die Umsetzung des SPD-Vorschlags würde dem Staat bis zu 10 Milliarden Euro bringen. Das Konzept ist moderat. Das Wirtschaftsforschungsinstitut (DIW) hatte 2016 taxiert, dass eine Vermögensteuer je nach Ausgestaltung zwischen 10 und 20 Milliarden Euro einbringen kann.

In der Bundesrepublik ist die Substanzbesteuerung – also Erbschaft- und Vermögensteuer, – verglichen mit den USA oder Großbritannien, äußerst gering. Dort ist sie etwa fünfmal so hoch.

Klar ist: Mit der Union wird eine Vermögensteuer, egal wie kleinformal und flexibel sie auch gestaltet wird, nicht durchsetzbar sein. Sympathien gibt es dafür bei den Grünen und der Linkspartei, der der SPD-Vorschlag längst nicht weit genug geht.

Dem SPD-Konzept fehlt noch das Konkrete. So ist laut Schäfer-Gümbel unklar, ab welcher Vermögenshöhe die Steuer anfallen soll. Ziel der Steuer soll auch sein, jene Großverdiener zur Kasse zu bitten, die „selbst in der Finanzmarktkrise überproportional von der wirtschaftlichen Lage profitiert haben“.

Das Konzept soll der SPD-Parteitag im Dezember beschließen, ziemlich genau zehn Jahre nach dem Dresdener Parteitag 2009. Schäfer-Gümbel zieht sich nach dem Parteitag aus der Politik zurück – kein gutes Omen für die Zukunft der Vermögensteuer der SPD.

was macht die bewegung?



Montag, 26. August

Wurzen | Zusammenhalten statt spalten

Wurzen, eine schicke Stadt mit rund 17.000 Einwohner:innen, liegt unweit von Leipzig. Nicht ganz unberechtigt trägt sie den Ruf, ein Pflaster von Rechten zu sein. Seit den Neunzigern passieren immer wieder rassistische Angriffe. Gleichzeitig gibt es in Wurzen eine sehr lebendige Zivilgesellschaft, die sich gegen dieses Image und gegen das Rechte wehrt. Wie dieses Sich-wehren aussehen kann und worauf es ankommen muss, werden wir im Kulturhaus Schweizergarten unter dem Titel „Zusammenhalten statt spalten: Was kann eine sächsische Kleinstadt gegen rechte Strukturen tun?“ mit Politiker:innen und zivilgesellschaftlichen Initiativen dieser Stadt debattieren. 19 Uhr, Schweizergartenstr. 2

Dienstag, 27. August

Wurzen | Rechten Foren den Raum nehmen

Bald wird auch hier der Sächsische Landtag gewählt. Wenn man in Wurzen einen Blick auf die vergangenen Kommunalwahlen wirft, kann man eine auch aktuell klare Tendenzen nach Rechtsaußen nachvollziehen. Im Mai 2019 wurde hier die AfD mit 15,7 Prozent und das rechtsextreme sogenannte Neue Forum für Wurzen (NFW) mit 11 Prozent in den Stadtrat gewählt. Mit dem fünften Listenplatz erhielt Benjamin Brinsa für das NFW Einzug in den Stadtrat. Brinsa ist weit über Wurzen hinaus für seine engen Verbindungen zu Rechtsextremen bekannt. In deren Kampfsportszene ist er unter dem Namen „The Hoolligan“ aktiv.

Anlässlich der ersten Stadtratssitzung wollen die Rechten vom NFW nun eine öffentlichen Feier begehen und dafür durch die Stadt laufen – eine Machtdemonstration. Dagegen wird es aber Protest gegeben. Das bundesweite Bündnis „Irgendwo in Deutschland“ ruft auf, rechten Foren den Raum zu nehmen. Dafür wird es am Nachmittag ab dem Bahnhof in Wurzen eine Gegendemonstration geben. Gemeinsame Anreisemöglichkeiten bestehen ab Leipzig.

Anreise: 15.40 Uhr, Bahnhof Leipzig Infopoint

Demonstration: 16.30 Uhr, Bahnhof Wurzen



Solidarität statt Ausgrenzung: Wie in Leipzig im Juli wollen auch in Dresden Tausende Menschen gegen Rechtspopulismus auf die Straße gehen
Foto: Tim Wagner/imagio

Dresden wird #unteilbar

Zeichen gegen rechts kurz vor den Landtagswahlen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen

Aus Dresden **Christian Jakob**

Mehrere Zehntausend Menschen werden am Samstag zur #unteilbar-Demonstration in Dresden erwartet. Vor den Landtagswahlen in Sachsen, Brandenburg und Thüringen will ein breites zivilgesellschaftliches Bündnis gegen rechtspopulistische Politik protestieren.

Rund 300 Organisationen, etwa die Hälfte davon aus Sachsen, haben den Aufruf unterzeichnet. Unter ihnen sind Gewerkschaften und Sozialverbände sowie antifaschistische Gruppen. Auch die beiden großen Kirchen haben zur Teilnahme aufgerufen. „Die Gedanken der Nächstenliebe, Solidarität, Gemeinschaft und Toleranz sind Kernbestand des christlichen Glaubens“, erklärte Sachsens Oberlandeskirchenrat Burkart Pilz.

Angemeldet haben die Veranstalter am Samstag rund 25.000 Teilnehmer:innen. Zur ersten #unteilbar-Demonstration im Oktober 2018 in Berlin waren überraschend etwa 240.000 Menschen gekommen. „Für uns ist auch wichtig, dass viele Menschen aus Sachsen dabei sind und mit denen, die aus dem Rest des Landes anreisen, zusammenkommen“, sagte Mitorganisatorin Sophie Winter der taz. „Außerdem wollen wir Räume besetzen, die sonst in der Stadt von Rechten reklamiert werden. Wir wollen zeigen: Das ist unser Tag in der Stadt, die Rechten haben da keinen Platz.“

Als Redner:innen sind am Samstag unter anderen die von Nazis bedrohte Frankfurter Rechtsanwältin Seda Başayıldız und Markus Beeko, der Generalsekretär von Amnesty Deutschland, angekündigt. Aus 34 Städten fahren

Busse zu der Demo. Aus Berlin sind zwei Sonderzüge auf dem Weg nach Dresden.

Einer aber kommt nicht: Sachsens Ministerpräsident Michael Kretschmer (CDU). „Ich finde es gut und wichtig, dass es Menschen gibt, die die Demokratie und den Rechtsstaat bei der ‚unteilbar‘-Demonstration verteidigen möchten. Auch dass sie ein Zeichen gegen die AfD setzen wollen, kann ich nachvollziehen. Dafür haben sie meinen Respekt“, sagte Kretschmer vor einigen Tagen. „Aber ich kann als CDU-Vorsitzender und Ministerpräsident nicht bei einer Veranstaltung dabei sein, bei der auch Kräfte wie die Antifa mit von der Partie sind.“

Der Pressesprecher der sächsischen AfD, Andreas Harlaß, hatte in den vergangenen Tagen behauptet, die Polizei rechne intern mit Ausschreitungen. Die Polizei hatte gegenüber der „Tageschau“ jedoch widersprochen und gesagt, sie erwarte einen friedlichen Verlauf. Auch die *Bild*-Zeitung schrieb am Freitag, die Polizei befürchte „Krawalle“ durch „500 gewaltbereite Autonome aus Hamburg und Berlin“. Auch dem widersprach der Pressesprecher der Polizeidirektion Dresden, Marko Lasko. Er sagte dem *Bild*-Blog, dass die Polizei von einem „friedlichen Versammlungsgeschehen ausgeht“. Es gebe „keine Hinweise auf Störungsaktionen“. Das habe er *Bild* auch so gesagt, so Lasko laut *Bild*-Blog. Die #unteilbar-Organisator:innen gehen gelassen mit solchen Aussagen um. Man habe mit einer solchen Provokation der AfD gerechnet.

Die taz ist mit mehreren Reporter:innen vor Ort in Dresden und berichtet den ganzen Tag auf taz.de, auf Twitter und Periscope über die Ereignisse. Hintergründe lesen Sie auf unserem Schwerpunkt unter taz.de/tazost.

die drei fragezeichen

„Weltraum ist Erbe der Menschheit“

1 **taz: Herr De Masi, Sie haben die Bundesregierung über einen Weltraumbergbau und die Privatisierung der Rohstoffe im All befragt. Wie umkämpft ist der Weltraum?**

Fabio De Masi: Momentan ist der Rohstoffabbau im All technologisch und wirtschaftlich noch nicht möglich. Aber es gibt Ankündigungen von Tesla, Amazon und anderen, sich zu engagieren. Die große Gefahr ist, dass sich das mit den Weltraumbergbaugeetzen, die in den USA und Luxemburg verabschiedet wurden, verstärkt. Wobei ich generell große Zweifel habe, dass sich der Rohstoffabbau im All ökologisch und wirtschaftlich rechtfertigen lässt.

2 **Was ist das Problem dieser Gesetze?**

Mit dem Gesetz wird gesagt: Wer Rohstoffe gewinnt, dem gehören sie auch. Das aber widerspricht dem Völkerrecht. Der Weltraum ist Erbe der gesamten Menschheit. Der Rohstoffabbau muss also allen Menschen dienen. Weltraumbergbau sollte – wenn überhaupt – nur unter Regie der Vereinten Nationen stattfinden.

3 **Gibt es auch in Deutschland Bestrebungen, ein solches Gesetz zu schaffen?**

Die Regierung plant ein Weltraumgesetz noch für diese Legislaturperiode. Der Bund der Deutschen Industrie hat das auch gefordert. Das Gesetz soll Rechtssicherheit innerhalb eines internationalen Rahmens schaffen. Den gibt es aber nicht. Ich befürchte, zahlreiche Staaten werden auf Druck der Industrie in einen Wettlauf eintreten. Am Ende hätten viele Länder ihre eigenen Gesetze, und der internationale Rahmen käme nicht. Man muss verhindern, dass jeder loslegt, wie er will, und den Unternehmen einen Riegel vorschieben. Sonst entscheiden private Konzerne darüber, was im All passiert.
Interview: Julia Kitzmann

Fabio De Masi, 39, ist seit 2017 Bundestagsabgeordneter. Er ist stellvertretender Fraktionsvorsitzender der Linken

Foto: Karin Deasmarowitz/Die Linke



Der Artenschutz gilt nun auch für Giraffen

Der Artenschutz für Elefanten und Nashörner wird nicht aufgeweicht. Anträge mehrerer Staaten aus dem südlichen Afrika, die „kontrollierte Jagd“ auf diese Tiere und den seit 30 Jahren strikt verbotenen Handel mit Elfenbein und Nashornstoßzähnen wieder zu erlauben, wurden auf einer Konferenz der 183 Mitgliedstaaten des Artenschutzübereinkommens (Cites) in Genf mit großer Mehrheit abgelehnt. Erstmals beschlossen die Vertragsstaaten zudem Maßnahmen zum Schutz von Giraffen.

Der weltweite Bestand der Giraffen ist in den vergangenen 30 Jahren um 40 Prozent

zurückgegangen. Heute leben nach Daten der Weltnaturschutzunion (IUCN) weniger als 100.000 dieser Tiere in freier Wildbahn. Die Giraffe soll nun in das Artenschutzübereinkommen aufgenommen werden. Dies würde die Nachverfolgung und Regulierung des Handels mit Giraffenprodukten ermöglichen. Damit müssten legal erworbene Jagdtrophäen registriert und ihr Export müsste genehmigt werden. Auch bei der Lieferung an Zoos und Zirkusse ist die Verschiffung künftig nur noch erlaubt, wenn das Exportland nachweist, dass die Bestände nicht gefährdet werden.

Der Vorschlag kam von mehreren Ländern, in denen die Giraffenpopulation besonders stark geschrumpft ist. „Der illegale grenzüberschreitende Handel stellt eine maßgebliche Bedrohung für das Überleben der Giraffen dar“, sagte der Vertreter des Tschad.

Das 1973 in Washington vereinbarte Cites-Abkommen regelt den internationalen Handel mit gefährdeten Arten. Auf regelmäßigen Überprüfungsabkommen wie diese Woche in Genf können Lockerungen oder Verschärfungen der Regelungen beschlossen werden.
Andreas Zumach

länderkunde

Hongkong



Die Online-Videoplattform YouTube hat 210 Kanäle gesperrt, die in einer koordinierten Aktion Stimmung gegen die Demokratiebewegung in Hongkong gemacht haben sollen. Die Erkenntnisse würden sich decken mit Erklärungen der Onlinedienste Twitter und Facebook, die China zu Wochenbeginn vorgeworfen hatten, eine Online-Manipulationskampagne gegen die Demokratiebewegung in Hongkong zu fahren. (afp)

zeitpunkt

23. August 2019, 14 Uhr

Mehrere Hundert Anhänger*innen der Fridays-for-Future-Bewegung blockieren den Düsseldorfer Flughafen. Sie wollen auf die klimaschädlichen Auswirkungen des Flugverkehrs aufmerksam machen.

Salvini kann noch hoffen

In Italien haben die 5-Sterne-Bewegung und die Partito Democratico bis Dienstag Zeit, eine Regierungskoalition zu bilden. Schaffen sie das nicht, gibt es Neuwahlen

Aus Rom Michael Braun

Nur eines ist in der italienischen Regierungskrise dieser Tage wirklich sicher: Sie wird eine der kürzesten Krisen sein, die das Land in den letzten Jahrzehnten erlebt hat. Nach dem Rücktritt des Ministerpräsidenten Giuseppe Conte am Dienstag, nach den Treffen des Staatspräsidenten Sergio Mattarella mit den Parteien am Mittwoch und Donnerstag haben ebenjene Parteien jetzt bis Dienstag Zeit, eine Lösung zu finden. Anderenfalls stellt Mattarella die Auflösung des Parlaments samt Neuwahlen in Aussicht.

Die große Frage ist deshalb: Schaffen es die Fünf Sterne und die gemäßigt linke Partito Democratico (PD), die bisher einander in inniger Feindschaft verbunden waren, binnen kürzester Zeit, eine wirklich tragfähige Lösung zu finden?

Zusammengehalten werden sie auf den ersten Blick vor allem durch die gemeinsame Abneigung gegen Neuwahlen. Es war ja allein Matteo Salvini, der Lega-Chef und bisherige Innenminister, der mitten im August die Krise aufgelöst hatte, weil er sich von schnellen Neuwahlen einen Erdrutschsieg erhoffte. Das Movimento5Stelle (M5S – 5-Sterne-Bewegung) dagegen müsste mit drastischen Verlusten gegenüber jenen 33 Prozent rechnen, die es im März 2018 geholt hatte, und die PD, die 2018 mit 18 Prozent abgestraft worden war, dürfte nur auf bescheidene Zugewinne hoffen können.

Entsprechend rüde hatte Salvini in den letzten Tagen das mögliche Bündnis M5S-PD als „Pakt der Verlierer“ geschmäht. Er rief, ebenso wie seine potenziellen Verbündeten von der rechtsradikalen Partei Fratelli d'Italia und von Berlusconi's Forza Italia, denn auch jetzt in den Konsultationen beim Staats-



Fünf-Sterne-Chef Luigi Di Maio auf dem Weg zu Staatspräsident Sergio Mattarella Foto: Yara Nardi/reuters

präsidenten nach der sofortigen Parlamentsauflösung.

Vor der aber steht, das machte Mattarella in seinem kurzen Statement zum Abschluss der Konsultationsrunde am Donnerstagabend klar, nach der italienischen Verfassung das

Bislang in inniger Feindschaft verbunden – jetzt zusammen regieren?

Gebot, vorab mögliche Alternativen im gegenwärtigen Parlament auszuloten.

Ob diese wirklich gegeben sind, wird sich bis Dienstag zeigen. Das M5S erklärte, es sei zu Beratungen mit der PD bereit. Doch es formulierte als Vorbedingung, die Partei unter Nicola Zingaretti müsse gefälligst der

vom M5S vorangetriebenen Verfassungsänderung zustimmen, nach der das Abgeordnetenhaus von 630 auf 400 und der Senat von 315 auf 200 Parlamentarier verkleinert wird. Zum Inkrafttreten dieser Änderung fehlt nur noch eine Abstimmung im Abgeordnetenhaus.

Und die PD? Sie formulierte just die entgegengesetzte Bedingung: Die Fünf Sterne sollen auf ebenjene Verfassungsänderung verzichten. Außerdem verlangte Zingaretti den Abschied des M5S von jenen „Sicherheitsdekreten“, die auf Initiative Salvini von der bisherigen Regierung aufgelegt worden waren und die vor allem dazu dienten, die NGOs im Mittelmeer zu bekämpfen.

In dieser Gemengelage versuchte Salvini, sich wieder ins Spiel zu bringen. Ihn treibt die Angst um, dass aus den Neuwahlen nichts wird und dass er für Jahre auf der Oppositionsbank landet. Deshalb erklärte er

am Donnerstag, natürlich wünsche er sich schnelle Wahlen – er könne sich aber auch eine ganz andere Lösung vorstellen, nämlich die, die Koalition von Lega und M5S einfach fortzusetzen. Um den Fünf Sternen das Angebot schmackhaft zu machen, bot er ihrem Chef, dem bisherigen Wirtschafts- und Arbeitsminister Luigi Di Maio, auch gleich an, er könne ja jetzt Ministerpräsident werden, während Salvini Innenminister bleiben will.

Doch es darf als unwahrscheinlich gelten, dass sich das M5S auf dieses Angebot einlässt. Am Wochenende werden erst einmal die Verhandlungen mit der PD beginnen, in denen es sowohl um ein gemeinsames Regierungsprogramm als auch um den Namen desjenigen gehen wird, den die beiden – wenn sie denn zusammenkommen – dem Staatschef Mattarella als zukünftigen Ministerpräsidenten vorschlagen wollen.

Malta lässt von der „Ocean Viking“ Gerettete nach 2 Wochen an Land

Von David Rutschmann

Die 356 aus Seenot geretteten Menschen an Bord der „Ocean Viking“ dürfen in Malta an Land gehen. Das hat der maltesische Premierminister Joseph Muscat am Freitag auf Twitter mitgeteilt. Das maltesische Militär wird die Personen demnach vom Schiff abholen und an Land bringen. Keine der MigrantInnen wird aber auf Malta bleiben. Laut Muscat haben sich Deutschland, Frankreich, Irland, Portugal, Rumänien und Luxemburg zur Aufnahme der Menschen bereit erklärt.

Das Rettungsschiff „Ocean Viking“ war zwei Wochen auf dem Mittelmeer unterwegs und hat in vier Rettungsaktionen insgesamt 356 Menschen aus Seenot gerettet. An Bord befinden sich zudem 13 MitarbeiterInnen der Seenotrettungsorganisation SOS Méditerranée sowie 9 medizinische Einsatzkräfte von Ärzten ohne Grenzen. Die beiden Organisationen charterten das Schiff.

Bei einer Pressekonferenz von Ärzten ohne Grenzen und SOS Méditerranée am Freitag in Berlin wurden die Zustände auf der „Ocean Viking“ geschildert. Das Schiff ist auf die Unterbringung von 200 Personen ausgelegt, mittlerweile müssten die Menschen an Deck schlafen. Bei dem Termin wollten die HelferInnen eigentlich ausführlich darlegen, warum die „Ocean Viking“ dringend einen sicheren Hafen braucht. Die Nachricht von der Bereitschaft Malts, die Menschen an Land zu lassen, wurde überraschend während der Pressekonferenz publik.

„Wir sind erleichtert, dass die lange Tortur für die 356 Menschen bei uns an Bord nun endlich vorbei ist“, sagte Jay Berger, Einsatzleiter von Ärzten ohne Grenzen. „Doch war es nötig, ihnen zwei Wochen quälenden Wartens zuzumuten?“ Auch nachdem bekannt wurde, dass Malta die „Ocean Viking“ anlegen

lassen wird, kritisierten die SeenotretterInnen ein „systematisches Versagen der europäischen Staaten im Mittelmeer“ scharf. Italien zum Beispiel hatte auf die Anfragen des Seenotrettungsschiffs „Ocean Viking“ nicht reagiert. „Das führt nur dazu, dass mehr Menschen sterben müssen“, sagte Sam Turner, Einsatzleiter von Ärzten ohne Grenzen in Tripolis.

Florian Westphal, Geschäftsführer der Hilfsorganisation, hob hervor, dass die „Situation so nicht hinnehmbar sei, dass bei jedem Seenotrettungsschiff neu diskutiert werden muss“. Die Lage sei ähnlich absurd, wie wenn in Deutschland bei jedem Verkehrstod über beraten werden müsste, in welches Krankenhaus dieses gebracht werden soll. „Damit

„Damit darf keine EU-Regierung durchkommen“

Florian Westphal, Ärzte ohne Grenzen

darf keine europäische Regierung durchkommen, und das darf nicht zur Normalität werden.“ Ärzte ohne Grenzen bekräftigte die Forderung nach einer proaktiven Seenotrettung durch die EU, der Beendigung der Zwangsrückführungen nach Libyen und einem Stopp der Strafmaßnahmen gegen NGOs, die sich an der Seenotrettung beteiligen.

Da derzeit kein weiteres Seenotrettungsschiff auf dem Mittelmeer verkehrt, wird die „Ocean Viking“ umgehend wieder in See stechen. „Wir werden einen Hafen anlaufen, um aufzutanken, Güter zu laden und die Crew zu wechseln“, sagte Einsatzleiter Jay Berger. „Solange Menschen weiter aus Libyen fliehen und ertrinken, werden wir uns dafür einsetzen, Leben auf See zu retten.“

Stadtgespräch Bernhard Clasen aus Kiew



Dieses Jahr gibt es keine Militärparade zum Tag der ukrainischen Unabhängigkeit. Das finden nicht alle gut

Noch im vergangenen Jahr hatte der damalige Präsident Poroschenko mit einer der größten Militärparaden der Geschichte der Ukraine den 27. Unabhängigkeitstag gefeiert. Panzer, Raketenräger, über die Innenstadt donnende Flugzeuge und marschierende Soldaten aus 18 Ländern hatten den letztjährigen Unabhängigkeitstag geprägt.

Diesen Samstag soll es bescheidener zugehen. Am Samstagmorgen wird Präsident Wolodymyr Selenski mit seiner Familie der Opfer des Maidan gedenken. 100-mal wird eine Glocke in Erinnerung an die im Winter 2013/2014 getöteten hundert Maidan-AktivistInnen läuten. Über 600 Musiker, darunter auch Ievgen Orlov, Solist an der deutschen Oper in Berlin, werden den musikalischen Rahmen der Gedenkveranstaltung und des feierlichen Umzugs gestalten. Auch Militärorchester werden mit von der Partie sein. Aber statt einer Großparade erhalten alle Militärs einmalige Prämien zwischen 30 und 60 Euro.

Inzwischen unterstützt auch Ex-Präsident Petro Poroschenko die Beschei-

denheit seines Nachfolgers am Unabhängigkeitstag. Gleichzeitig wehrt er sich gegen den Vorwurf, die Militärparade im letzten Jahr sei vollkommen überteuert gewesen.

Doch nicht alle sind mit dem geplanten Ablauf zufrieden. „Mir fehlt der militärische Aspekt bei den geplanten Feierlichkeiten“ erklärte Anton Kolumbet, stellvertretender Chef der Kiewer Veteranenorganisation, gegenüber der taz. Deswegen hätten die Veteranen in Ergänzung der staatlichen Feierlichkeiten einen eigenen „Marsch der Verteidiger der Ukraine“ geplant, der im Anschluss an diese beginnen solle. Derzeit lägen den Veranstaltern bereits 9.000 Anmeldungen vor.

Auch Viktor Muschenko, unter Poroschenko einst Chef des Generalstabs der ukrainischen Streitkräfte, kritisiert das Fehlen einer Militärparade am Unabhängigkeitstag. Die Militärparaden, so Muschenko gegenüber Radio Swoboda, hätten den Soldaten immer wieder gezeigt, dass das Volk die Armee schätze. Davon hätten sich die Soldaten bei der Parade mit eigenen Augen überzeugen

können, und so sei dadurch auch der Kampfgeist der Truppe gestärkt worden.

Nina Potarska, ukrainische Koordinatorin der „Women's International League for Peace and Freedom“, begrüßt die Entscheidung. Dass keine Parade mit all ihren Waffen stattfinden soll, zeige, dass die Regierung die Militarisierung der Gesellschaft herunterfahren möchte. Allerdings, sagt Potarska, kämen vonseiten der Regierung zum bewaffneten Konflikt widersprüchliche Signale.

Insgesamt scheint Präsident Selenski mit seiner Entscheidung gegen eine Parade die Stimmung im Volk richtig eingeschätzt zu haben.

„Ich freue mich, dass die Parade nicht stattfindet. Poroschenko hatte mit seinem riesigen Militärspektakel im letzten Jahr doch nur von seinen eigenen Problemen ablenken wollen. Nun ist Geld für andere Zwecke da“, freut sich die Rentnerin Nadja, die zu Beginn des Krieges aus Donezk nach Kiew gegangen war. Auch sie hat etwas vom Unabhängigkeitstag: Als Binnenflüchtling kommt sie in den Genuss einer einma-

ligen Zahlung der Kiewer Behörden in Höhe von 15 Euro.

Er sei während des Zweiten Weltkrieges geboren, berichtet ein anderer Rentner. Und deswegen habe er immer den 9. Mai als den Tag des Sieges über den Hitlerfaschismus gefeiert. Der Unabhängigkeitstag indes sei ein neuer Feiertag für ihn, den er eigentlich nie besonders wichtig fand. Das Land sei hoch verschuldet. Und solange man solche Schulden habe, könne man eigentlich keine Unabhängigkeit feiern.

Auf einer Fortbildungsveranstaltung für ukrainische Journalisten bewundert die weißrussische Journalistin Schanna Novik die Intensität, mit der man in der Ukraine den Unabhängigkeitstag vorbereite. In Weißrussland fange man damit immer erst wenige Tage vor dem Tag an.

Unterdessen hoffen Angehörige der ukrainischen Gefangenen auf einen zügigen Gefangenen austausch mit Russland. Noch im August könnten 33 ukrainische im Gegenzug zu 33 prorussischen Gefangenen freigelassen werden. Das wäre ein schönes Geschenk zum Unabhängigkeitstag.



Seit einem Jahr Rektorin: Mamokgethi Phakeng bei der Eröffnung des UCT-Graduiertenkollegs der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät im Juli 2019 Foto: Brenton Geach/University of Cape Town

An einem Samstag steht Mamokgethi Phakeng in einem Hörsaal und holt kurz Luft. Sie umfasst ihr Mikrofon fester. Rund 20 Minuten hat sie schon geredet. Im Publikum sind Schülerinnen und Schüler, die aus dem ganzen Land angereist sind, um sich den Campus der University of Cape Town (UCT) anzuschauen, um mit Dozenten zu sprechen, aber auch, um sie kennenzulernen: Mamokgethi Phakeng, 52 Jahre alt, eine zierliche Frau mit kurzen Haaren, in einem Township im Norden von Pretoria geboren und nun Rektorin der Universität. Vize-Kanzlerin genauer gesagt, denn so lautet der entsprechende Titel im englischen Sprachraum. Entscheidend aber: eine Schwarze an der Spitze der prestigeträchtigsten Uni Südafrikas.

Phakeng trägt eine weiße Bluse, schwarze Jeans, schwarze Chucks. Die schwarze Fliege hat sie heute morgen noch aus dem Schrank ihres Manns geklaut, wird sie später erzählen. Ihr Outfit ist elegant, gleichzeitig cool.

„Wir möchten eine Universität für alle sein“, sagt sie. Das Publikum jubelt und klatscht. Habt ihr

Wie kann man Rassismus in einer Institution bekämpfen, deren Erfolg auf Rassismus basiert?

noch Fragen? Sie lässt ihren Blick durch den Hörsaal schweifen. Manche der Schüler haben keinen Platz mehr gefunden und stehen, ein paar sitzen auf den Stufen des Auditoriums. Für viele von ihnen ist die UCT ein großer Traum. Im letzten Jahr landete die Hochschule bei einem Ranking, das 1.000 Universitäten weltweit verglich, auf Platz 156 – vor allen anderen Universitäten auf dem afrikanischen Kontinent.

In einem Land, in dem die Hälfte der Menschen von weniger als fünf Dollar am Tag leben, ist ein Besuch der renommiertesten Universität noch immer der sicherste Weg aus der Armut.

„Was sagen Sie dazu, dass die Universität den Ruf hat, Schwarze zu diskriminieren?“, will ein Schüler wissen. „Transformation hat für uns oberste Priorität, an der UCT ist jeder willkommen, unabhängig von seiner Hautfarbe oder Herkunft“, sagt Phakeng. Sie blickt dem Schüler fest in

die Augen: „Und es ist auch meine Aufgabe, diese Transformation weiter voranzutreiben.“

Die Frage habe sie nicht überrascht, sagt sie später, als sie auf dem Weg zu ihrem Auto ist. Es gibt wahrscheinlich wenige Themen, die die UCT, aber auch das ganze Land so umtreiben. „Das ungleichste Land der Welt“, titelte das *Times Magazine* in seiner Mai-Ausgabe.

Das Ende der Apartheid und die ersten demokratischen Wahlen sind nun 25 Jahre her – und dennoch hat sich in dem Land, in dem Nelson Mandela einst die Vision einer Regenbogennation entwarf, eines nicht geändert: Wer arm ist oder reich, entscheidet sehr oft die Hautfarbe. Die Weltbank schätzt, dass den reichsten 10 Prozent etwa 70 Prozent des Vermögens gehören. Und die meisten dieser Reichen sind weiß.

Mamokgethi Phakeng hat Mathematik in Johannesburg studiert. Sie liebt Zahlen, das Logische. Sie ist eine der ersten schwarzen Frauen in Südafrika mit einem Dokortitel in diesem Fach.

Seit fast einem Jahr steht sie nun an der Spitze einer Universität, deren Kultur sie ändern soll. Aber wie kann man strukturellen Rassismus in einer Institution bekämpfen, deren Geschichte und bisheriger Erfolg auf genau diesem Rassismus basiert? Ein Problem, das die Hochschulen in Südafrika mit den Chefetagen der großen Konzerne teilen: Auch dort sitzen immer noch meistens Weiße in den schönsten Büros, verdienen das meiste Geld. Es gelten ihre Gesetze, ihre Codes, ihre Sprache.

„Ich folge Ihnen auf Twitter, darf ich ein Foto von Ihnen machen?“ Eine Schülerin tippt Mamokgethi Phakeng auf die Schulter. Die Vorlesung ist vorbei, Phakeng legt den Arm um das Mädchen und strahlt in die Kamera. Die Schülerin ist mit einer Freundin aus Johannesburg nach Kapstadt gereist, 16 Stunden mit dem Bus, um an die UCT zu gelangen. Immer mehr Zuhörer drängen sich nun nach vorn, stellen sich neben Phakeng und strecken den Arm hoch für ein Foto mit dem Smartphone. Phakeng macht geduldig Selfies, schüttelt Hände, beantwortet Fragen.

Sie selbst macht auch Selfies und lädt sie später bei Instagram hoch. Ihr Twitteraccount hat mehr als 100.000 Follower, bei Instagram folgen ihr knapp 28.000 Leute. Sie dokumentiert ihr Leben: Fotos von ihren Turnschuhen vor dem Laufen, sie auf einer Alumni-Veranstaltung, die Feierlichkeiten in ihrem Township. Oder ihre zehn Weisheiten aus dem Jahr 2018. Da schreibt sie zum Beispiel: „Punkt eins: Es liegt eine Stärke darin, au-

Eine Universität für alle

25 Jahre nach dem Ende der Apartheid ist Südafrika noch immer ein gespaltenes Land. Macht haben meistens die Weißen, auch an den Hochschulen. Mamokgethi Phakeng, die erste schwarze Rektorin der Universität Kapstadt, will das ändern

Aus Kapstadt **Linda Tutmann**

ßerhalb des Establishments zu sein oder jemanden zu verkörpern, der als naiv oder neu in dem Spiel der Kulturen ist – so kann man das Spiel nach seinen eigenen Regeln spielen, nicht so, wie es, historisch gesehen, immer gespielt wurde.“

„Punkt acht: Urteile niemals über Menschen auf Grundlage ihrer Herkunft. Nicht alle Weißen sind gegen dich als eine schwarze Akademikerin. Und Überraschung, Überraschung, nicht alle Schwarzen sind für dich. Was ich sicher weiß: Beurteile die Menschen lieber auf Grundlage ihrer Werte.“

Es ist Marketing in eigener Sache: Sie hat es geschafft, als Schwarze und Frau, das möchte sie mit jedem Post zeigen. Phakeng hat keine der teuren privaten Eliteschulen besucht, in ihrer ersten Schule fand der Unterricht unter einem Baum statt – und doch ist sie jetzt hier, an Afrikas bester Universität, die mit ihr nun eine Universität für alle Südafrikaner werden soll: #inclusive ist ein Hashtag, den sie besonders oft benutzt.

Gerade bei der Bildung wirken die Folgen der Apartheid nach. Wer keine renommierte Universität besucht, wem die nötigen Punkte in den Abschlussklausuren fehlen, für den wird es viel schwieriger, nach der Schule einen Job zu finden. Während 50 Prozent der Weißen eine Hochschule besuchen, sind es bei schwarzen Schulabgängern gerade mal 17 Prozent eines Jahrgangs. Schuld ist auch das öffentliche Schulsystem, es gehört zu den schlechtesten der Welt. Eine Studie aus dem Jahr 2016 offenbarte, dass 78 Prozent der Grundschüler in Südafrika in der vierten Klasse immer noch nicht richtig lesen können.

Die Regierung ist überfordert mit der Bildungskrise, an den öffentlichen Schulen fehlen gut ausgebildete Lehrer. Wer, wie viele Schwarze, kein Geld für eine Privatschule hat, für den stehen die Chancen auf ein Studium deutlich schlechter.

„Die Kultur der UCT schloss Schwarze lange Zeit aus“, sagt Mamokgethi Phakeng. An diesem Morgen sitzt sie in ihrem geräumigen Büro und scrollt sich unentschlossen durch die Frühstücksangebote einer Fastfoodkette. Wenn sie aus dem Fenster schaut, über den Parkplatz hinweg, sieht sie viel Grün: hohe Bäume und mit Efeu bewachsene Gebäude, die Universität wurde bereits 1829 gegründet, ist eine der ältesten Afrikas.

An der UCT lehren nur 48 schwarze südafrikanische Professoren von insgesamt 241. In manchen Fachbereichen arbeitet kaum ein Schwarzer. „Du änderst etwas, indem du anders bist“, sagt Phakeng. Das Einstellen von schwarzen Professoren und Dozenten, das Anwerben von schwarzen Studierenden sei das eine, aber viel wichtiger sei es, das Gefühl zu ändern, das viele Schwarze haben: hier auf dem Campus nicht willkommen zu sein.

Dass es an der UCT auch für Phakeng nicht einfach werden würde, spürte sie schnell, „besonders der Beginn war hart“, sagt sie. Im Sommer 2016 wechselte sie hierher, davor war sie Vizepräsidentin für Forschung und Innovation an der Universität in Pretoria. „Ich hatte nicht den Eindruck, dass man mich hier wollte“, sagt sie. Niemand habe sie in ihrem Büro besucht oder zum Mittagessen eingeladen.

Es waren schwierige Zeiten für die Hochschule: 2015 brachen an der UCT und im ganzen Land Studierendenunruhen aus. Die zum großen Teil schwarzen Studierenden forderten die Abschaffung der Studiengebühren und die Dekolonisierung der Bildung. Immer wieder eskalierte auf dem Campus die Gewalt zwischen Studierenden und Sicherheitsmännern. Als der damalige Präsident Jacob Zuma die Deckelung der Studiengebühren zusicherte, beruhigte sich die Situation.

Im Herbst 2017 dann, eine Woche bevor die Stelle der Rektorin ausgeschrieben wurde, rief der damalige Rektor der UCT Phakeng zu sich: Wir müssen reden, sagte er. Es kursorierte eine E-Mail, die suggerierte, dass Phakengs Doktorarbeit gefälscht sei. Sie war geschockt, aber auch wütend. Als sie das erzählt, deutet sie auf ein gerahmtes Bild an der Wand, ihre Promotionsurkunde.

Phakeng ließ sich die E-Mail schicken, die an mehr als 40 Universitätsmitglieder ging, an Vertreter des Managements, Professoren und Dozenten. Die Absender: ein Sponsor der Universität und ein ehemaliger Professor, beide weiß. Erst als eine Woche später die Ausschreibung für die

formation viel zu langsam: „Der Wille bei denen, die Macht haben, fehlt“, sagt er.

Er wird wütend, wenn er erzählt, mit welchen Sorgen schwarze Studierende zu ihm ins Büro kommen, die offensichtlich oder subtil diskriminiert und ausgeschlossen werden: Studierende, die in Gruppenarbeiten bei gleicher Arbeit schlechtere Noten bekommen als ihre weißen Kommilitonen, denen ins Gesicht gesagt wird, dass sie nie einen Abschluss bekommen werden. Dann gibt es Studierende, die ihr bisheriges Leben in Wellblechhütten verbracht haben, die noch nie eine Theateraufführung oder eine Oper besucht haben und nun in Architekturkursen Strand- und Opernhäuser entwerfen müssen. Das ganze Studium, die Stundenpläne und Inhalte seien für Weiße gemacht, mit der Lebenswelt vieler Schwarzen haben sie nicht viel zu tun, sagt er.

Ein Mitarbeiter der Universität habe neulich mitteilen lassen, er könne sich nicht mit Chinyoka in einem Raum aufhalten, seine Hautfarbe sei ein Problem, erzählt er weiter. Er habe Phakeng den Vorfall gemeldet. Bis heute aber arbeitet der Kollege an der Universität, passiert sei nichts. Chin-

”

„Ich liebe junge Leute, mit ihrer Energie geben sie mir Kraft, selbst in ihrer Wut“

Mamokgethi Phakeng,
Rektorin der Universität Kapstadt

Position der Rektorin veröffentlicht wurde, verstand sie, warum diese E-Mail verfasst worden war: Sie hatte gute Chancen auf den Posten. „Sie hatten Angst, dass eine Schwarze und noch dazu eine Frau die wichtigste Universität in Südafrika führen würde.“ Erst ein offizielles Statement des damaligen Rektors beendete das Gerücht.

Und dennoch: Bis heute ist sie manchmal in Meetings die einzige Schwarze am Tisch.

Im unteren Stockwerk der mathematischen Fakultät in einem kleinen, schmucklosen Raum sitzt Tiri Chinyoka, er ist Vorsitzender des Black Academics Caucus – einer Interessenvertretung der schwarzen Akademiker an der UCT. Es ist Samstagnachmittag, am Morgen ist er noch die Seminarunterlagen der vergangenen Woche durchgegangen, nun ist er erschöpft. Chinyoka ist seit 2012 Mathematikdozent an der UCT und erlebt seitdem, wie die Universität mit der Transformation ringt. „Eine einzelne Person wie Phakeng kann die Universität nicht ändern“, sagt er.

2014 gründeten Chinyoka und seine schwarzen Kollegen die Vereinigung. Sie merkten, dass sie sich zusammenschließen müssen, damit ihre Stimmen gehört werden. Für Chinyoka ist der Kampf noch lange nicht vorbei: „Noch immer wird an der UCT ein Großteil der wichtigen Entscheidungen von Weißen gefällt – trotz einer Schwarzen an der Spitze.“ Für ihn geht die Trans-

yoka ist enttäuscht: „Sie passt sich zu sehr an die weiße Kultur an.“ Es sei immer das Gleiche, wenn Schwarze in Machtpositionen gelangten. Die Hoffnung sei groß, aber am Ende würde nicht viel passieren. „Kokosnuss“ ist die abwertende Bezeichnung, die man in Südafrika für solche Menschen benutzt, außen schwarz, innen weiß.

„Transformation braucht Zeit“, sagt Loretta Ferris. Ferris, schwarze kurze Haare, 52 Jahre, ist an diesem Morgen auf dem Sprung, ihr Büro liegt ein Stockwerk über dem von Phakeng. Ferris ist stellvertretende Vizekanzlerin für Transformation an der UCT, wenn man so will, der ausführende Arm von Phakeng.

Gleich trifft sie sich mit privaten Wohnheimanbietern, sie hofft, dass sie ihr ein gutes Angebot machen können. Auf dem Campus gibt es lange nicht genug Plätze, gerade für Schwarze, die sich keine Wohnung leisten können, ist das ein großes Problem.

Als Ferris vor zehn Jahren als Jura-Professorin an der UCT anfang, sah sie so gut wie nie schwarze Studierende auf dem Campus. Ein paar saßen vereinzelt in ihren Vorlesungen, blieben aber die Ausnahme. Seitdem sei viel passiert, sagt sie. Heute seien immerhin 50 Prozent der Studierenden schwarz, auch wenn das noch lange nicht die gesellschaftliche Verteilung widerspiegelt. Dass sie eine schwarze Rektorin haben, ist für

Feris viel mehr als ein Symbol: „Schwarze, aber auch weiße Studierende und Lehrende erleben, dass gute Führung nichts mit der Hautfarbe oder dem Geschlecht zu tun hat, sondern mit Fähigkeiten.“ Phakeng beweise jeden Tag, dass die diffuse Angst vieler weißer Professoren, dass eine Transformation auf Kosten der Qualität der Hochschulen gehe, unbegründet sei.

Die Verbesserung der Wohnheimsituation, die Änderung der Lehrpläne, auf denen Kant, Hegel und Goethe stehen und keine afrikanischen Philosophen, und die gezielte Rekrutierung von schwarzen Professoren und Dozenten – Ferris zählt die Themen auf, an denen sie gerade arbeitet. Letztes Jahr hat sie ein Essenprogramm ins Leben gerufen, das jeden Mittag mehr als 600 Studierende mit Brotzen versorgt.

40 Prozent der 15- bis 24-jährigen in Südafrika wachsen in einem Haushalt auf, in dem keiner der beiden Elternteile arbeitet – ein sehr großer Teil davon ist schwarz. Manche Studierende schicken einen großen Teil des Stipendien-Geldes nach Hause, weil die Eltern kaum Geld für Grundnahrungsmittel haben. Die Abbrecherquote unter Schwarzen ist doppelt so hoch wie unter Weißen.

Hinzu kommt ein enormer Druck: Wer an der UCT scheitert, hat oft das Gefühl, seine ganze Familie zu verraten. Sechs Studierende begingen zwischen 2014 und 2017 Selbstmord. Phakeng ließ die Fälle untersuchen: Alle sechs waren schwarz.

„Wie geht’s euch?“, fragt Phakeng eine Handvoll Studierende an diesem Abend in der Eingangshalle von Woolsack, einem Studierendenwohnheim auf dem Universitätsgelände. Es ist der Wahlabend. Die Studierenden strecken Phakeng ihre Zeigefinger entgegen, der dunkle Punkt auf dem Nagel beweist: Sie waren gerade wählen, einige zum ersten Mal. Sie gehören zu der Generation, die als „born free“ beschrieben wird – das Leben derer, die nach 1994 geboren wurden, sollte nicht durch ihre Hautfarbe bestimmt sein, in der Theorie jedenfalls.

„Wir brauchen nachts einen Jamie“, sagt ein Student, „wie sollen wir bei Dunkelheit von der Bibliothek nach Hause kommen?“ Jamie, so heißt der blaue Bus, der die Studierenden über den weitläufigen Campus transportiert. „Das ist echt ein Sicherheitsproblem, wir können nicht laufen“, sagt er. Phakeng tippt sich eine Notiz in ihr Handy. „Ich kümmere mich drum.“

Eine Studentin erzählt, dass ihr von einem Mitarbeiter im Wohnheim verboten wurde, Xhosa zu sprechen, eine Sprache, die in Südafrika neun Millionen Menschen sprechen. „Wir sind doch nicht in England“, kommentiert Phakeng. Die UCT soll eine afrikanische Universität werden, auf deren Campus man alle Sprachen des Landes hört, nicht nur, wie in Apartheidzeiten, Englisch. „Ich spreche auch meine afrikanische Muttersprache, dann können sie mich gleich feuern. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es da ein Gesetz gibt“, sagt Phakeng.

Seit sie Rektorin ist, hat sie sich angewöhnt, ab und an bei den Studierenden vorbeizuschauen, ohne sich anzukündigen. „Ich liebe junge Leute, mit ihrer Energie geben sie mir Kraft, selbst in ihrer Wut.“

Es ist dunkel geworden und Phakeng lenkt ihren Mercedes durch die kurvigen Straßen, die den Campus überziehen. Auf dem unteren Teil des Geländes wohnt sie mit ihrem Mann und zwei ihrer Söhne. Aber bevor sie nach Hause kann, hat sie noch einen Termin.

„Die schwarzen Studierenden haben hohe Erwartungen und denken, ich stünde jetzt auf der Seite des weißen Managements. Das Management sieht mich wiederum als Verbündete der Studierenden“, sagt Phakeng. Manchmal habe sie das Gefühl, es keinem recht machen zu können.

Sie läuft über das Universitätsgelände, ihre Absätze klackern auf dem Asphalt. Dann deutet sie auf die efeubewachsenen Gebäude, das riesige Rugby-Feld. „Es ist schön, oder?“, sagt sie.

Drei Männer in schwarz-roten Talaren warten vor dem Hörsaal auf sie. Sie umarmt sie der Reihe nach. Ein Fotograf macht Fotos, Phakeng macht ein Selfie. Einer der drei Männer wird heute ihr neuer Kollege: Shadreck Chirikure hält gleich seine Antrittsvorlesung in afrikanischer Archäologie.

Im Hörsaal tritt Phakeng zuerst ans Rednerpult. Früher wurde verneint, dass es überhaupt eine afrikanische Geschichtsschreibung gebe, afrikanische Geschichte sei ein schwarzes Loch gewesen, sagt sie. „In Zeiten, in denen wir auch über die Dekolonisierung des Curriculum diskutieren, ist Shadreck Chirikure mehr als willkommen.“ Das Publikum klopft auf die Bänke.

„Ganz Afrika ist hier“, twittert sie später und postet ein Foto von sich, umringt von ihren drei Kollegen. Alle sind schwarz.

Linda Tutmann, Jahrgang 1981, lebt als freie Journalistin in Berlin. 2016 verbrachte sie neun Monate in Kapstadt und recherchierte für ihr Buch „African Dream“.



50 Prozent der Studierenden an der UCT sind schwarz Foto: Christian Science Monitor/Getty

geht's noch?

Ein echter Hammer

Apple bietet Kund*innen eine eigene Kreditkarte an. Die darf man nur mit Samthandschuhen anfassen, so empfindlich ist sie bei mechanischem Kontakt mit allerlei Substanzen

Als MC Hammer 1990 mit dem Song „U Can't Touch This“ einen Welthit landete, da kämpfte Apple gerade ums wirtschaftliche Überleben. Bis dahin waren die Rechner, vor allem aber Betriebssystem und Benutzeroberfläche der Firma von einer nahezu unerreichbaren Fortschrittlichkeit. Das rechtfertigte astronomische Preise, die erhebliche Gewinnmargen sicherten.

Dann aber kam Windows 3.0, Microsoft hatte den Anschluss an die grafische Benutzeroberfläche geschafft und drängte in den ohnehin vergleichsweise kleinen Marktanteil der Konkurrenz. Erst Ende der 90er Jahre erholte sich Apple von dem Windows-Schock. Mit dem Einstieg ins Musikgeschäft (iPod und iTunes) ein paar Jahre später und schließlich dem iPhone, das 2007 vorgestellt wurde, konnte das Unternehmen auf einem Geschäftsfeld die Marktführung erringen und somit erneut Kundenschaft durch das Versprechen eines Distinktionsgewinns dazu bringen, völlig überbewertete Produkte zu kaufen.

Für jene, die nun ganz im Apple-Universum versinken wollen, gibt es seit dieser Woche eine Kreditkarte, die von Apple gemeinsam mit Mastercard herausgegeben wird, zunächst als virtuelles Zahlungsmittel, aber auch als physische Scheckkarte.

Diese wird, wenn benötigt, bei jeder Nutzung aufs Neue mit dem iPhone aktiviert. Von eleganter Schlichtheit ist die weiße Karte aus Titan, keine der sonst üblichen Beschriftungen, wie Nummern, Unterschrift und Ablaufdaten finden sich darauf. Lediglich der eigene Name sowie die Logos von Mastercard und Apple sind aufgedruckt, das jedoch nicht sonderlich nachhaltig, wie es scheint.

Die Karte nämlich ist ein echtes Mißgeschick. Nach Auskunft von Apple selber reagiert das gute Stück empfindlich auf den Kontakt mit anderen Kreditkarten, Münzen, Magneten an Geldbörsen oder Taschen, Schlüsseln, Leder und Jeansstoff. Auch Haushaltsreiniger und selbst Druckluft können die Karte beschädigen.

Das klingt wie eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für die Zubehörmannfaktoren in aller Welt, die sich ja schon mit Smartphone-Hüllen ein umsatzstarkes Business erschlossen haben. Den Apple-Aposteln wird es gewiss ganz natürlich erscheinen, ihre Kreditkarten in Samt und Seide zu hüllen. So wird der Kapitalismus mal wieder ein Problem lösen, das es ohne ihn gar nicht gegeben hätte. Darauf kann es im Großen wie im Kleinen seit 1990 unverändert nur die eine Antwort geben: „Hammer time!“ *Daniël Kretschmar*

liebeserklärung

Luke Mockridge

Der „Fernsehgarten“-Auftritt des Jungkomikers stellt nicht weniger dar als einen epochalen Bruch des Humorverständnisses: Leerer kann es nicht mehr werden

Na, ihr Opis? Es gibt Derberes, um einen Skandal zu beginnen. Aber was der Sat.1-Fernsehcomedian, Teenie-Magnet und „Lindenstraßen“-Erichschiller-Darsteller-Sohn Luke Mockridge in Andrea Kiewels „Fernsehgarten“ (ein Wort, das nicht umsonst an „Kindergarten“ erinnert) am vergangenen Sonntag angerichtet hat, war strenggenommen ja kein Skandal – sondern eher ein Prank.

So heißt das heute. Was war passiert? Wie jeden Sonntag seit „dreiunddreißig Jahren“ (Kiewel) wollte ein Haufen Ottonormal-Partymäuse im Freiluftstudio seine Ballermannen wegwatschen und verwirrte Gäste bei der hinterletzten Kuchen-„Challenge“ anfeuern. Mockridge, der bei den Proben am Vormittag fehlte, erzählte absichtlich unwitzige Witze – oder wie er, Achtung!, liebe Leser*innen, selbst sagen würde: das, was ich immer mache. Und nahm so das Micky-Krause-Santiano-Format eigentlich schon wieder zu ernst; obwohl er, das ist ja das, was die „Fansauer“ (WAZ) macht und eine ihn danach wie eine Grundschullehrerin ausschimpfende „Kiwi“-Kiewel noch mehr, es halt gar nicht ernst meinte. Prank, Prank, Doppelprank.

Geschaffen hat der Auftritt jedenfalls eines – Klarheit. Man weiß jetzt, wo der Zeitgeist steht. Hat ein inzwischen recht abgehalfterter Böhmermann der gemeinen deutschen Politikstudentin oder dem aufstrebenden Grafikdesigner das Konzept „Metaebene“ nahegebracht – so ist es bei Mockridge zum vulgären „Prank“ gesundgeschrumpft. Das spart Kosten und Recherche, der Witz hingegen bleibt und strahlt sogar noch reiner in seiner Nacktheit. Denn genau das sagt das Gesicht des unschuldigen Pups-Clowns: Ich funktioniere sehr gut und bin ansonsten völlig leer. Eine andere Facette des Zeitgeistes kann daher seine Charakterentwicklung – er ist ja noch ein Kind – in sichere Häfen führen: Denn langsam, aber sicher drängen Künstler*innen marginalisierter Bevölkerungsgruppen auf die Bühnen. Und so wird Luke Mockridge als der junge, weiße, Mädchenschwarmige Typ trotz seines robusten Selbstbewusstseins mit den Jahren und Erfolgen immer verlorener dastehen, immer bananiger. Eben kein wutschnaubender alter Mann werden, sondern ein kleiner, gutmütiger, prustender Elefant.

Wobei, das sind ja die schlimmsten. *Adrian Schulz*



Hongkong nicht hängen lassen

Die Proteste in Hongkong gehen in den dritten Monat. Und ein Ende ist nicht abzusehen. Die Hongkonger Regierung lässt sich nur wenig auf die Forderungen des demokratischen Lagers ein. Sie folgt allein den Vorgaben der kommunistischen Führung in Peking. Und die gibt sich stur.

Demokratie? Ist für Peking ein Fremdwort. Die Hongkonger Demonstranten sind für die in China allesamt staatlich kontrollierten Medien „Unruhestifter“ und „Terroristen“. Schlägertrupps, die im Auftrag Chinas Demonstranten verprügeln, Agents Provocateurs, die die Demos aufmischen und militärische Drohungen an der Grenze zu Hongkong – all das sind Belege dafür, dass Chinas Regierung längst auf üble Weise mitmischt.

Angesichts der sich weiter zuspitzenden Krise in einer der wichtigsten internationalen Finanzmetropolen der Welt stellt sich die Frage: Wie sollten sich die Europäer verhalten?

Auch wenn Chinas Propaganda das Gegenteil behauptet: Völkerrechtlich ist die Lage klar. Die europäischen Regierungen müssten die kommunistische Führung in Peking wegen Vertragsbruch anzeigen.

Die chinesisch-britische Erklärung zu Hongkong, die beide Länder 1985 unterzeichneten und bei den Vereinten Nationen registrieren ließen, sieht ausdrücklich vor, dass Hongkong weitere 50 Jahre nach Übergabe an die Volksrepublik als eine Sonderverwaltungszone sein System behalten darf. In dieser Zeit hat sich China nicht in die innenpolitischen Belange der Stadt einzumischen.

Dass London nicht auf die Einhaltung pocht, belegt einmal mehr, wie

sehr sich Großbritannien im Zuge des Brexits außenpolitisch ins Abseits manövriert hat. Aus London ist derzeit nicht viel zu erwarten. Doch was ist mit Deutschland und der EU?

Die öffentliche Stimmung hierzulande wendet sich gegen China. Dass die Bundesregierung aber wirklich Sanktionen gegen Peking auch nur in Erwägung zieht, ist unwahrscheinlich.

So wie nach der blutigen Niederschlagung der Demokratiebewegung 1989 auf dem Tiananmenplatz, als der Westen China tatsächlich mit Sanktionen überzog, wird Deutschland das heute nicht mehr tun. Damals begann

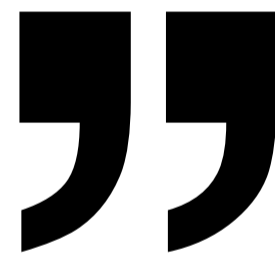
desregierung ganz bestimmt nicht aufs Spiel setzen wollen.

Diese Abhängigkeit kann man im Nachhinein bereuen. Wenn jetzt aber bei den Springer-Blättern die Vorgabe von ganz oben kommt, bei der Berichterstattung stramm auf einen antichinesischen Kurs zu setzen, dann ist das nicht nur unjournalistisch, sondern auch scheinheilig. Bei aller berechtigten Kritik an China – dieser Scheinheiligkeit sollte man sich als Deutscher zumindest bewusst sein.

Bundeskanzlerin Angela Merkel wird Anfang September nach Peking reisen. Das Mindeste, was man von

Merkel muss mit Peking hart verhandeln, wenn es um Hongkongs Freiheit geht. China Technologien vorzuenthalten wäre ein Weg

Von Felix Lee



Kein anderes Land hat von Chinas Aufstieg so enorm profitiert wie Deutschland

Chinas wirtschaftlicher Aufstieg. Einige große deutsche Unternehmen waren in Peking zwar präsent, doch das ist überhaupt nicht vergleichbar mit den geschäftlichen Beziehungen, die deutsche Unternehmen heute mit China pflegen.

Die Volksrepublik ist inzwischen Deutschlands wichtigster Handelspartner. Über eine Million Arbeitsplätze hängen hierzulande unmittelbar von den Geschäften im fernen Osten ab. Es gibt kaum ein anderes Land, das von Chinas wirtschaftlichem Aufstieg der vergangenen drei Jahrzehnte so enorm profitiert hat wie Deutschland. Dieses Verhältnis wird die Bun-

ihr erwarten kann: dass sie von Peking explizit die Einhaltung des völkerrechtlichen Vertrags einfordert. Dass sie nicht nur vage „alle Beteiligte zur Deeskalation“ aufruft, wie sich ihr Außenminister von der SPD maximal zutraut, sondern die Adressaten in Peking auch konkret benennt. Und: Merkel sollte konkret überlegen, den Chinesen bestimmte deutsche Zukunftstechnologien aus dem Bereich 4.0. vorzuenthalten, die China für seinen weiteren Aufstieg gerne hätte.

Mit China muss man hart verhandeln. Das tun die Chinesen umgekehrt auch. Nur so wird man in Peking ernst genommen.

Der rote Faden

atmen

spalten

Durch die Woche mit Ariane Lemme



Foto: taz

Zeitschindend rettet man die Welt nicht

Diese Woche musste ich mal wieder besonders oft in eine Papiertüte atmen. Papier, ja doch, kein Plastik. Allerdings nicht, um meinen Methanausstoß zu reduzieren (wie man es jetzt für Kühe plant, damit sie auch in Zeiten des Weltuntergangs weiter fröhlich Grünflächen abfressen können und der Mensch wiederum sie weiter fröhlich vertilgen kann), sondern um nicht zu kollabieren.

Die Gründe, zu kollabieren, sind ja seit hundert Jahren mehr oder weniger dieselben: Es gibt die, die das Menschenleben schätzen und schützen, und die, denen es wurscht ist. Manche nennen die erste Gruppe links und die zweite rechts, aber da wird's dann kompliziert und ganz falsch, weil ja Linke sehr oft Menschenleben gehasst und vernichtet haben. Von der Natur, die der Mensch zum Leben braucht, gar nicht zu reden. Ich sag nur: Kohlekraft für Arbeitsplatz, oder wie der stumpfe Slogan heißen mag. Und weil natürlich auch manchen Linken manche Menschenleben mehr wert sind als andere. Was immer Quatsch ist. Ein Menschenleben ist immer genau so viel wert wie alle anderen. Steht auch in der Verfassung, aber da schaut man ja nicht so oft rein.

Links und rechts taugen also nicht, um den Graben zu beschreiben, der die Welt zerreißt. Das Dumme ist nur, dass die, die das Leben hasen – die Anhänger der Salvinis, Höckes und Gaulands, der Putins und Trumps und Bolsonaros – sich wie ein Feuer ausbreiten, während die anderen betroffen rumstehen. Und streiten. Aber sich dabei sehr schlau fühlen. Schlauer als die Deppen, die die Deppen wählen, sowieso, weil die halt einfach die Zusammenhänge gar nicht kapierten. Schlauer aber auch als die anderen Menschenfreunde. Bevor man sich mit dem Spalter neben sich gemein macht, lässt man lieber die Deppen gewinnen. Dieses Schauspiel konnte man in der Geschichte schon hundertenmal beobachten, und immer hat es in irgendwelche Katastrophen ge-

Weniger Moral wagen

Warum Kontaktverbote, Nazivergleiche und schwungvolle Verdammung nicht viel gegen Rechtspopulismus helfen

Von **Stefan Reinecke**

CSU-Chef Markus Söder hat kürzlich erklärt, man werde sich mit AfD-Leuten noch nicht mal zum Kaffeetrinken im Kommunalparlament treffen, und auch ein „Grüßwort beim Grillfest“ komme nicht infrage. Dieses Kontaktverbot sei die einzig anständige Haltung. Das ist eine verblüffende Wendung. Hatte die CSU nicht lange und demonstrativ den ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán hofiert, ein Vorbild der Rechtspopulisten? In der CDU ist es verpönt, über eine Zusammenarbeit mit der AfD öffentlich nachzudenken. Die SPD bekundet fast täglich ihren Abscheu vor den Rechtspopulisten.

Wenn wir den Harvard-Politikwissenschaftlern Steven Levitsky und Daniel Ziblatt folgen, dann machen Union und SPD in Sachen Rechtspopulismus alles richtig. Sie grenzen sich resolut ab. Denn es gibt, so die These, frappante Ähnlichkeiten zwischen Mussolinis Aufstieg 1922, der Macht ergreifung 1933 in Deutschland und dem aktuellen Rechtspopulismus. Auch Trump & Co bewirtschaften, wie es die faschistischen Führer taten, kollektive Ängste und greifen, mal vehementer, mal gedämpfter, Demokratie und Rechtsstaat an.

Bei dem Weg an die Macht waren die Rechten, Levitsky und Ziblatt zufolge, stets auf politisch kurzsichtige Helfer angewiesen. Mussolini und Hitler benötigten das zeitweilige Bündnis mit den Eliten, mit Konservativen und Großbürgertum, um nach oben zu kommen. Donald Trump wäre ohne die Republikanische Partei nie US-Präsident geworden. Und die AfD braucht die Union.

Daraus folgt: Egal ob konservativ oder grün, links oder liberal – Demokraten müssen heute tun, was damals misslang, und den Angriff auf die Demokratie entschlossen abwehren, um nicht zu den nützlichen Idioten der Rechten zu werden. „Die Mainstreamparteien müssen eine geschlossene Front bilden, um Extremisten zu schlagen“, so Levitsky und Ziblatts Conclusio.

Dafür spricht im Fall der AfD, dass diese trotz ihrer Wahlerfolge nur ein Potenzial von ungefähr 30 Prozent hat. Mehr als zwei Drittel der Deutschen können sich nicht vorstellen, rechtspopulistisch zu wählen. Wir müssen also nur geduldig abwarten, dass das Publikum irgendwann der Hetze, der rassistischen Grenzüberschreitungen, der Daueragitation gegen die Eliten müde wird. Deshalb muss die Brandmauer der CDU im Osten gegen die Rechten unbedingt halten. Und deshalb unterdrückt man am besten auch jede Debatte darüber, ob und wie eine Zusammenarbeit mit der AfD vertretbar sein könnte, und demonstriert lieber Verachtung für die Rechtspopulisten.

Diese Haltung leuchtet, gerade in Deutschland, erst mal ein. Schon eine in Aussicht gestellte Zusammenarbeit wertet die AfD ja womöglich auf, und lässt sie als normalen Mitspieler erscheinen. Es spricht, so gesehen, alles dafür, einen wetterfesten Cordon sanitaire gegen die rechte Gefahr zu bilden, die rechtsextreme Vergangenheit mancher AfD-Führer ins Rampenlicht zu rücken und der Partei somit die Maske des Wohlstandsbürgerlichen vom Gesicht zu reißen.

Alles spricht dafür – außer dem Ergebnis. Denn all das geschieht ja bereits. In den Leitmedien wird der extremistische Kern der AfD enthüllt, die demokratischen Parteien grenzen sich entschieden ab. Der Bundestag wählt keinen AfDler zum Vizepräsidenten. Doch die Wirkung ist bescheiden.

Die Gleichheitszeichen zwischen Geschichte und Gegenwart sind allzu falsch gesetzt. Bei den neuen Rechten haben wir es von den USA bis Ungarn mit einem „Defensivnationalismus“ (Micha-

Brumlik) zu tun, der anders gepolt ist als der expansive historische Faschismus. Er zielt nicht auf Eroberung, sondern auf Abschottung. Nach innen versuchen Rechtspopulisten an der Macht die Justiz zu manipulieren, freie Medien einzuschränken und die Opposition zu diffamieren. Doch mit den faschistischen Diktaturen à la Franco oder Mussolini hat das wenig zu tun. Einen Gegenentwurf zur bürgerlichen Demokratie verkörpert weder Trump noch die FPÖ. Anders als der Nationalsozialismus, der eine extrem gewalttätige rassistische Utopie entwarf, ist die AfD-Ideologie eher schwach ausgeprägt – eine Mixtur aus Kulturpessimismus und Nationalismus, Globalisierungsskepsis, konservativen Werten, völkischen Reinheitsideen und viel Nostalgie.

Der Rechtspopulismus von FPÖ und AfD ist keine Wiederkehr des Faschismus. Er ist etwas Neues, eine ressentimentgeladene Revolte der Provinz gegen den Lebensstil der urbanen, liberalen, weltoffenen Eliten und Mittelschichten,

den Verdacht, mal wieder als moralisch minderwertig disqualifiziert zu werden. Mag sein, dass die Beobachtung durch den Verfassungsschutz manche abgeschreckt hat. Doch der Extremismusvorwurf bestätigt auch das Selbstbild der Rechten als einsame Kämpfer der Wahrheit. Ein Mittel, das das Ziel noch ferner rückt, sollte man nicht für das einzig mögliche und lautere halten.

Die AfD ist ein fragiles Bündnis von lauten und einflussreichen Rechtsextremen, frustrierten Globalisierungsverlierern und verunsicherten Konservativen, die Diversity-Kultur und linksliberale Meinungsführerschaft scharf ablehnen. Neben Höckes völkischen Hassreden und Kalbitz' Gewaltandrohungen („Die AfD ist die letzte evolutionäre Chance für dieses Land. Danach kommt nur noch ‚Helm auf‘“), gibt es auch den Handwerker, der als Unabhängiger im Kreistag war und nun für die AfD antritt. Oder den Vermögensberater, der früher mal in der SPD war und es unmöglich findet, dass Deutschland Kindergeld jenseits deut-

orative, haben sie eine Chance, die AfD wirksam zu bekämpfen.

Die AfD hat die Republik repolitisiert, was nicht nur an der steigenden Wahlbeteiligung ablesbar ist. Bis 2015 herrschte ein in der Geschichte der Bundesrepublik fast einmaliger Konsens zwischen Regierung, Leitmedien, WählerInnen. Politik als Streit um Grundsätzliches schien in der Ära Merkel ein Modell des 20. Jahrhunderts geworden zu sein. Im Merkelismus, der die Neigung der Bundesrepublik zu Mitte und Konsens krönte, verwandelte sich Politik in freundliche Technokratie. Die Merkel-Regierungen, mit der SPD mehr als mit der FDP, waren geräuscharm arbeitende Maschinen, die aus Interessen und Stimmungen einen Kompromiss filterten, der am Ende von fast allen wohlwollend abgenickt werden konnte.

Seit fünf Jahren erleben wir eine Repolitisierung von rechts. In fast allen westlichen Ländern haben sich Protestbewegungen etabliert, die männlich, weiß, aggressiv, xenophob und globalisierungskritisch sind. Sie lehnen, so die Soziologin Cornelia Koppetsch, „emanzipatorische Politikmodelle und linksliberale Eliten“ ab, wollen „Zuwanderung begrenzen, kosmopolitische Lebensformen zurückdrängen, nationalstaatliche Souveränität wiederherstellen“ und jene technokratische Experten Herrschaft beenden, die in der Ära Merkel perfektioniert wurde. Diese neue Rechte ist eine „soziale Gegenbewegung gegen die globale Moderne“. Darauf mit Diskursverboten, moralischen Vorhaltungen bis hin zur Tabuisierung von Grillfesten zu antworten ist unsouverän. Es versteckt eigene Verunsicherung hinter einer entschlossenen Geste. Auch jenseits deutscher Grenzen war der Cordon sanitaire gegen die Rechten nicht von Dauer. In Dänemark und Österreich, Italien, den Niederlanden und der Schweiz sind die Versuche, Rechtspopulisten zu isolieren, durchweg gescheitert.

In Sachsen kann die Debatte über eine Regierungsbeteiligung der AfD schneller kommen als gedacht. Es gilt, zwischen zwei miserablen Möglichkeiten die weniger schauerliche zu wählen. Eine Koalition mit der im Osten scharf rechten AfD ist gefährlich. Ein Rechtsextremer als Minister oder Staatssekretär ist inakzeptabel.

Doch auch eine ganz große Koalition aus CDU, SPD, FDP, Grünen, deren wesentlicher Daseinszweck es wäre, die AfD fernzuhalten, wäre bedrohlich. Sie verstärkt das Außenseiter-Image der AfD, die einzig wahre Opposition zu sein. Eine Mega-Groko wäre weniger Rettung als vielmehr der letzte Ausweischritt vor dem Fiasko.

Früher oder später wird die Debatte kommen. Wenn die CDU nur die Botschaft „Nie mit euch“ sendet, ist das zu wenig. Ingo Senftleben, CDU-Chef in Brandenburg, will mit der AfD reden, aber nicht regieren. Das ist noch keine Lösung, – aber klüger, als sich hinter Kontaktverboten zu verschancen, die nur der AfD nutzen.

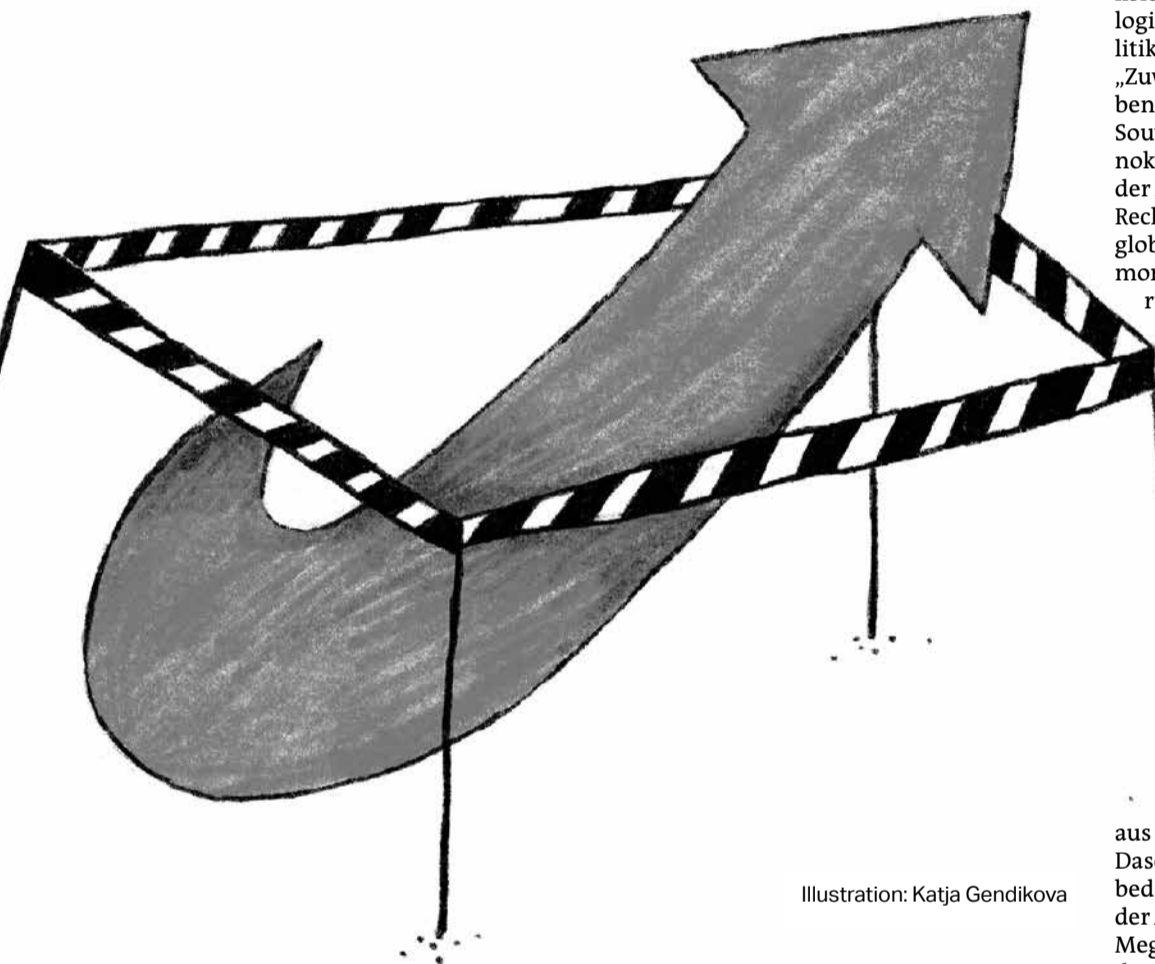


Illustration: Katja Gendikova

als deren Opfer sich viele diffus fühlen. Orbáns Wort von der „illiberalen Demokratie“ beschreibt am genauesten, was die Rechtspopulisten wollen. Würde die AfD mit der Union in Berlin regieren, würden wir wohl atemberaubende Korruption und Inkompetenz erleben, aber keine Lager, in denen Oppositionelle gefoltert werden. Wir hätten Verhältnisse wie in Wien 2018, nicht wie in Berlin 1933.

Verweise auf historische Schreckensbilder perlen am Rechtspopulismus ab. Auch Höckes und Gaulands skandalöse Relativierungen der Nazi-verbrechen haben den konservative Teil der AfD-Klientel nicht verschreckt. Offenbar hält man Vergangenseitpolitik dort für nicht wichtig.

Natürlich ist Kritik am völkischen Flügel der AfD nötig, und auch die Erhellung der rechtsextremen Vergangenheit von Figuren wie Andreas Kalbitz und Björn Höcke. Aber: Es nutzt nicht viel. Die schwungvolle Verdammung der AfD als rechtsextremistisch schürt in deren Anhängerschaft eher

schwerer Grenzen auszahlt, und Migration ablehnt. Beides sind unterkomplexe, moralisch fragwürdige, ökonomisch kurzsichtige und auf Deutschland fixierte Sichtweisen. Aber sie sind nicht extremistisch – sondern legitime Positionen im demokratischen Streit.

Die Erfolge von Gauland und Co. kommen aus der Mitte der Gesellschaft. Fast jeder Zweite, der 2017 die AfD wählte, hatte zuvor bei Union, SPD oder Linkspartei sein Kreuz gemacht. Die Stärke der AfD ist ja die Kehrseite der Schwäche der alten Volksparteien, deren Bindungskräfte schwinden und die ihre Hilflosigkeit mitunter durch moralische Abgrenzung kompensieren. Nützlicher wäre es, die Große Koalition in Berlin rasch zu beenden. Denn die wirkt wie ein Energiespender für die Rechtspopulisten. Union und SPD erscheinen als zwei Flügel einer technokratischen Staatspartei, die alternativlos die Mitte definiert. Nur wenn sich die SPD auf ihre linke, etatistische Tradition besinnt und die Union auf ihre konser-

Stefan Reinecke ist Autor im Parlamentsbüro der taz. Er beschäftigt sich mit Parteipolitik, vor allem mit der Linkspartei und der SPD, und Geschichtspolitik. Zuvor war er Redakteur bei der Wochenzeitung „Freitag“ und beim „Tagesspiegel“.



Foto: privat

klugscheißern

führt, aber an denen waren nie die schlaunen Menschenfreunde, sondern immer nur die Dummen schuld. Ein Glück.

Wenigstens hat man sich nicht die Hände schmutzig gemacht und einem Weißwurst essenden CDUler die Hand gereicht. Wenigstens hat man ein 16-jähriges Mädchen darauf hingewiesen, dass seine Mühen, ein Zeichen zu setzen, und den Atlantik segelnd und kotzend zu überqueren, sinnlos waren und es zum UN-Klimagipfel besser geflogen wäre. Wäre emissionsärmer gewesen, Dummmchen.

Mehr als klugscheißern kann ein Einzelner in diesen komplexen Zeiten einfach nicht leisten, sorry. Es gibt eben kein richtiges Leben im falschen. Ich denke ja, Adorno hat es genau anders-

rum gemeint: Als Einzelner kannst du es halt eh nie hundertprozentig richtig machen, drum reg dich nicht auf und arrangier dich mit den Widersprüchen. Widersprüche aushalten ist heute aber völlig aus der Mode.

Klar, das Problem ist schon, dass man angesichts eines brennenden Regenwalds, schmelzender Gletscher, ertrinkender Menschen als Einzelner augenscheinlich tatsächlich wenig ausrichten kann. Widersprüche hin oder her. Zumind. solange man sich nicht organisiert, aber dann sind da wieder diese Idioten mit auf der Demo, im Plenum, im Ausschuss oder in der Partei, die ihren Adorno ganz falsch und ihren Negri und Hart gleich gar nicht gelesen haben und die einen ganz anderen Weg wollen als man selbst, und ach ...

versöhnen

Überhaupt müsste man sich ja seiner Scheißangst vor dem Feuer, dem Wasser, dem Tod stellen, wenn man sie ernsthaft bekämpfen wollte. So viel Terror hält das Hirn aber schlecht und das Herz gar nicht aus, deshalb machen beide in seltener Einigkeit gern diese Übersprungshandlung: Nebenwidersprüche zu suchen, die dann erst mal ganz dringend aufgelöst werden müssen, bevor man das große Ganze angeht. Wie eine Hausfrau, die noch schnell den Abwasch macht, wenn der Dachstuhl brennt. Oder ich, die zwei Minuten vor der Deadline noch Kaffee kocht.

Ja, vielleicht ist es so: Die ganzen superwichtigen Debatten über den richtigen Klimaschutz (nichts essen, nicht atmen, nicht bewegen), den richtigen Feminismus (mit Binnen-I, klar, aber

mit oder gegen weiße Männer?), den richtigen Umgang mit Rechten (anschwärzen oder belehren?) sind reine Prokrastination. Geschundene Zeit, die den anderen Vorsprung verschafft. Zeit, in der die anderen, die Deppen, einfach Wahlen gewinnen. Mit Leuten und durch Leute, die vielleicht nicht unbedingt Menschen hassen, die es aber hassen, belehrt zu werden. Die (genau wie die nervigen Leute auf der Demo, im Plenum), wenn man die lästige Ideologie und den ganzen kulturell aufgepfropften Kram mal abzieht, genau so sind wie ich: voller Angst. Voller Hoffnung auf ein gutes Leben.

Aber ohne jeden Bock, vollkommen sein zu müssen, um zu den Guten zu gehören.
Nächste Woche **Ebru Tasdemir**

Wir wünschen uns Ihr Ohr

taz.de/Podcast



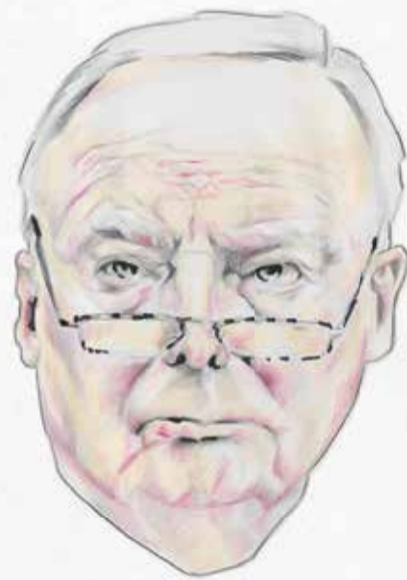
Specht hat Recht

In „Specht hat Recht“ diskutieren zwei taz-Mitarbeiter*innen über ein Thema der Woche. Am Ende entscheidet **Christian Specht**, wer von den beiden Recht hat und warum.



Weißabgleich

Endlich ein Podcast von PoC für PoC und für alle, die Lust haben, ihre Perspektive zu erweitern.



Angriff auf Europa

Rechte Parteien machen zur Europawahl 2019 mobil. Wie gehen sie vor, was sind ihre Ziele und welche Folgen hat dies für die Menschen in der EU?



Lokalrunde

Das politische Stadtgespräch der taz aus Hamburg und Berlin mit **Katharina Schipkowski** und **Erik Peter**.

Wegtanzen lässt die AfD sich nicht. Aber man kann doch Vielfalt zeigen. Szene auf der alljährlichen Tolerade in Dresden
Foto: David Hoang



Es steht was auf dem Spiel

Muss Dresdens vitale Kulturszene Angst vor der Wahl in Sachsen haben? Viele ihrer Akteure schwanken zwischen Kapitulation und einer Jetzt-erst-recht-Haltung

Von Jens Uthoff

Es braucht dieser Tage nicht viel, um in Dresden auf das eine Thema zu kommen, das hier alle bewegt. Joachim Klement hat sich in seinem Büro hoch oben im Schauspielhaus gerade gesetzt, da spricht er schon über Jörg Urban, den Spitzenkandidaten der AfD in Sachsen. Jener Partei, die sich zu einer „deutschen Leitkultur bekennt“ und sich in Sachsen eine weitestmöglich entpolitisierte Kultursphäre wünscht. Urban selbst denkt darüber nach, von staatlicher Seite Einfluss auf Spielpläne und Ausstellungen zu nehmen.

„Sehen Sie“, sagt Klement und zeigt auf die *Sächsische Zeitung*, „der Mann wird hier als ‚wendig‘ bezeichnet. Also: Das ist jemand, der sich beim Kyffhäuser-Treffen des ‚Flügels‘ blicken lässt. Er grenzt sich in kleinster Weise vom rechts-extremen Rand ab. Dieser Mann ist alles andere als wendig.“ Klement sagt das mit leiser, heller Stimme, in der dennoch viel Entschlossenheit liegt. Den Zeitungsausschnitt legt er auf den Tisch, „Der Wendige“ ist auch die Überschrift des Porträts. Ein Wort, in dem nicht zufällig auch das Wort Wende steckt.

Joachim Klement ist seit zwei Jahren Intendant des wichtigsten Theaters der Stadt, direkt gegenüber dem Zwinger. Klement hat in Graz, Düsseldorf, Bremen und Hamburg gearbeitet, nun erstmals im Osten. Als Wessi. „Da höre ich natürlich oft: ‚Ihr aus dem Westen habt ja keine Ahnung vom Osten.‘ Ja, das stimmt. Umgekehrt gilt das aber auch, ich kenne das Ruhrgebiet sehr gut, das auch seine ganz eigenen Strukturprobleme hat. Dann denke ich, niemand aus Dresden würde dort tot überm Zaun hängen wollen.“

Das Staatsschauspiel weiß, wo es steht. Es hat sich 2014 der Initiative Weltoffenes Dresden angeschlossen, mit „Das blaue Wunder“ kommt

hier aktuell ein sehr schlicht gegen die AfD polemisierendes Stück von Volker Lösch auf die Bühne. Das Theater hat auch die „Dresdener Erklärung der Vielen“ unterzeichnet, in der davor gewarnt wird, dass AfD, Pegida und Identitäre Bewegung in Sachsen „Hand in Hand“ arbeiteten. Klement: „Man könnte das als Verletzung des Neutralitätsgebots betrachten. Aber es sind einfach nur Tatsachen.“

Die Gräben, die sich in Dresden auftun, ziehen sich auch durch die Kulturszene der Stadt. Schriftsteller Uwe Tellkamp war Erstunterzeichner der „Erklärung 2018“, die sich gegen die „illegale Masseneinwanderung“ richtete, die Deutschland „beschädige“. Die stadtwide geschätzte Buchhändlerin Susanne Dagen schwamm in ähnlichem Fahrwasser. Und erst im Mai gab es Zoff an der Hochschule für Bildende Künste, weil die dortige Bibliotheksleiterin auf der Liste der AfD kandidierte. Student_innen besetzten aus Protest die Bibliothek. Das Positive an alledem: Die Stadtgesellschaft redet, streitet, debattiert wieder darüber, was Konsens ist und was nicht. Und über ihr Dresdenbild.

Das Dresdenbild: ein vielschichtiges Gemälde, mehrfach überpinselt, teils ausgetrocknet, mit ein paar frischen Farbtupfern. Wenn man die Geschichte, die Sozialstruktur, die Selbst- und Fremdwahrnehmung betrachtet, ist wohl keine deutsche Stadt (abgesehen von Berlin vielleicht) komplexer als diese. Da ist die Besonderheit Dresdens als Residenzstadt, in der Muster des Obrigkeitsdenkens besonders stark ausgebildet waren und der barocke Schein regierte. Da ist der 13. Februar. Da ist das „Tal der Ahnungslosen“ während der DDR-Zeit. Dann die Biedenkopf-Jahre, eine Art Adenauer-Zeit Sachsens. Und so weiter.

Die vitale Subkultur- und Kunstszene wird dabei oft übersehen.

„Viele machen es sich zu bequem mit dem Bild, das sie von Dresden haben. Es ist immer falsch zu sagen, hier ist das Gute und dort ist das Schlimme“, sagt Leif Greinus, Betreiber des in Dresden und Berlin ansässigen Verlags Voland & Quist. Greinus, 43, sitzt in der Scheune, einem Kulturzentrum in der Dresdener Neustadt, neben ihm sein Mitarbeiter Björn Reinemer, 32, der zudem Konzertveranstalter ist. Beide sind gebürtige Dresdener.

In der Gegend rund um die Scheune ballt sich die vielfältige Kultur der Stadt. Mit Cafés, Kneipen und Street-Art, mit einem heterogenen Straßenbild wie in St. Pauli oder Kreuzberg. Darüber hinaus hat Dresden Festivals wie den Schaubudensommer, das Straßenfest Bunte

„Dresden ist zentral, um die Konflikte in der Gesellschaft zu verstehen“

Joachim Klement, Theaterintendant

Republik oder das Literatur Jetzt! „Alle Kulturakteure, die diese Vielfalt verteidigen wollen, sind seit dem Aufkommen von Pegida und dem Erstarken der AfD näher zusammengerückt“, sagt Reinemer, „Wir sind besser vernetzt, sprechen mehr mit einer Stimme.“

Manchmal aber rennen auch sie gegen Mauern mit ihrem Kulturbegriff. „Die Angst vor Neuem und Fremdem ist in Dresden besonders ausgeprägt“, sagt Greinus, „selbst Leute, die man eigentlich als progressiv einschätzen würde, haben hier manchmal überraschend altbackene Ansichten. Als ich zum Beispiel 2003 den ‚Poetry Slam‘ in Dresden etabliert habe, da sagten einige

Leute zu mir: ‚So etwas brauchen wir hier nicht.‘“

Es ist diese verhärtete Klientel, die die AfD in Sachsen gewinnen will. Stimmung gegen weite Teile der Kulturszene macht die Partei schon jetzt. Dem deutschlandweit bekannten Europäischen Zentrum der Künste in Hellerau will sie die Mittel streichen. Und im Dresdener Stadtrat sorgte ein rechtskonservatives Bündnis aus CDU und AfD Anfang Januar dafür, dass eine von Rot-Rot-Grün geforderte Aufstockung der Mittel für die freie Kulturszene von zwei Millionen auf 400.000 Euro eingedampft wurde.

Muss die Kulturszene Angst vor den Wahlen am 1. September haben?

„Wenn die Politik nach rechts rückt, muss sich die Clubkultur schon fürchten, dass sie wieder ins Fahndungsrastrer gerät. Denn als Freiraum steht sie ja exemplarisch für das Unbeherrschbare, die Unordnung, den Rausch“, sagt Felix Buchta, Mitbetreiber des Clubs objekt klein a im Dresdener Norden. „Aber wenn man ehrlich ist, macht sich auch Resignation breit. Die Kommunalwahlen im Juni waren sachsenweit nicht gerade berauschend, und etwas bange ist natürlich allen.“

Buchta, 31, ein schlanker, ruhiger Typ mit Käppi, lebt seit zehn Jahren in Dresden, er sitzt auf dem Außengelände des Clubs, den er seit zwei Jahren mit einem Kollektiv betreibt. Zudem arbeitet er für den Verein Tolerave, der einmal im Jahr die Tanzparade Tolerade ausrichtet. Auch Elisabeth Heinz alias DJ Elfau, die bereits häufiger im objekt klein a aufgelegt hat, ist auf mehreren kulturellen Feldern unterwegs. Heinz, 29, gebürtig aus Jena, war zum Beispiel an der im Juni ausgerichteten Konferenz „Raumkon“ beteiligt, auf der über die Zukunft des urbanen öffentlichen Raums debattiert wurde.

Events wie diese, sagt sie, seien häufig auf Crowdfunding angewiesen, denn die freie Szene habe es schwer: „Die Arbeit mit der Stadt kann unglaublich zäh sein. Subkultur wird oft von vornherein abgelehnt.“ Solche Sätze fallen mehr als einmal über eine Stadt, die 2025 Kulturhauptstadt Europas werden will.

So bleibt der Eindruck, dass die Kulturszene zwischen Kapitulation und Jetzt-erst-recht-Attitüde schwankt. Mal schlägt das Pendel zur einen, mal zur anderen Seite aus. So auch bei Schriftsteller Marcel Beyer, der seit 1996 in Dresden lebt. „Es gibt hier einen Hang zur Griesgrämigkeit, den ich überhaupt nicht verstehe“, sagt der 53-Jährige, „ich frage mich, ob das mit einer Generation – Menschen meines Jahrgangs und älter – zu tun hat, die diese Verbitterung ausstrahlt. Ich setze auf die jungen Leute. Die werden Ideen haben, die diese Generation gar nicht haben kann.“

Es ist eine Hassliebe, mit der der in Kiel und Neuss aufgewachsene Beyer über seine Wahlheimat spricht. Beyer besucht auch gern Orte im Umland, die noch viel mehr von lebensweltlicher Verödung bedroht sind. Aber was tun? „Wandertheater helfen sicher nicht. Ich habe den Eindruck, der ganze Kulturbereich kann wenig ausrichten, weil er so in die Defensive geraten ist.“

Es wundert am Ende wenig, wenn Theaterintendant Klement über seine bisherige Dresdener Zeit sagt: „Das, was wir hier an Erfahrungen und Auseinandersetzungen erleben, ist zentral, um die derzeitigen Konflikte in der Gesellschaft zu verstehen. Ich möchte keine Sekunde missen.“ Ob er Angst vor dem 1. September habe? „Angst? Ach Quatsch, überhaupt nicht. Wir haben Haltungen. Und für die stehen wir. Die haben etwas mit lebendiger Demokratie zu tun und mit unerschütterlichem Glauben, dass sich die besseren Argumente durchsetzen.“



Vor den Wahlen in Brandenburg und Sachsen haben wir einen Teil der Redaktion nach Dresden verlegt

Wer bis ans Ende beharrt

Die Ruhrtriennale eröffnet mit Christoph Marthalers „Nach den letzten Tagen. Ein Spätabend“. Ein Stück über den wachsenden Rassismus und Antisemitismus. Doch kann man dem mit leiser Ironie beikommen?



Von Regine Müller

Johan Simons hatte seine Intendanz der Ruhrtriennale noch mit dem emphatischen Motto „Seid umschlungen!“ übertitelt. Dieses Schiller-Zitat aus Beethovens Schlusschor der „Neunten“ wollte er durchaus politisch verstanden wissen. Simons' Grundgestus blieb aber optimistisch.

Beethovens berühmter Schlusschor kommt nun in der Eröffnungspremiere von Stefanie Carps zweiter Spielzeit als Ruhrtriennale-Intendantin erneut zum Einsatz: In Christoph Marthalers „Nach den letzten Tagen. Ein Spätabend“ hallt er

ser „Spätabend“ nur eine Aktualisierung einer Produktion ist, die bereits 2013 in Wien unter dem Titel „Letzte Tage. Ein Vorabend“ zu sehen war, stimmt nachdenklich, denn zu den Prinzipien der Ruhrtriennale gehörten stets originäre Eigenproduktionen, die dort erstmals zu sehen waren, bevor sie in den Verwertungskreislauf des internationalen Festivalzirkus eingespeist wurden.

Auch der Aufführungsort, das Bochumer Audimax widerspricht dem Grundkonzept der Ruhrtriennale, gezielt die strukturgewandelten Industriehallen zu bespielen. Es hat den Anschein, als ob bei dem Leuchtturmfestival ein Paradigmenwechsel im vollen Gange ist.

gen Populisten auf der Bühne, Alice-Weidel- und Sebastian-Kurz-Lookalikes und Alexander-Gauland-Wiedergänger.

Ihre Texte sind Montagen aus Reden und Äußerungen aus vergangener Zeit vom Ende des 19. Jahrhunderts und der Zwischenkriegszeit mit aktuellen Worten aus den Mündern und Twitter-Accounts von Populisten von Viktor Orbán bis Boris Johnson und aus dem Gedankengut von Identitären und Rassisten. All das erklingt ungefiltert und quält alsbald. Der einzige eindringliche Moment der überlangen Textstrecken ist die zutiefst antisemitische Rede des einstigen Wiener Bürgermeisters Karl Lueger von 1894, die der große Josef Ostendorf mit leiser Stimme völlig gleichmütig verliest und mit dieser demonstrativen Gemütlichkeit frösteln lässt.

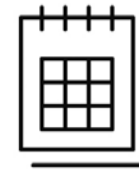
Das Bochumer Audimax gehört zur kleineren Hälfte dem Publikum, die größere Hälfte des Amphitheaters bespielen Marthalers Darsteller, auf halber Höhe sitzt ein Kammermusikensemble, dessen Besetzung die disparaten Zusammenstellungen der KZ-Orchester zitiert. Das Geschehen spielt im mittleren 22. Jahrhundert und verschränkt Vergangenheit, Gegenwart und zu Zukunft. Zunächst werden fünf Putzfrauen eingewiesen, den Parlamentssaal abzustauben, in dem „nichts mehr stattfindet“.

Die Demokratie ist zur reinen Repräsentation verkommen, im Saal finden lediglich Ehrungen und Gedenkveranstaltungen statt. Eine solche soll nun anlässlich des 200-jährigen Gedenktags der „Schließung“ des KZs Mauthausen stattfinden. Nicht mehr von Befreiung, sondern von Schließung ist die Rede – ein

Verweis auf den schleichenden Sprachwandel im öffentlichen Diskurs. Dann wird „seine Exzellenz, der Kaiser von Hohenzollern Europa“ begrüßt und der Rassismus zum Weltkulturerbe erklärt.

Die berührenden Momente des Abends gehören der Musik, die Uli Fussenegger ausgewählt, grandios arrangiert und instrumentiert hat: Es beginnt sehr leise mit einem gesummen Dreiklang und endet noch viel leiser mit verklingenden Echos aus Felix Mendelssohn-Bartholdys Chor „Wer bis ans Ende beharrt“. Ferner erklingt Musik in der Nazizeit verfeimter Komponisten wie Ernest Bloch, Pavel Haas, Viktor Ullmann und Erwin Schulhoff, kombiniert mit Fragmenten ikonischer Werke des klassischen Repertoires wie etwa Beethovens „Neunter“. Hinzu kommen Zitate aus Pop und Schlager und Luigi Nonos „Ricorda cosa ti hanno fatto in Auschwitz“. Wie ein Cantus Firmus zieht sich ein Fragment von Viktor Ullmann durch den Abend, das mit jeder Variation trauriger und trauriger wird. Das alles ist suggestiv komponiert, perfekt musiziert und gesungen vom musikalischen Marthaler-Ensemble.

Problematisch dagegen bleiben die Texte, die populistische und antisemitische Äußerungen eins zu eins wiedergeben und einzig durch das ironische Spiel der Darsteller konterkariert werden. Das wirkt auf die Dauer enerzierend banal und lässt tiefer lotende Analysen vermissen. Der Abend will zu viel, Marthalers politischer Scharfsinn, der sonst aus Alltagsbeobachtungen wächst, will hier nicht greifen. Enden wollender, freundlicher Applaus beschließt den seltsam kraftlosen Abend.



das kommt

„Die Katze und der General“

Erst kommt das Sommerfest, dann enden ganz langsam die Theaterferien. Am Thalia Theater in Hamburg wird am 24. August zum Sommerfest geladen, in dem Café Embassy of Hope, vor drei Jahren eröffnet und eine Anlaufstelle für viele geflüchtete Menschen aus der Nachbarschaft. Eine Woche später, am 31. August, landet man mit der Uraufführung von „Die Katze und der General“ nach einem Roman von Nino Haratischwilli unter russischen und georgischen Migranten in Deutschland und rutscht auf der Zeitachse zurück bis in den Tschetschenienkrieg in den 90er Jahren. Jette Steckel hat es übernommen, den opulenten Roman für die Bühne zu bearbeiten.

24. August, Sommerfest, Thalia in der Gaußstraße, Hamburg-Altona; 31. August, Uraufführung, Thalia Theater Hamburg

Filmfestspiele von Venedig

Auf der 76. Mostra Internazionale d'Arte Cinematografica in Venedig werden erneut Gegenwart und Zukunft des Kinos zu begutachten sein. Die Gegenwart läuft vorwiegend im offiziellen Programm, wo man im Wettbewerb eine Vielzahl bekannter Autorenfilmer findet, vom Japaner Hirokazu Kore-Eda, dessen „La vérité“ als Eröffnungsfilm laufen wird, über die US-Amerikaner Noah Baumbach und Steven Soderbergh, den Franzosen Olivier Assayas, den Kanadier Atom Egoyan bis hin zum Chilenen Pablo Larraín. Soderberghs und Baumbachs Beiträge sind zudem zwei von drei vom Streamingdienst Netflix produzierte Filme im Festivalprogramm, was auch dieses Jahr Anlass zu Debatten über die Zukunft des Kinos geben dürfte. Die rein technischen Zukunftsentwürfe des Kinos werden auch in dieser Ausgabe der Filmfestspiele wieder in der eigens eingerichteten Sektion für VR (Virtual Reality) zu sehen sein. Für die taz wird Filmredakteur Tim Caspar Boehme täglich vom Festival berichten.

28. August bis 7. September, Venedig

Sommerfest am Literarischen Colloquium

Der Tropen Verlag, Imprint von Klett-Cotta, ist nach zehn Jahren Stuttgarter Exil beim Mutterhaus nun wieder nach Berlin gezogen, und zwar gleich an die Spree. Das ist doch ein ganz guter Anlass, um am Literarischen Colloquium Berlin dieses Jahr das obligatorische Sommerfest auszurichten. Tom und Tom, Klett-Cotta-Verleger Tom Kraushaus und der neue Tropen-Chef Tom Müller, werden beide natürlich anwesend sein. Tom Kummer (noch ein Tom!), Hallgrímur Helgason, Ariadne von Schirach, Thomas Palzer und Mareike Nieberding zum Beispiel auch. Beim Gespräch zwischen Adam Sobocznyski und Tropen-Autor Simon Strauß können sich feuilletonferne Beobachter fragen, wer wer ist. Und später wird Afagh Irandoost Musik auflegen, wobei man schon einmal sagen muss, dass das Tanzen im LCB-Foyer nicht mehr ganz so viel Spaß bringt, seitdem man da um Mitternacht nicht mehr rausgeschmissen wird.

31. August, ab 14.30 Uhr, LCB, Berlin

LA FORZA DEL DESTINO

Premiere 8. September 2019

Giuseppe Verdi — Paolo Carignani Musikalische Leitung, Frank Castorf Inszenierung
Mit Maria José Siri, Markus Brück, Russell Thomas, Agunda Kulaeva u. a.

Karten und Infos:
deutscheoperberlin.de

als in einzelne Silben zerhacktes Zitat im zynischen Dialog mit einer nationalistischen Rede von Viktor Orbán nach. So ändern sich die Zeiten.

Kommt man mit dokumentarischem Eifer und leiser Ironie dem wachsenden Rassismus und der Erosion der Demokratie bei? Diese Frage drängt sich auf nach den langen zweieinhalb Stunden, die Marthaler im Bochumer Audimax braucht, um in bewährter Zeitlupenmanier Rechtspopulismus, Rassismus, Sprachverfall und Demokratieverfall in nahezu ungefilterter Form vorzuführen. Bereits die Tatsache, dass die

Problematischer als diese formalen Bedenken aber ist der Abend selbst, der viel feine Ironie, suggestive Musik und herzzerreißenden Gesang bietet, aber auch Banales und seltsam Unreflektiertes.

Möglicherweise wollten Marthaler und Carp ja Hannah Arendts sprichwörtliche „Banalität des Bösen“ illustrieren, der Marthaler-Figurenkosmos jener Unglücksraben, die sich vergebens mühen, das Leben zu bewältigen und in ihren lächerlichen Zwängen rührend sind, sperrt sich gegen die Größe des Problems. Denn hier sind unverhohlene Kopien von heuti-

Anzeigen

Anzeigen

ANDREYA TRIANA

20.10. KÖLN
21.10. HAMBURG
22.10. BERLIN
24.10. FRANKFURT

TICKETS UNTER:
01806-853 653* / WWW.EKPSCORPIO.COM
01806-570 000* / WWW.EVENTIM.DE

*€20 €/Anst. aus dem Festnetz, Mobilfunk max. €10 €/Anst.

AVISHAI COHEN TRIO

Arvoles

As a live performer, Cohen is hard to beat. London Jazz

26.09. Braunschweig • Kultur im Zelt
27.09. Berlin • Kammermusiksaal
28.09. Weimar • Achava Festspiele
03.12. Hamburg • Laeiszhalle
04.12. Halle • Steintor Varieté
06.12. Düsseldorf • Tonhalle

Tickets: www.avishaicohen.com

RAZDAZ JAZZ thing taze

notizbuch

Wo bleibt
das
deutsche
Literary Hub

Auf *Literary Hub*, so etwas wie das auf Literaturkritik spezialisierte Pendant zum deutschen *Perlentau-cher*, kann man sich darüber informieren, dass Juli Zehs Roman „Leere Herzen“ soeben ins Englische übersetzt wurde und eine positive Aufnahme findet. *The Literary Hub* fasst die Besprechungen zusammen und verlinkt auf sie: Zwei sind begeistert („darkly entertaining... many cool Didion-esque aperçus“), drei positiv und eine gemischt. Auf Didion als Referenz wäre ich bei Juli Zeh eher nicht gekommen, aber vor allem kann einem aus diesem Anlass wieder einmal auffallen, dass es für so eine Plattform wie *lithub.com* im Deutschen zwar längst ein Bedürfnis geben mag, sie aber dennoch weiterhin fehlt. Der *Perlentau-cher* bemüht sich mit seinen monatlichen Bücherbriefen zwar redlich, die deutschsprachigen Literaturkritiken über das Tagesgeschehen hinaus zu ordnen. Der tägliche Newsletter der Literaturzeitschrift *Volltext* verweist auch auf Rezensionen und manche Essays. Aber *Literary Hub* ist noch etwas anderes: Man bekommt wirklich einen Überblick darüber, welche Bücher gelesen werden und welche Debatten laufen, vor allem auch in der Tiefe, über die Frage hinaus, welche nagelneuen Bücher man kaufen kann (oder nicht kaufen muss). Jedenfalls, das Bedürfnis nach tieferen Debatten ist, folgt man den richtigen Leuten, auf Twitter etwa mit Händen zu greifen, gerade jetzt, kurz nach Erscheinen der Longlist. Aber es angemessen zu institutionalisieren gelingt irgendwie nicht. Eigentlich seltsam. (drk)

Ein
Bruder
im
Schatten

Olaf Schmidt erzählt in seinem historischen Roman „Der Oboist des Königs“ das Leben von Johann Jacob Bach und entfaltet dabei ein Panorama des kriegsgebeutelten Europas im 18. Jahrhundert



Olaf Schmidt: „Der Oboist des Königs“. Galiani Verlag, Berlin 2019, 544 Seiten, 25 Euro

Von Tim Caspar Boehme

Wer war Johann Jacob Bach? Der Mann vorn auf dem Buchdeckel ist es mit Sicherheit nicht. Zunächst einmal, weil das von Antoine de Favray gemalte Porträt eines Europäers im türkischen Gewand, das den Einband von Olaf Schmidts Roman „Der Oboist des Königs“ ziert, aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt. Da war der Bach-Bruder schon längst tot. Und dann ist ohnehin kein Porträt von Johann Jacob Bach bekannt. So ähnlich wie den Herrn mit Turban könnte man sich diesen Bach, in einer späteren Station seines Lebens zumindest, jedoch vorstellen.

Gesichert blieb auch kein Werk von ihm erhalten. Von einer Badi-nage in h-Moll ist im Buch die Rede, vermutlich wohl allein deshalb, weil es ein solches Charakterstück in der 2. Orchestersuite des Bruders Johann Sebastian gibt. Insgesamt beschränkt sich das Leben des Musi-



Antoine de Favray: „Europäer in türkischer Kleidung“ Foto: AKG

kers Jacob Bach auf sehr dürre Daten. Die haben es aber in sich.

Zunächst wurde Jacob Bach, wie Sebastian drei Jahre später, 1682 in Eisenach geboren, ging dort zur Lateinschule, kam nach dem frühen Tod der Eltern mit Sebastian beim älteren Bruder Johann Christoph unter, machte mit 14 Jahren eine Ausbildung zum Stadtpfeifer. Im Jahr 1704 trat er als Oboist in die Hofkapelle Karls XII. von Schweden ein. In dieser Eigenschaft erlebte Jacob Bach den grausamen Russlandfeldzug Karls XII. gegen Peter den Großen. Nach der Niederlage der Schweden floh Jacob Bach im Gefolge des Königs ins Exil nach Konstantinopel. Gestorben ist er 1722 in Stockholm.

Die wenigen biografischen Angaben hat der Schriftsteller Olaf Schmidt zur Grundlage eines historischen Romans von fast 600 Seiten gemacht. In dem es um Musik, Krieg, Glauben und eine gewisse Ironie im Verhältnis der zwei Bach-Brüder geht. Ist doch das Leben des großen Barockkomponisten gut erschlossen, dafür nicht sehr aufregend. Auch ist Sebastian, von einer frühen Bil-

dungsreise nach Lübeck abgesehen, geografisch nicht eben weit herumgekommen. Der „unbekannte“ Jacob Bach hingegen umso mehr.

Schmidt, der historisch wie religionswissenschaftlich kundig ist, weitet sein Buch, das wie eine klassische Biografie beginnt, schon bald

Anders als beim
berühmten Bruder
verliert die Musik
Johann Jacob Bachs die
Verbindung zu Gott

zu einem politischen Panorama Europas im 18. Jahrhundert aus. So umschiffert er elegant die Schwierigkeit, dass sein Protagonist als Figur, wenn man sich streng an den Fakten entlangbewegen will, wenig hergibt.

In „Der Oboist des Königs“ ist Jacob Bach denn auch in fast allen Kapiteln zugegen, spielt allerdings nicht unbedingt die Hauptrolle. Für die historisch einschneidenden Entwicklungen schiebt Schmidt gar

„welthistorische Intermezzi“ ein, in denen zunächst Sachsens Kurfürst August der Starke im Großen Nordischen Krieg als Eroberer sein Glück versucht, um schon bald gegen Schwedens Karl XII. den Kürzeren zu ziehen. Der unermüdlich Krieg führende Karl XII., der verbissen quer durch Russland zog, um das Heer Peters des Großen zu schlagen, entwickelt sich in der zweiten Hälfte des Buchs zur vorübergehenden Hauptfigur, an dessen Beispiel Schmidt deutlich macht, zu welch verheerenden strategischen Extremen ein asketischer protestantischer Lebenswandel beitragen kann und wie wörtlich der Ausdruck „Kadavergehorsam“ in der schwedischen Armee zu nehmen ist.

Jacob Bach liefert für all das oft bloß die formale Struktur, besonders eindrücklich in der im Halbstundentakt rhythmisierten Schlacht bei Poltawa, in der die schwedischen Soldaten, vernichtend vom russischen Heer geschlagen, in einem Blutbad untergingen. Mit einer goldenen Uhr ausgestattet, muss Bach dem König alle halbe Stunde die Zeit melden. Mit diesem Trick erzeugt Schmidt sehr effektiv die nötige Spannung für diesen tragischen Höhepunkt der Handlung.

Das Buch ist in seiner grafischen Ausführlichkeit der Darstellung ein Plädoyer gegen militärische Gewalt, insbesondere die profaschistische verbohrtete Schlachtenwut Karls XII., der sich nicht im Geringsten um das Leben seiner Truppen scherte. Jacob Bach verliert darüber sogar seinen Glauben, was Schmidt in einer kurzen theologischen Debatte über die Möglichkeit des Bösen in einer von Gott geschaffenen Welt reflektiert. Sogar Engel tauchen im Buch auf, geträumte oder halluzinierte, wie zu vermuten ist.

Dass die Musik irgendwann bloß noch am Rand vorkommt, ist unvermeidlich. Schmidt markiert so zugleich den Gegensatz des Lebens von Jacob Bach im Vergleich mit Sebastian. Während Letzterer kontinuierlich und allein Gott zur Ehre komponierte, verliert die Musik bei Jacob irgendwann alle Verbindung zu Gott wie sein übriges Leben auch. Wenn er am Ende des Buchs vor dem Haus des Bruders in Weimar steht, wo dieser inzwischen Herzoglich-Weimarscher Hoforganist und Konzertmeister ist, hat sich das Leben der beiden maximal weit voneinander entfernt. Von dem einen bleibt die Musik. Von dem anderen, dank Schmidt, eine große Erzählung.

Anzeige

Ist das das das Leben?*

*aus: »Orlando«
von Virginia Woolf, Regie: Katie Mitchell
Premiere am 5. September 2019
Karten: 030 890023, www.schaubuehne.de

schaubühne



„Die Wahrheit liegt immer im Gebrauch“, schreibt Buchautor Hirsch. Die Katze hat's verstanden
Foto: huseyintuncer/getty images

Das Aufreizende der Philosophie

Der Soziologe Theodor W. Adorno und seine Kritische Theorie erleben derzeit eine kleine Renaissance. Grund genug, noch einmal über einen seiner berühmtesten Sätze nachzudenken und zu fragen: Kann man auch inmitten des falschen ein richtiges Leben führen?

Von Jakob Hayner

Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“ Kaum ein Satz aus dem Werk Theodor W. Adornos ist so oft zitiert worden. Und kaum einer illustriert besser Adornos gestische Philosophie. Theoretische Einsicht und ethischer Impuls fallen zusammen und bilden eine unauflösbare Einheit. Dieser Gestus hat die 1951 erschienene Aphorismensammlung „Minima Moralia“ einen Verkaufsschlager werden lassen, der von Generationen gelesen wurde.

Das gute Leben des Einzelnen ist von der gelungenen Einrichtung der Gesellschaft nicht zu trennen, sagt der Satz und fordert zugleich die noch ausstehende Änderung ein – als ob der Autor widerlegt werden wollte, durch Praxis. Der Ausspruch wirkt in seiner Zugespitztheit, die nur einen Ausweg offen lässt, fordernd, ja geradezu aufdrängend. Es lässt einen zumindest nicht unberührt.

Er hat dementsprechend auch einigen theoretischen Widerspruch auf sich gezogen. Der kürzlich veröffentlichte Band „Richtig falsch. Es gibt ein richtiges Leben im falschen“ hat die Gegenthese zu Adorno augenscheinlich schon im Titel. Autor ist der Münchner Philosoph und Politikwissenschaftler Michael Hirsch.

„Richtig falsch“ ist ebenfalls eine Sammlung von Aphorismen, insgesamt 123 an der Zahl, unterteilt und zusammengefasst in sieben Abschnitten. Schon der erste trägt den Titel „Minima Moralia“ und stellt sich so in die Nachfolge von Adornos Werk. Und wie Adorno stellt Hirsch die Frage, auf welche Weise sich eine mögliche gesellschaftliche Veränderung denken lässt, während sie doch unmöglich erscheint.

Die globale Krise unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die Hirsch gegenwärtig ausmacht,

führt ja gerade nicht zu einer Abkehr von den herrschenden Vorstellungen, sondern nur zu ihrer Brutalisierung. Der sogenannte Kampf ums Dasein weitet sich aus.

Angesichts der drohenden Verschlechterung der sowieso schlechten Bedingungen plädiert Hirsch jedoch nicht für eine Verteidigung des Status quo, sondern für das Denken eines anderen Zustands – auch wenn der sich nicht unbedingt ankündigt. Für Hirsch braucht eine progressive Politik ein Denken, das es wagt, das Unwahrscheinliche, ja fast Unmögliche zu denken.

Schon an Adornos Philosophie war es das Aufreizende, dass sie sich im Bewusstsein von Auschwitz und der Atombombe nicht auf Schadensbegrenzung innerhalb des Kapitalismus beschränken lassen wollte. Sie zielte auf Erkenntnis des Ganzen und dessen Änderung.

Das muss man sich jedoch nicht als eine vollständige Umgestaltung der Welt vorstellen, mehr wie die Ankunft des Messias, der alles nur ein bisschen zurechtrückt, schrieb Adorno. So brachte er das Licht, das von der Erkenntnis her strahlt, mit der Erlösung zusammen. Erst eine der eigenen religiösen Anteile bewusste Aufklärung zielt auf das Glück der Menschen statt auf blinde Naturbeherrschung. Auf den Messianismus greift auch Hirsch zurück, als Kritik des Fetischs des Neuen.

Sich einrichten

Die Welt ist entstellt, man muss sie wieder zurechtrücken. Es braucht eigentlich nichts Neues, man müsse nur das, was ist, richtig gebrauchen lernen. „Die Wahrheit liegt immer im Gebrauch“, schreibt Hirsch. Auch die des eigenen Lebens. Wozu leben? Und wie? So sind wir wieder beim richtigen Leben. Das freilich soll nicht nur das Privileg einiger Weniger sein. Sondern der Maßstab eines jeden Lebens.

An diesem Punkt möchte Hirsch dann auch Adorno widersprechen. „Der Einzelne kann nicht nach einem guten Leben suchen – unter welch schlechten oder falschen gesellschaftlichen Bedingungen auch immer“, schreibt er. Die Frage und die Suche nach dem guten Leben ist eine unhintergehbare Voraussetzung. Das zu negieren, kann – siehe Adorno – dazu dienen, eine theoretische Einsicht zu pointieren. Aber es kann nicht selbst eine theoretische Wahrheit werden, zumindest nicht, ohne dass sich daraus selbst weitere Probleme ergeben.

Hirsch stört sich zuvorderst daran, wie Adornos Satz verstanden wird. Oder wie er gebraucht wird.

Die Krise unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung führt nur zu ihrer Brutalisierung

Denn ohne die Verbindung zu dem Wunsch nach Veränderung bekommt die Aussage etwas geradezu Entschuldigendes. Es gibt halt kein richtiges Leben im falschen. Also ist alles egal.

Doch Hirsch will den Gestus von Adornos Aussage retten – und muss sie deswegen korrigieren, weil sich die impliziten Annahmen, auf die sich Adorno noch stützen konnte, verändert haben.

Die Falschheit der Welt kann man, gerade als deren Kritiker, auf eine perverse Art genießen, konstatiert Hirsch. Diese Haltung ist vor allem dann zu beobachten, wenn die Verbindung von Kritik und dem Begehren nach Veränderung verlorengegangen ist. Dieser Vorwurf ist nicht ganz neu, spottete Georg

Lukács einst schon über die Frankfurter Schule als „Grand Hotel Abgrund“. Doch Spott ist nicht Hirschs Sache, bemüht er sich doch um eine rettende Lektüre. Und in deren Rahmen ist Adorno ein wichtiger Bezugspunkt, vor allem im Vergleich zu dem, was nachfolgt.

Nach der Postmoderne

„Nach ein paar Jahrzehnten Unterricht in Poststrukturalismus, Dekonstruktion und Systemtheorie zeigt sich langsam, was alles dadurch verloren ging“, lautet Hirschs Kritik des linken Defätismus. Der spürt zwar noch im unscheinbarsten Winkel des Lebens das Wirken der Herrschaft auf, kann aber diese Befunde nicht mehr in einem Zusammenhang der Weltveränderung stellen. Das Aufspüren der Verstrickungen in die Verhältnisse wird zum Selbstzweck, aus dem der Kritiker seine Befriedigung zieht.

Neben Adorno ist vor allem Pierre Bourdieu, der Theoretiker der feinen Unterschiede und des Geschmacks, Gegenstand der Auseinandersetzung. Hirsch argumentiert keineswegs gegen die Einsichten solcher Theorie. Nur gegen deren Gebrauch. Denn seit Adorno und auch Bourdieu gab es einen Funktionswandel der Kritik. Inzwischen hat sie selbst legitimatorischen Charakter. Sie dient als Ausweis der Funktionalität von Institutionen und nicht als ihr Gegenteil, wie man an Universitäten und Kultureinrichtungen beobachten kann. Die Kritik wird ins Bestehende eingemeindet. Und das kritische Bewusstsein geht mit der, sei's auch unbewussten, Behauptung der Unveränderbarkeit der Welt einher.

Das wiederum bedingt einen professionellen Nihilismus, der zwar alles infrage stellt, aus dem eigenen Wissen aber keine Konsequenzen mehr ziehen kann. Oder, anders gesagt, nicht mehr daran

glauben kann. So haben es dann auch die Konservativen leicht, den linken Intellektuellen Heuchelei vorzuwerfen.

Das Problem ist, dass sich die kritischen Geister in dieser misslichen Situation eingerichtet haben. Die Identifikation mit dem Betrieb, das Streben nach symbolischer Anerkennung durch diesen und die ruinöse Konkurrenz unter den Kulturarbeitern lähmen das kritische Denken. Hirschs Buch ist als Versuch zu begreifen, sich mit den eigenen intellektuellen Mitteln dieser Misere zunächst bewusst zu werden – und den Schritt aus ihr heraus zu wagen. Der Autor plädiert für eine linke Ideenpolitik. Es könnte schlicht keine Zukunft geben, wenn es nicht gelingt, andere Formen der Weltaneignung als die herrschenden zu etablieren.

Damit das gelingen kann, muss man sich lösen. Auch vom perversen Genießen der bloßen Rechthaberei. Man müsse mehr auf die Stimme des eigenen Begehrens hören als auf die Sirenenklänge der Kenntnis des Falschen, schreibt Hirsch. Und deswegen müsse man auch die Spuren des richtigen Lebens festhalten. Um das eigene Begehren und das gute Leben nicht zu verraten. „Richtig falsch“ ist ein Lehrstück in intellektueller Aufrichtigkeit, eines Denkens ohne Absicherung – ganz im Geiste der „Minima Moralia“. Ein emphatisches Denken, das das Mögliche und scheinbar Unmögliche erkundet und zugleich den Impuls der Veränderung mitteilt. Und es sich nicht leicht macht, sondern das Wagnis der geistigen Spekulation eingeht.

„Richtig falsch“ ist der seltene und beglückende Fall eines theoretischen Buchs, das ein Verhalten exemplarisch zu zeigen sucht – eine Lektion in Sachen richtigen Lebens, die der intellektuellen Lähmung der Linken den Kampf ansagt.



Michael Hirsch: „Richtig falsch“. Textem Verlag, Hamburg 2019, 160 Seiten, 16 Euro

Lob der Verwirrung

Das diskursträchtige Festival „Pop-Kultur“ in der Berliner Kulturbrauerei ist gestartet. Eine Zwischenbilanz

Von **Stephanie Grimm**

Derzeit führt über den kopfsteingeflasterten Hof der Berliner Kulturbrauerei ein glatter Weg, auf dem auch Rollen stressfrei von A nach B kommen. Gerade wird hier zum fünften Mal das Festival „Pop-Kultur“ gefeiert; die Kunststofftrasse ist ein Indikator, dass es das Festival ernst meint mit seinem Anspruch, divers und inklusiv wie keine andere Veranstaltung dieser Art zu sein. Und so verwundert nicht, dass hier Musik nicht nur gefeiert wird, sondern die Reflexion darüber, wie Popkultur zum gesellschaftlichen Fortschritt beitragen kann, in das schön wuchernde Programm eingebaut ist; neben zahllosen Konzerten gibt es Talks, Filme und mehr. Die Metaebene macht es nicht nur zum diskursträchtigsten der hiesigen Musikfestivals, sondern auch zum „offiziellsten“: „Pop-Kultur“ wird vom Land und vom Bund gefördert, auch EU-Mittel fließen. Bei der Eröffnungsveranstaltung am Mittwoch führt das zu einem „Wir sind die Guten“-Schulterklopfen zwischen Kultursenator Klaus Lederer, den Kuratoren Martin Hossbach und Christian Morin und der Festivaldirektorin und Geschäftsführerin des veranstaltenden Musicboards Berlin, Katja Lucker. Man feiert sich als Avantgarde mit internationaler Strahlkraft. Ganz konkret geht es auch darum, für neue Finanztopfe zu trommeln, denn die drei Jahre sind vorbei, in denen es 500.000 Euro vom Bund gab.

Aus denen wurden bislang die sogenannten *Commissioned Works* finanziert, besondere Auftragsarbeiten: In diesem Jahr war so etwa eine leicht alberne, aber durchaus für gute Laune sorgende Popinszenierung von Richard Wagners „Ring“ zu erleben, eine Kollaboration zwischen dem Indie-Chansonnier Jens Friebe und der Band 21 Downbeat. Letztere besteht aus Mitgliedern des Inklusionstheaters Ramba-Zamba. Oder eine knackig kurze und dabei schön auf den Punkt gebrachte Performance des Wiener Cloudrapperinnen-Duos Klitclique; auf geil runtergebrochene Weise brachten sie Kunst mit Kunstbetriebssatire zusammen. Oder die sehr ans Herz gehende Zusammenarbeit der Pianistin Lisa Morgenstern mit dem Bulgarian Voices Berlin Chor. Mit ungewöhnlichen Rhythmen und Phrasierung bündelten sie die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine Weise, wie man es bei Konzerten dieser Art selten erlebt.

Summer of Love

Eine schöne Einstimmung auf die Wechselwirkung zwischen Pop und Gesellschaft liefert der Film „Everybody in the Place: An Incomplete History of Britain 1984–1992.“ In dem diskutiert der bildende Künstler und Turner-Preisträger Jeremy Deller mit Oberstufenschüler*innen, unterfüttert von tollem Archivmaterial, die Wechselwirkung zwischen Rave-Kultur, die Ende der 80er Jahre den zweiten „Summer of Love“ hervorbrachte, und den politischen Verwerfungen der Zeit, vom Bergarbeiterstreik bis zu Margaret Thatchers Austeritätspolitik. Das Setting klingt konstruiert, führt aber zu produktiven Beobachtungen. Die Schüler wirken verwirrt, wie anders die Welt vor 30 Jahren war, staunen über Bilder von Raves, wo niemand aufs Handydisplay guckt, und fragen sich, was es wohl mit Menschen macht, sich so unbeobachtet zu fühlen. Katja Lucker hatte in ihrer Eröffnungsrede die produktive Kraft von Verwirrung gelobt und Ko-Kurator Hossbach den Besuchern mit auf Weg gegeben, man solle doch bitte Sachen angucken, die man nicht kenne, am besten in Sprachen, die man nicht verstehe. Viel in Ost- und Südosteuropa war man unterwegs, das schlägt sich im Programm nieder. Am Donnerstag gab es eine persönliche Stunde mit der Berlinerin Mascha Qrella, die nach gut 20 Jahren Schaffens als Solokünstlerin, aber auch mit Bands wie Mina und Contriva, nun erstmals Deutsch singt und dabei über ihre DDR-Sozialisation nachdenkt. Qrella spielt Songs, mit denen sie Texte des 1976 aus der DDR in den Westen umgesiedelten Thomas Brasch vertont. Auf das Werk des 2001 Gestorbenen war sie selbst erst vor ein paar Jahren aufmerksam geworden, durch die autobiografische Geschichte seiner Schwester Marion Brasch „Ab jetzt ist Ruhe“.

In einer Hollywoodschaukel sitzend befragt Qrella sich zwischen den Songs mit trockenem Humor zu ihrer eigenen (Künstler-)Biografie. Ein toller Work-in-Progress-Einblick. Im Dezember wird der fertige Brasch-Abend „Woanders“ im Hebbel am Ufer Premiere haben.

Verhaftung in Granada – Ehrung in Weimar

Der im deutschen Exil lebende Bürgerrechtler und Schriftsteller Doğan Akhanlı wird von Erdoğan's Türkei verfolgt – und nächste Woche mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet

Von **Andreas Fanizadeh**

Doğan Akhanlı wird am Mittwoch in Weimar mit der Goethe-Medaille 2019 geehrt, zusammen mit der Künstlerin Shirin Neshat und dem mongolischen Verleger Enkhbat Roozon. Er veröffentlichte zuletzt „Verhaftung in Granada“ (KiWi) und „Madonnas letzter Traum“ (Sujet Verlag). Ein ausführliches taz-Gespräch zu Person und Verhaftung ist zu finden unter: www.youtube.com/watch?v=lppk7XonYSM

Derzeit im seinem Leben wurde Doğan Akhanlı in der Türkei festgesetzt. Das erste Mal als Gymnasiast mit 18 Jahren. Er will sich eine Zeitung am Kiosk kaufen. Eigentlich ein harmloser Vorgang. Doch dort lauert die Polizei. Resultat: 11 Tage Folter, vier Monate Haft. Das prägt. 1980 putscht dann das Militär in der Türkei. Akhanlı lebt fortan unter einer falschen Identität. Tagsüber baut er Musikinstrumente, nachts schreibt er Flugblätter gegen die Diktatur. Er lernt seine künftige Partnerin Ayşe kennen.

1985 wird das Paar mit ihrem 16 Monate alten Sohn verhaftet. Erneut Folter, zweieinhalb Jahre Haft. 1991 gelingt der Familie mit inzwischen zwei Kindern die Flucht nach Deutschland. 1998 bürgert ihn die Türkei aus, 2001 nimmt Akhanlı die deutsche Staatsbürgerschaft an. 2010 reist der Autor und Menschenrechtsaktivist in die Türkei. Er will seinen Vater ein letztes Mal sehen, hat Heimweh. Bei der Einreise wird er verhaftet. Er soll 1989 an einem Raubüberfall beteiligt gewesen sein, so die Behauptung. Das schien selbst der damaligen türkischen Justiz etwas zu gewagt fabuliert. Akhanlı wird nach viermonatiger Untersuchungshaft frei gelassen und frei gesprochen. Rückkehr ins deutsche Exil. Doch Erdoğan's Leute arbeiten im Stillen weiter. Sie lassen Akhanlı 2017 in einer aufsehenerregenden Aktion im spanischen Granada per Interpol verhaften. Die EU weist den türkischen Strafbefehl schließlich zurück.

taz am wochenende: Herr Akhanlı hat man sich für den konstruierten Haftbefehl und die Festsetzung in Granada später bei Ihnen aus der Türkei entschuldigt?

Doğan Akhanlı: Erdoğan kennt das Wort Entschuldigung



Autor Doğan Akhanlı bei der Bühnenprobe zu dem Stück „Istanbul“ 2017 in Köln Foto: David Baltzer

nicht. Man müsste es auch erst ins Türkische übersetzen. Keine türkische Regierung hat sich bislang für den Völkermord an den Armeniern 1915 entschuldigt.

Hat man denn die fingierten Behauptungen gegen Sie mittlerweile in der Türkei fallen gelassen, was wissen Sie darüber?

Nein und ja. Franz Kafka meinte in seinem Roman „Der Prozess“, für Angeklagte sei die Verschleppung eines Urteils das Beste. Juristisch gesehen ist mein Prozess seit Langem in dieser Phase. Angeblich soll im Oktober 2019 etwas geschehen. Aber ich vermute, dass die tür-

Die Verfolgung hat meine Stimme also nicht ersticken können, sie hat ihr eher mehr Gewicht gegeben

kische Justiz mit ihrer erfindrischen Kreativität noch lange nicht am Ende ist.

Was glauben Sie, warum lässt Präsident Erdoğan jemanden wie Sie, der seit Jahrzehnten als Schriftsteller und Bürgerrechtler friedlich im deutschen Exil lebt, verfolgen?

Aus Angst vor unseren Stimmen und aus Hass.

Warum akzeptiert Erdoğan Ihre deutsche Staatsbürgerschaft nicht, das bringt ihm doch nur außenpolitischen Ärger ein?

Das ist die traditionelle Arroganz des Despoten. Er muss seine Macht permanent demonstrieren. Er kann außer seiner eigenen keine andere Meinung ertragen.

Fühlen Sie sich in Deutschland sicher?

Einerseits: ja. Andererseits gibt es aber hier diese „besorgten“ oder „wütenden“ Bürger,

die sich derzeit verstärkt positiv auf die NS-Zeit beziehen. Sie agieren menschenfeindlich, sprechen bei 6 Millionen Holocaust-Opfer von einem „Vogelschiss der Geschichte“. Sie agitieren gegen „Ausländer“, und manchmal morden sie auch.

Dieser Tage erscheint im Sujeet Verlag Ihr Roman „Madonnas letzter Traum“. Worum geht es in dem Buch?

Es ist eine Hommage an meine Mutter und an die historische Liebesgeschichte von Sabahattin Ali, seiner „Madonna im Pelzmantel.“ Das Buch ist eine Spurensuche in Deutschland, Polen, Rumänien und in der Türkei – von der Gegenwart bis zur NS-Zeit. Ich habe mit mir selbst als „namenlosen Leser“ eine Romanfigur entwickelt und bin Alis jüdischer Protagonistin Maria Puder gefolgt. War Maria Puder nur eine Romanfigur ist, oder hat sie vielleicht wirklich gelebt? Ist sie unter den jüdischen Flüchtlingen der „Struma“ gewesen, dem Schiff, das 1942 vor Istanbul versenkt wurde? Ich wollte die Romanfigur der Maria Puder um eine reale historische Komponente erweitern.

Warum dieses Spiel mit diesem Schriftsteller und seinem historischen Roman?

„Die Madonna im Pelzmantel“ wurde 1943 veröffentlicht. Ali erzählt von der Liebesgeschichte zwischen einem türkischen Mann und einer jüdischen Malerin in Berlin. Sabahattin Ali wurde 1948 an der türkisch-bulgarischen Grenze bei der Flucht ins Ausland von einem früheren Offizier im Auftrag des türkischen Geheimdienstes erschlagen. Der Täter sagte später, er habe Ali ermordet, weil dieser sein „Nationalgefühl“ verletzt habe. Ali und seine Romanfigur Maria ermöglichen es mir, über Grenzen und Zeiten hinweg zu denken. Ich kann so von verschiedenen Formen der Verfolgung und staatlicher Ge-

walt in der Geschichte literarisch erzählen. Auch etwa, wie beachtlich die Transformation von der NS-Diktatur zur Demokratie in Deutschland ist, während in der Türkei weiterhin das Vergessen Gesetz ist.

Wofür stehen Sabahattin Ali und sein Werk in der türkischen Literaturgeschichte?

„Die Madonna im Pelzmantel“ ist eines der bedeutendsten türkischen Prosawerke des 20. Jahrhunderts, derzeit gerade ein Bestseller. Als ich meinen Roman schrieb, war Ali zwar bekannt, aber nur in kleinen Kreisen. Ich habe intensiv zu ihm recherchiert, sein Werk gelesen. So wurde er zu einer Romanfigur von mir. Er ist eine Person, der ich mich sehr nahe fühle, die mich sehr geprägt hat.

Nächste Woche werden Sie als Autor und Bürgerrechtler in Weimar mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet? Was bedeutet Ihnen dieser Preis?

Es ist eine überraschende und wertvolle Anerkennung meiner literarischen und politischen Arbeit. Das diesjährige von Goethe entlehnte Motto „Dichtung und Wahrheit“ finde ich sehr passend. Aber vieles kommt mir auch surreal vor. Ohne die sinnlose Verfolgung durch den türkischen Staat, aber auch ohne die fantastische Solidarität aus Deutschland, Spanien und der Türkei wäre mir dieser Preis nicht zugesprochen worden. Woher sollte die Goethe-Welt, das Auswahlkomitee von mir wissen? Die Verfolgung hat meine Stimme also nicht ersticken können, sie hat meinem Wort dauerhaft eher mehr Gewicht gegeben.

Was glauben Sie: Werden türkische Medien über die Preisverleihung in Weimar berichten?

Ich vermute, dass die drei Tageszeitungen, *Cumhuriyet*, *Evrensel* und *Birgün* dies tun werden. Die Staatspresse und andere Medien werden schweigen.



Vor sechs Wochen hat die taz eine Redaktion in Dresden eingerichtet. Wir haben seitdem nicht nur über den Wahlkampf berichtet, sondern auch über Fußballfans in Chemnitz, Wissenschaftlerinnen in Dresden und Geflüchtete in Borna. (Alle Texte finden Sie unter taz.de/ost.) Kurz vor der Landtagswahl sind sieben RedakteurInnen der taz am wochenende noch mal durchs ganze Land gereist: Sachsen von links nach rechts, von Plauen im Westen bis Zittau im Osten.

Die großen Städte haben wir auf unserer Tour nur gestreift. Wir waren auf hohen Bergen und in flachen Seen. Über 500 Kilometer in acht Tagen. Wir sind gewandert und getrampt, haben das Rad

und die Dampflok genommen. Haben alte und neue Bürgerrechtler getroffen und ein Schaf interviewt. Wir waren 200 Meter unter der Erde und haben weiter oben Herrnhuter Weihnachtssterne gebastelt.

Am Ende der Tour haben wir uns, ausgehungert nach der langen Reise, bekoochen lassen: von Katja Kipping, der Chefin der Linken und bekanntesten sächsischen Bundespolitikerin. Sie bereitete das Essen zu, wir haben ihr von unserer Reise erzählt und Fragen gestellt: Wie hat sich Sachsen verändert? Woher kommt die Wut, woher der Mut? Warum gewinnen die Grünen im Osten und ihre Partei verliert? Sie hat uns von ihrer Liebe zur Band Keimzeit erzählt und dabei Eierkuchen nach dem Rezept ihrer Großmutter gemacht.

Viele Ideen für unsere Recherchen sind nicht in der Redaktion entstanden. Wir wollten uns treiben lassen, haben Menschen auf der Straße und im Internet gefragt: Wo sollen wir hin? Wen sollen wir als Nächstes treffen? Wären wir allen Vorschlägen hinterhergefahren, wären wir immer noch unterwegs.

Nicht nur wir in der taz, auch KollegInnen von anderen Medien wurden in den letzten Wochen in Sachsen manchmal skeptisch empfangen: Jetzt kommen die Journalist*innen, um den Osten zu verstehen. Ausgerechnet kurz vor einer Wahl, die mit einem Rechtsruck enden könnte. Natürlich ist da etwas dran. Und natürlich behaupten wir nach acht Tagen Reise nicht, dass wir Sachsen verstanden haben.

Bei unserer Tour haben wir aber eine schöne Erfahrung gemacht: Wohin wir auch kamen, haben wir Menschen getroffen, die uns was zu trinken in die Hand drückten und stolz ihre Orte zeigten – ohne dabei Probleme zu verschweigen. Wir waren beeindruckt von den vielen Sachsen, die in kleinen Dörfern und Städten für eine offene Gesellschaft kämpfen. Künstlerinnen und Camper, Aktivistinnen und Lokalreporter.

Diese Ausgabe erscheint am Tag der großen Unteilbar-Demonstration in Dresden und wird dort auch verteilt. Ist Sachsen unteilbar? Bei unserer Reise haben wir erlebt, welche Konflikte das Land spalten. Aber auch, dass man alle Teile Sachsens gesehen haben muss, wenn man es verstehen will. Viel Spaß bei der Lektüre!

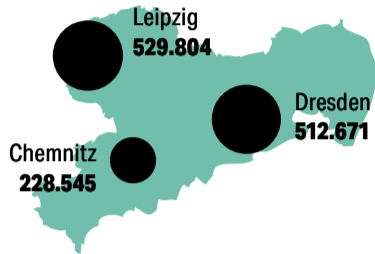
DAS BUNDESLAND

Mit **18.450 km²** ist Sachsen das zehntgrößte Bundesland.

Es gibt **13** Landkreise und kreisfreie Städte und insgesamt **419** Gemeinden.

BEVÖLKERUNGSDICHTE

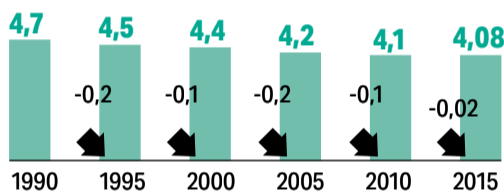
Einwohner



Abwanderung

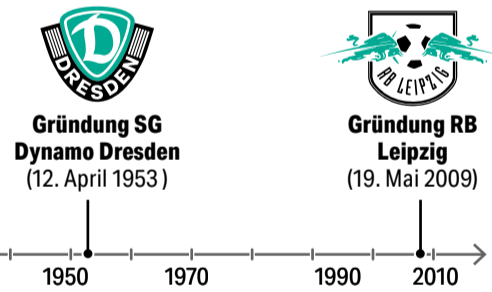
Nach der Wende hatte Sachsen mit Abwanderung zu kämpfen, aber das hat sich geändert: 2012 konnte das Bundesland erstmals Wanderungsgewinne gegenüber dem Bundesgebiet verbuchen. Wenn Menschen wegzogen, dann vor allem wegen eines Jobs oder eines höheren Einkommens. Die meisten Studienanfänger*innen verliert Sachsen an Berlin, gefolgt vom Saarland.

Millionen Einwohner



SPORT

Die meisten sächsischen Fußballvereine sind aus ehemaligen Betriebssportgemeinschaften hervorgegangen. So etwa der BSG Chemie Leipzig, welcher angegliedert an den chemischen Betrieb VEB Lacke und Farben Leipzig entstand. Auch Lok Leipzig ist aus einer Betriebssportgemeinschaft hervorgegangen. In der ersten Bundesliga spielt heute RB Leipzig, in der zweiten Bundesliga der FC Erzgebirge Aue und Dynamo Dresden.

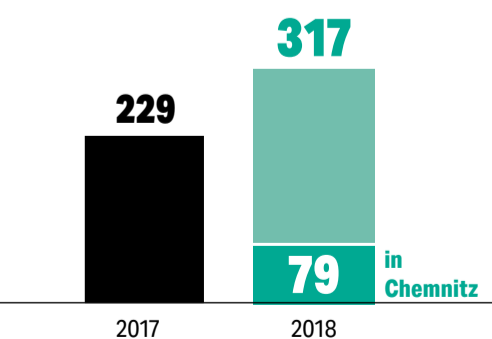


RECHTE SZENE

In den 90er Jahren gab es viele rechte Gewalttaten in Sachsen, 2018 stiegen die Zahlen durch die Vorfälle in Chemnitz erneut drastisch an.

Rechte oder rassistisch motivierte Gewalt (physische Übergriffe)

Quelle: Regionales Arbeitsstellen für Bildung, Integration und Demokratie in Sachsen



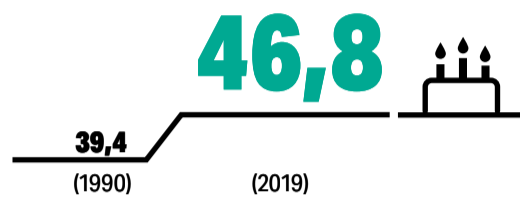
Chemnitz war auch Stützpunkt des NSU, das Trio tauchte dort ab. Die starke rechte Szene vor Ort ermöglichte dies aktiv.



SACHSEN IN ZAHLEN

DIE SACHSEN

Altersdurchschnitt

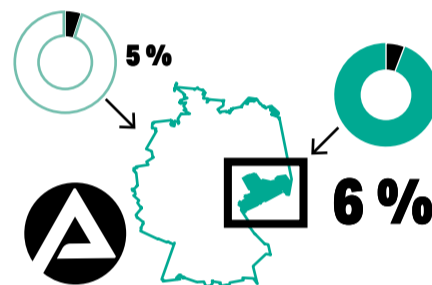


Die Sachsen sind im Schnitt 46,8 Jahre alt. 1990 lag das Durchschnittsalter noch bei 39,4 Jahren.

Am ältesten sind die Menschen im Voigtlandkreis, im Schnitt 49.

Arbeitslosigkeit

(Quelle: Bundesagentur für Arbeit)



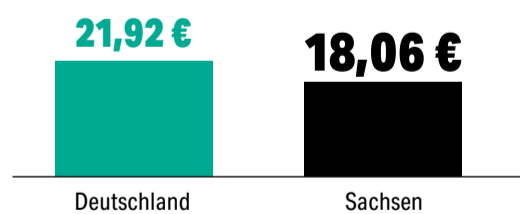
6 Prozent der Sachsen waren 2018 arbeitslos, bundesweit hatten 5 Prozent keinen Job. Am höchsten war die Arbeitslosigkeit im Landkreis Görlitz, in Leipzig und in Chemnitz.

WIRTSCHAFT



Einige bekannte Arbeitgeber sind Volkswagen, BMW und Porsche. Bautzener Senf, Meißner Porzellan oder die Bienenwirtschaft Meißen haben Tradition, spielen wirtschaftlich aber eher eine Nebenrolle. Bruno Banani aus Chemnitz ist bekannt für Unterwäsche, Bademode und Socken.

Bruttostundenverdienst 2018



PERSÖNLICHKEITEN



Clara Zetkin, 1857 geboren in Wiederau, hat den internationalen Frauentag in Deutschland angestoßen.



Paula Modersohn-Becker, geboren 1876 in Dresden, war Malerin und Vertreterin des frühen Expressionismus.



Sigmund Jähn, geboren 1937 im Vogtland, war der erste Deutsche im Weltall.

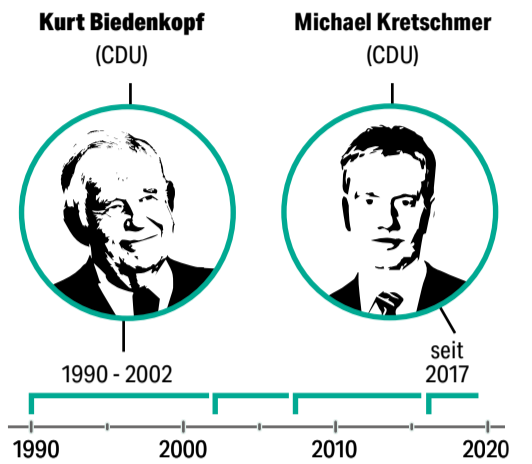


Michael Ballack, geboren 1976 in Görlitz, war zeitweilig Kapitän der Fußballnationalmannschaft.

DIE LANDESPOLITIK

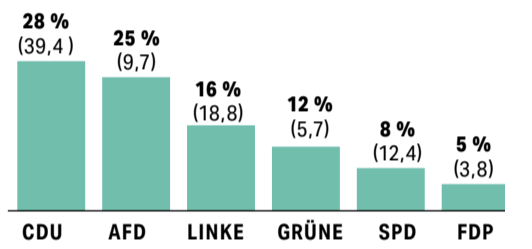
Ministerpräsidenten

Seit der Wende wird Sachsen von der CDU regiert, derzeit gemeinsam mit der SPD.



Umfrage zu den Landtagswahlen

Quelle: Insa-Umfrage im Auftrag der Bild-Zeitung, August 2019 in Klammern: Wahlergebnis 2014



Am 1. September wählt Sachsen einen neuen Landtag

SÄCHSISCHES ESSEN

Käsesalat
Schnittkäse, Mais, Möhren, Sellerie und Mayonnaise

Gose
obergäriges Bier; Verbreitung im Raum Leipzig seit 1824; wird häufig mit Waldmeister- oder Himbeersirup getrunken

Leipziger Allerlei
Gemüsegericht; alles von Erbsen bis Blumenkohl wird untergebracht; klassisch gehört dazu auch noch eine Krebsauce

Eierschecke
Blechkuchen, bei dem die oberste Schicht aus geschlagenem Butter-Eigelb-Zucker-Gemisch besteht

Meißner Fummel
Gebäck, das innen hohl ist und äußert zerbrechlich

Drei Eier in Senfsoße

Nudeln mit Wurstgulasch

Dresdner Christstollen

Kunst für den Moment

In den Ruinen des Bahnbetriebswerks Reichenbach planen Künstler ein Streetart-Festival. Nur ein Spielplatz für Großstädter – oder profitiert auch die Provinz?

Aus Reichenbach **Kersten Augustin** und **Paul Wrusch**

Die Sachsentour beginnt in Leipzig. „Wo sollen wir hin, wen sollen wir treffen?“, fragen wir bei Twitter. Ein User gibt uns einen Tipp: Reichenbach, da starte bald die Ibug Art. Wir steigen in den Bulli, wenig später sind wir da, auf dem Gelände des Bahnbetriebswerks.

Als Manfred Schädlich das erste Mal hier stand, im Sommer 1962, arbeiteten hier 600 Menschen. Er war 22 Jahre alt und Fahrer, lenkte Lkws, kutscherte Chefs, Gäste, Größen des Politbüros. „Das war gute Arbeit“, sagt Schädlich.

Als Thomas Dietz 2018 das erste Mal hier stand, lag Schnee auf den Ruinen. Überall Glasscherben. Die Gleise waren aus dem Boden gerissen, die Dächer eingestürzt. Er dachte: „Geil.“ Und: „Das schaffen wir nicht.“

Wenige Tage vor Beginn der Ibug Art, des Festivals, das Dietz und sein Team seit April vorbereiten, stehen Schädlich und der junge Leipziger nebeneinander am Rande des Geländes und reden über alte Zeiten. Über die Kegelbahn, die erst 1998 gebaut wurde, ein Jahr bevor das Bahnbetriebswerk stillgelegt wurde, über den Niedergang der Industrie. „Kommen Sie auch zu unserem Festival?“, fragt Dietz. Schädlich guckt ihn skeptisch an: „Mal sehen.“

In drei Tagen reisen 100 KünstlerInnen aus 20 Ländern nach Reichenbach an, die Kleinstadt im Vogtland. Sie haben dann eine Woche Zeit, sich die Ruinen anzueignen, Räume zu finden für ihre Kunst. Für Malerei, Graffiti, Multimediainstallationen, Aktionen. „Wir geben dem Gelände noch mal einen Sinn“, sagt Dietz.

„Nehmt die Fahrräder, aber passt auf die Scherben auf!“, sagt Dietz. Es geht vorbei an Ruinen, aus denen Bäume wachsen, über verschlungene Wege, hinab in einen Bunker, in eine riesige Halle, in der früher die Loks parkten. „Die große Wand haben wir schon an Künstler vergeben, 10 mal 25 Meter“, sagt Dietz. Die Lampen an

der Decke wurden instandgesetzt, am Rand lehnen Matratzen und Feldbetten für die KünstlerInnen und HelferInnen. Weinflaschen stehen auf Bierbänken, zwischen Laptops, To-do-Listen und Aktenordnern. Aus einer Kloschüssel in der Ecke wächst Basilikum. Blickt man sich um zwischen Schutt, Pflanzen, Holz und Ruinen, kann man kaum glauben, dass hier in wenigen Tagen bis zu 15.000 Festivalgäste erwartet werden.

Das Festival gibt es seit 2006, Dietz war von Beginn an dabei. Die Idee verbirgt sich schon im Namen: Ibug steht für Industriebrachenumgestaltung. Mittlerweile ist das Ibug eines der anerkanntesten Festivals für urbane Kunst. Die MacherInnen suchen jedes Jahr nach alten Industriegebäuden in Westsachsen, die dann von KünstlerInnen umgestaltet werden. Sie waren in Plauen, Zwickau, Chemnitz. „Orte wie dieser werden immer rarer, auch in Sachsen“, sagt Dietz. Im Team sind einige sogenannte Urban Explorer, „die streifen durch Sachsen und suchen nach solchen tollen Orten“.

Es ist ein Widerspruch: Einerseits profitiert das Streetart-Festival vom Verfall. Der Niedergang ist eine Kulisse für die Künstler. Andererseits haben die OrganisatorInnen den Anspruch, Kunst in die Provinz zu bringen.

Wenn man Dietz fragt, wie nachhaltig das Festival sei, erzählt er von der veganen Verpflegung. Erst auf Nachfrage beantwortet er die Frage, ob das Festival einer Stadt wie Reichenbach und den Anwohnern über die zwei Wochen hinaus etwas bringe. Dietz ist realistisch: Der Ort werde weiter verfallen, auch mit bunten Wänden.

Das Gelände ist voller Fallen, unter morschen Dachlatten kann es plötzlich ein paar Meter in die Tiefe gehen. Die Künstler mussten

unterschreiben, „dass wir keine Schuld haben, wenn sie sterben“, sagt Dietz. Nach dem Festival werde sich das Tor zum Bahngelände wieder schließen.

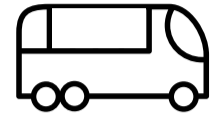
Entlang dem Gelände, etwas den Hügel hinauf, reiht sich Schrebergärten an Schrebergärten. Noch heute gehören die meisten davon ehemaligen Mitarbeitern des Werks, den Bahnern, wie sie hier sagen. Manfred Schädlich steht vor seinem Garten, hält sich am Zaun fest. Im Hintergrund schneidet seine Frau an den Sonnenblumen, die Katze wälzt sich auf dem Rasen.

Als das Bahnwerk 1999 geschlossen wurde, nahm Schädlich das Angebot an, mit 60 Jahren in Frührente zu gehen. Seitdem kann er von seinem Schrebergarten dabei zusehen, wie der Ort, an dem er 40 Jahre lang gearbeitet hat, verfällt. Zu sehen, wie alles, was irgendwie kostbar war, weggeschafft wurde, tat weh. „Die haben da nicht nur eine Million rausgeschleppt“, sagt Schädlich.

Gegen das Festival hat der 79-Jährige nichts. Die jungen Leute seien ganz nett. Er schaut zu Dietz, nuchtern, nicht böse sagt er: „Es dauert nicht lange, dann sind die wieder weg.“



In Leipzig-Connewitz fahren wir los, zwei Wochen vor der Landtagswahl. Ist es vermessen, Sachsen zu vermessen?



Schmölln

Reichenbach



Plauen



Ines Meier, die Radlerin

Ich bin Weltbürgerin, aber irgendwie im Vogtland hängengeblieben. Bis 1989 habe ich Osteuropa bereist, aber irgendwann hatte ich alles gesehen. Nach dem Mauerfall habe ich auf eine Zeitungsannonce geantwortet: „Suche Radfahrer für Paris-Tour“. Ich habe sieben fremde Jungs in Jena getroffen und bin mit ihnen nach Paris geradelt. Seit 2001 betreibe ich das Radkulturzentrum Vogtland. Ich biete Radtouren in Sachsen und ganz Europa an. Außerdem fahre ich mit Menschen mit Behinderung, dafür habe ich Spezialräder.



Die Industriehalle des alten Bahnbetriebswerks in Reichenbach. Noch sind die KünstlerInnen nicht da, ein Sprayer hat aber schon vorgelegt. Fotos: Kersten Augustin und Paul Wrusch

Das ist unser Haus

In Plauen begann 1989 die Wende – heute wehren sich neue und alte Bürgerrechtler gegen den Rechtsruck

Aus Plauen **Kersten Augustin** und **Paul Wrusch**

„Viva la Autonomia“ steht in roten Buchstaben auf dem Gründerzeit-Haus, darunter hat jemand ein Polizeiauto gemalt, das von zwei Schweinen gefahren wird. So weit, so erwartbar in einem linken Hausprojekt.

Im Hof hinterm Haus sind Bierbänke aufgestellt, Bäume versperren den Blick über die Stadt und helfen dabei, eine Idylle zu schaffen. Noch dauert es eine Stunde, bis das Essen ausgegeben wird, veganes Boeuf Bourignon steht auf der Kreidetafel. „Ihr seid von der taz? Na dann herzlich willkommen“, begrüßt man uns hinter der Bar und drückt uns ein Bier in die Hand. Hier sitzen Bür-

gerrechtler mit Bart und weißgrauer Mähne neben minderjährigen Antifas und Hippies mit Dreadlocks. Die Szene ist klein. 60 Leute kommen jede Woche mittwochs hierher.

Mirko Kluge, 44, kommt in den Hof. Er umarmt eine Frau mit Dreadlocks und setzt sich zu uns. „Schön, dass ihr da seid!“ Kluge trägt Polohemd und wird sich später am Abend noch eine Zigarre anzünden. Zumindest äußerlich ist er niemand, den man hier erwarten würde.

Kluge trainiert eine Fußballmannschaft für Geflüchtete, ist im Vorstand von Colorido e. V., ein Verein, der sich für Toleranz einsetzt und an Schulen demokratische Bildung fördert. Am vergangenen Wochenende hat er die Demo „Wann, wenn nicht jetzt“ angemeldet, 1.200

Menschen kamen, sehr viel für Plauen, sagt er stolz.

Am Abend zuvor treffen wir ihn am Wende-Denkmal in der Plauer Innenstadt, einer großen bronzernen Kerze. Am 7. Oktober 1989, als die DDR ihren 40. Jahrestag feierte, versammelten sich etwa 15.000 PlauerInnen, um für Freiheit und Demokratie zu demonstrieren. Es war die erste Großdemo der DDR, zwei Tage bevor in Leipzig rund 70.000 Menschen auf die Straße gingen.

Kluge läuft durch seine Stadt, und immer wieder wechselt er zwischen den Rollen als Touristenführer, Lokalpatriot und Kritiker. Er zeigt auf sanierte Fassaden und historische Weberhäuser, Denkmäler der Wende, die Figuren „Vater und Sohn“ des berühmtesten Sohns der Stadt,

dem Künstler E.O. Plauen. Ein Bach führt nahe der Altstadtmauer vorbei, Kluge steht vor der alten Mühle. Dann erzählt er von der rechtsradikalen Kleinstpartei „Dritter Weg“, die in Plauen ihren Sitz hat. Am Wochenende, als Kluge die Demo angemeldet hatte, verteilten die Neonazis Schultüten in ihrem Viertel. In „ihrem Viertel“? Kluge unterbricht sich selbst. „Das kann eigentlich nicht sein, dass ich das so sage.“

Zum Stadtrundgang hat er seinen Sohn mitgebracht, Kluge hat schon anonyme Drohungen bei Facebook bekommen: Wir wissen, dass du Kinder hast.

Zurück im Hof des Hausprojekts, wo jetzt das Essen fertig ist und sich ein Mann mit Rauschbart zu Kluge an den Tisch setzt. „Hast du die Zeitung gelesen?“, begrüßen sich die Freunde. Steffen Unglaub hat die Demo vor 30 Jahren aus seiner WG heraus mitorganisiert. „Das war heftig, das trägst du dein ganzes Le-

ben mit dir.“ Heute sitzt er im Hinterhof und regt sich über den Aufmacher in der Plauer Zeitung auf, der Lokalausgabe der Freien Presse: „Manchmal denke ich, irgendwas haben wir 89 falsch gemacht.“

In der aktuellen Ausgabe hatte die Zeitung veröffentlicht, dass das Landratsamt Daten von Demonstrationsanmeldern ungefragt an den Verfassungsschutz weitergegeben

hat. Kluge ist ebenso betroffen wie Unglaub, der immer wieder Demonstrationen anmeldet. Vor 1989 wurde er überwacht, heute wieder. Trotzdem will Unglaub die Systeme nicht vergleichen.

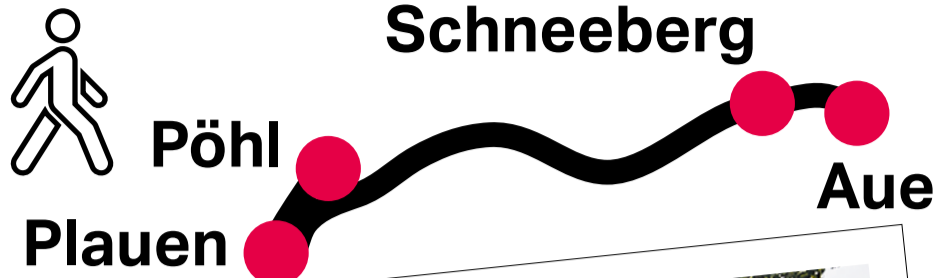
Kluge und Unglaub wollen eine Anfrage an den Verfassungsschutz stellen, welche Daten über sie gespeichert sind. Einblick in seine Stasi-Akte dagegen hat Unglaub nicht beantragt. „Wenn du glaubst, dass deine eigene Mutter dein IM war, machst du das nicht.“

Den ganzen Abend über wird immer wieder über die Wende und ihre Folgen gesprochen, auch 30 Jahre später. Eine Kneipe in Plauen wird von den Anwesenden bis heute boykottiert, weil sie einem ehemaligen IM gehört.

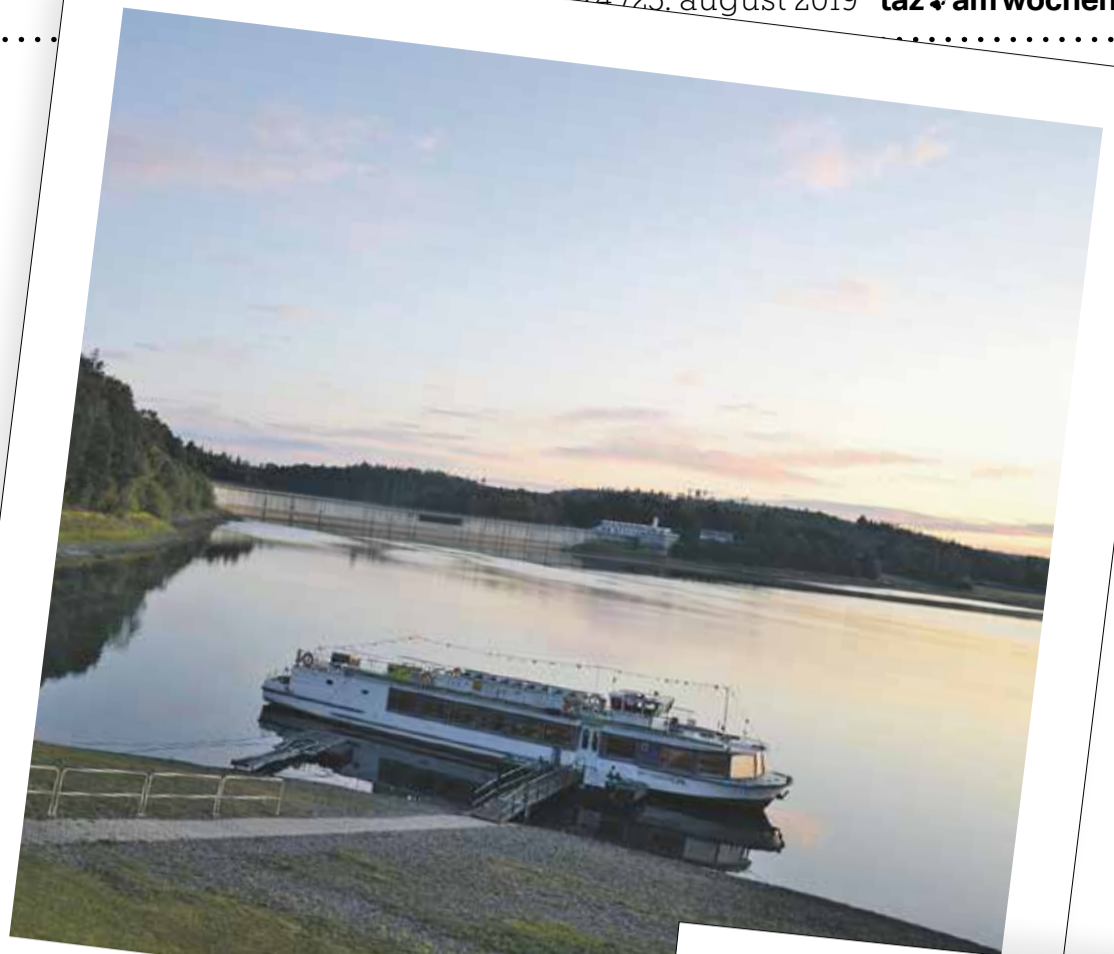
Es wird dunkel. Wir verabschieden uns und fahren auf den Campingplatz nach Pöhl.



Das Hausprojekt in Plauen – ein Ort für junge und alte Linke



Etwa 16 Kilometer sind es von Reichenbach nach Pöhl, wo es nachts ganz schön kalt wurde



Einer Legende nach, die leider nicht wahr sein kann, sieht man bei Niedrigwasser den Kirchturm des 1964 gefluteten Dorfs Pöhl
Fotos: Kersten Augustin, Paul Wrusch

Flut und Vertreibung

Eine morgendliche Wanderung entlang des Ufers der Talsperre Pöhl. Und Zigaretten mit Dauercamper Udo Stork

Aus Pöhl **Kersten Augustin** und **Paul Wrusch**

Wir haben die Nacht im Bulli verbracht, der Wecker klingelt um 5.10 Uhr, draußen sind es 8 Grad. Nebel liegt über dem Parkplatz, als aus dem Dunkeln Autos auftauchen. Um halb sechs knallen Türen, nach und nach steigen grauhaarige Männer und Frauen aus den Autos. Es sind die Naturfreunde. Sie wollen in den Sonnenaufgang wandern, entlang des Ufers der Talsperre Pöhl, wenige Kilometer nördlich von Plauen. Und wir auch. Durch den dunklen Wald geht es am See entlang, am Horizont wird es langsam hell. Auf der Terrasse eines Ausflugslokals halten wir an und warten, bis die Sonne über dem Wasser aufgeht. Einer der Wanderer kommt zu uns und stellt sich als Dietmar Brömßler vor. Als junger Mann sei er mit dem Motorrad hier reingefahren, sagt er und deutet auf den See. Hier reingefahren?

1958 begannen die Bauarbeiten für die Talsperre Pöhl. Das gleichnamige Dorf wurde geräumt, 420 Menschen umgesiedelt, erzählt Brömßler.

Das leere Dorf habe die NVA genutzt, um den Häuserkampf zu üben. 1964 wurde der See dann geflutet.

Auf dem Rückweg läuft Udo Stork neben uns. Er lebt in Erlangen und arbeitet als Pförtner bei den Stadtwerken. Seine Frau kommt aus dem Erzgebirge und ging nach der Wende als Krankenschwester in den Westen. „Wir haben uns beim Faith-No-More-Konzert kennengelernt“.

Ihre Familie campst den ganzen Sommer am See in Pöhl. Und Stork jetzt auch. Er lädt uns auf Kaffee und Zigaretten auf seinen Stellplatz ein. Vor zehn Jahren hätten kaum Westdeutsche hier Urlaub gemacht, heute schon. Stork wundert sich über die Vorurteile seiner Stammtischfreunde in Erlangen. „Es wird viel über Sachsen geredet, nicht mit ihnen.“

Wie sind die Vogtländer so? „Wie fast alle Sachsen, sehr lokalpatriotisch“, sagt Stork. Das ginge so weit, dass sich noch immer eine Verschwörungstheorie halte: Wenn das Wasser in der Talsperre tief steht, dann hat die Konkurrenz aus Leipzig das Wasser für ihre Seenlandschaft bekommen. Er ist nicht der Einzige, der uns an diesem Morgen davon erzählt.

Läuft doch gut hier

Auf dem Marktplatz von Schneeberg trennen AfD und CDU nur wenige Meter. Die CDU versucht es mit Selbstbewusstsein – die AfD muss nur dastehen

Aus Schneeberg **Kersten Augustin** und **Paul Wrusch**

Es regnet, im Bulli auf dem Campingplatz lesen wir die Lokalzeitung. Und rufen dann in der Redaktion in Aue an. Fahrt mal nach Schneeberg, empfiehlt uns die Sekretärin, da machen heute CDU und AfD Wahlkampf, auf demselben Platz.

Nieselregen fällt auf den Marktplatz von Schneeberg, eine Kleinstadt im Erzgebirge mit 15.000 Einwohnern. Zehn Meter liegen die beiden Wahlkampfstände von CDU und AfD auseinander. Hier lässt sich beobachten, wie man argumentiert, wenn Argumente nicht zählen.

Ein Sonnenschirm gegen den Regen, ein Tisch mit Flyern und eine Kaffeekanne, mehr braucht die CDU nicht. Eric Dietrich steht am Stand und beendet das Gespräch mit einem potentiellen Wähler. Dietrich ist 34 Jahre alt, seit fünf Jahren ist er im Gemeinderat von Stützengrün südlich von Schneeberg. Jetzt will Dietrich, der im VW-Werk in Zwickau als Informatiker arbeitet, den Sprung in die Landespolitik schaffen – als Direktkandidat für den Wahlkreis Erzgebirge 2.

Eine ältere Frau kommt an den Stand und redet sich in Rage. Die Politiker, sagt die Frau, die ihren Namen nicht verraten will, würden nur lügen und betrügen. In Schneeberg gehe es bergab. Zwei CDU-Wahlkämpferinnen versuchen, sie zu beruhigen. Sie zeigen auf die sanierten Fassaden der Stadt, auf das Rathaus, sprechen über Schulen und Spielplätze. „Seien Sie ein bisschen zufriedener“, sagt eine CDU-

Wahlkämpferin, „wir haben es viel besser als in der DDR.“ Doch die Frau winkt ab und geht, mit Argumenten lässt sie sich nicht beruhigen.

„Viele kommen erst zu uns und laden ihren Frust ab, dann gehen sie zum AfD-Stand“, sagt eine der CDU-Wahlkämpferinnen. Es fällt auf, dass die CDU mit einem neuen Selbstbewusstsein an die Wähler herantritt. Man will nicht mehr nur Sorgen ernst nehmen, wie es so oft nach dem Sommer 2015 hieß, sondern auch darauf beharren, wie viel doch gut läuft.

Schneeberg wurde vor einigen Jahren überregional bekannt. Im November 2013 zogen 1.800 Menschen mit Fackeln durch die Stadt, aus Protest gegen die Unterbringung von Geflüchteten. 836 Menschen waren im Sommer 2015 in der Erstaufnahme in Schneeberg untergebracht. Heute sind es noch 166. Doch Zahlen scheinen für viele hier keine Rolle zu spielen.

Der Wahlkreis war eine Hochburg der CDU, bei der Kommunalwahl im Mai kam sie nur noch auf 33 Prozent, verlor die absolute Mehrheit. Dass es bei der Landtagswahl für das Direktmandat reicht, ist unsicher.

Dietrich macht der Erfolg der AfD ratlos. Klar, die Wendezeit wirke nach. „Aber die Städte sind saniert, die Mieten sind günstig, die Arbeitslosigkeit gering.“ Sollte die CDU mit der AfD nach der Wahl zusammenarbeiten? „Keine Option“, bricht es aus Dietrich raus. Er setzt notfalls auf eine Minderheitsregierung.

Auf dem Marktplatz gibt es einen Fleischer, der Soljanka verkauft, beim Vietnamesen gibt es Klamotten. Gleich daneben steht Manfred Körner, der AfD-Kandidat. „Sie sind von der taz“

Sie dürfen trotzdem unter meinen Schirm.“

Optisch macht sein Wahlkampfstand mehr her als der Sonnenschirm der CDU: zwei Aufsteller, ein Anhänger mit dem Gesicht des Kandidaten, Gummibärchen und Handseife „für eine saubere Politik“ Seit 2016 ist Körner in der AfD aktiv. Er beschwert sich über „die Medien“, in denen die AfD nicht zu Wort komme. Und wenn ein AfDler mal in eine Talkshow eingeladen werde, sei das ein „offenes Tribunal“. Was man halt so sagt als AfDler.

Ein älterer Mann mit grauem Schnauzer und Regenschirm unter dem Arm kommt an den Stand. „Ich bin AfD“, ruft er laut und stellt sich breitbeinig hin. Immer aufgeregter wird er, schimpft über die CDU, über Afghanen, über die Medien. „Es ist schlimm, die AfD hat viel zu ertragen.“ Selbst Körner scheint überrascht von der Energie des Mannes, nickt und versucht in den Monolog einzusteigen – erfolglos. Während es die CDU in Schneeberg mit Argumenten versucht, muss Körner nur mit dem Kopf nicken.

„Hoffentlich wird die AfD stärkste Kraft, dann mache ich am Wahlabend eine Flasche Krim-Sekt auf“, ruft der Mann laut. Immer wieder macht er Anstalten zu gehen. Dann scheint ihm etwas Neues einzufallen. Wen er hier überzeugen will, bleibt unklar.

75 Jahre alt ist er, erzählt er, pensionierter Gymnasiallehrer, Eigentümer eines Mietshauses. Er bindet sich die blaue Papiertüte mit AfD-Logo um die Spitze seines Regenschirms, legt den Schirm über seine Schulter und läuft stolz davon. Während Körner seinem Wähler hinterherblickt, baut die CDU ihren Sonnenschirm ab.



Julia Blei, die Galeristin

Ich bin 29 und nach zehn Jahren in Halle ins Vogtland zurückgekehrt, hier arbeite ich als Galeristin im Malzhaus in Plauen. Ich hätte nach dem Studium auch woanders hingehen können. Aber ich habe die Natur vermisst und meine Familie. Als ich in Halle lebte, habe ich mich für Sachsen oft geschämt, meinen Dialekt habe ich mir auch abtrainiert. Das Malzhaus ist klein, ich kann hier eigene Ausstellungen konzipieren. Bildung, Kultur und Aktionen können eine gute Gegenstimme sein gegen rechte Tendenzen.



Auf dem Schneeberger Marktplatz macht der AfD-Stand optisch mehr her als der Sonnenschirm der CDU. Immerhin versucht die es mit Argumenten

Heimelig da oben

Keine deutsche Stadt liegt höher als Oberwiesenthal. Hier, im Erzgebirge, sind sie stolz auf ihre Heimat. Die DDR darf teilweise fortbestehen – fürs Geschäft

Aus Oberwiesenthal **Sebastian Erb**

Das die Deutsche Demokratische Republik in Oberwiesenthal 30 Jahre nach dem Mauerfall wiederaufgelebt ist, wenn auch nur auf ein paar Quadratmetern, hat wirtschaftliche Gründe. Matthias Haock hat die Postagentur des Städtchens übernommen, und sich überlegt, was er noch anbieten könnte. Er kam auf: DDR-Produkte. Tempo-Linsen, Badusan-Duschbad, „DDR Eierbecher Huhn“ aus Plaste. „Ostalgie“ steht in schwarz-rot-goldenen Buchstaben im Schaufenster. Und das Geschäft läuft ziemlich gut.

Oberwiesenthal liegt am Fuße des Fichtelbergs, des höchsten Berges Sachsens und ganz Ostdeutschlands. Gleich nebenan ist Tschechien, früher florierte hier der Schmuggel, heute kommen die Angestellten der Hotels über die Grenze, die man kaum mehr bemerkt.

Die Fichtelbergbahn fährt hierher, Schmalspur,gezogen von einer Dampflok, Baujahr 1952. Vor der Abfahrt nimmt der Lokführer einen Schluck aus seiner Flasche: „Nicht nur die Lok braucht Wasser.“ Es sind 17 Kilometer und knapp 240 Höhenmeter in die höchstgelegene Stadt Deutschlands, 915 Meter über dem Meer. Die Lok rumpelt, hupt und klingelt. In weiten Serpentinaugen tuckert sie vorbei an Hühnern und Gänsen, ein Alpaka schaut aus seinem Unterstand hervor. Fichtenwald. Kühler Wind weht durch die offene Waggontür. Der Zug ist fast leer, außer mir sind nur ein Touristenpaar mit Nordic-Walking-Stöcken da und eine ältere Anwohnerin. Zwischendurch zieht der Schaffner an seiner Zigarre.

Von Oberwiesenthal aus kann man bereits seit 1924 weiter mit einer Luftseilbahn auf den Berg fahren und dort auf grüne Wälder herabschauen, auf Wiesen und ein paar Windräder. Im Ort selbst dreht der „Erzgebirgs-Express“ seine Runden, der langsam fährt, weil man ja was

„Das Heimatgefühl ist hier auch nicht anders als woanders. In Bayern haben die auch ihre Traditionen“

Heike Hühnefeld,
Mitarbeiterin im Stadtmuseum

sehen soll. „Wir fahren gleich noch mal am Wohnhaus von Jens Weißflog vorbei“, sagt der Fremdenführer. Weißflog, der Skisprung-Überflieger, ist Ehrenbürger des Ortes, in seinem Hotel lädt er regelmäßig Gäste zu Kaffee und Kuchen ein und erzählt Geschichten von früher, für 9,90 Euro – Kaffee und Kuchen inklusive.

Wie kam Matthias Haock zum Geschäft mit der Ostalgie? „Ich bin in Russland geboren“, sagt er und nennt sein genaues Geburtsdatum, 9. November 1990, weil es ja irgendwie passt. Die Erinnerung an den Osten ist Teil seiner Familiengeschichte. Er kam als Kind nach Oberwiesenthal, ist hier zur Schule gegangen, die inzwischen geschlossen wurde; seine Freunde von damals: alle weg.

Seine Lehre zum Groß- und Einzelhandelskaufmann hat er geschmissen, zum Händler wurde er trotzdem. Er hat in Russland Unterwäsche vertrieben, zehn Jahre lang. Aber der Rubel fiel und es wurde schwierig. Auch hier im Erzgebirge hat er erst ein Unterwäschegeschäft aufgemacht, dann ein zweites, aber es fehlten die Kundinnen. Jetzt, in der Postagentur, sieht er an all den Retourenpaketen, dass alle nur noch online einkaufen.

Ein Mann kommt in den Laden. „Ich bin beeindruckt, all diese originellen Sa-

chen.“ Er komme aus dem Osten, erzählt er, wohne aber seit zwanzig Jahren in Frankfurt am Main. „Mit einem T-Shirt, auf dem ‚Held der Arbeit‘ steht, durch Frankfurt zu laufen, das finde ich geil.“

Eigentlich findet Matthias Haock: „Das Ossi-Wessi-Thema ist durch, heute geht es eher um die Frage Migrant oder Nichtmigrant.“ Dabei hat seiner Meinung nach die AfD eine richtige Einstellung. Konsummäßig funktioniert das mit der Ostalgie aber immer noch, vor allem bei Älteren. Die Einkaufsnetze aus Dederon muss er jede Woche nachbestellen. Jetzt, wo Plastiktüten verpönt sind, kommen sie noch besser an, die guten alten Dinge.

Der Blick zurück, so scheint es, hilft Oberwiesenthal voranzukommen. Der Ort hat seit der Wende die Hälfte der Einwohner verloren, heute wohnen gut 2.000 Menschen hier. Die hohe Arbeitslosigkeit von damals ist kein Thema mehr. Das liegt vor allem am Tourismus, 600.000 Übernachtungen im Jahr, besonders im Winter. Im Sommer kommen inzwischen mehr Besucher und schauen offenbar großzügig über die latente Trostlosigkeit hinweg, die allen Skigebieten innewohnt, wenn kein Schnee liegt. Manche fahren dann eben mit Monsterrollern den Berg hinunter.

Auf alles, was bei Schnee und Eis passiert, sind sie hier besonders stolz. Und vielleicht kann niemand so leidenschaftlich davon erzählen wie Heike Hühnefeld, Anfang 50, ehrenamtliche Schanzenspecherin und Mitarbeiterin im Stadtmuseum.

Im Gebäude, in dem früher das Königlich-Sächsische Forstamt war, wurde noch in der DDR ein Museum eröffnet, 2005 aber geschlossen. Als es um die Wiedereröffnung ging, brachten Leute aus der Stadt ihre Ideen ein. Rund 40 Oberwiesenthaler hätten in mehreren AGs das neue Konzept entwickelt, erzählt Heike Hühnefeld. Sie kümmerte sich um den Wintersport-Saal.

Hühnefeld erzählt von den Zeiten, als es bis zu acht Skishersteller im Ort gab. Von den Trainingsformen, die hier entwickelt wurden, Schlittern auf Gras im Sommer zum Beispiel. Von den insgesamt 404 Medaillen, die Sportlerinnen und Sportler vom hiesigen Trainingsstützpunkt gewonnen haben; ein paar liegen jetzt in der Vitrine.

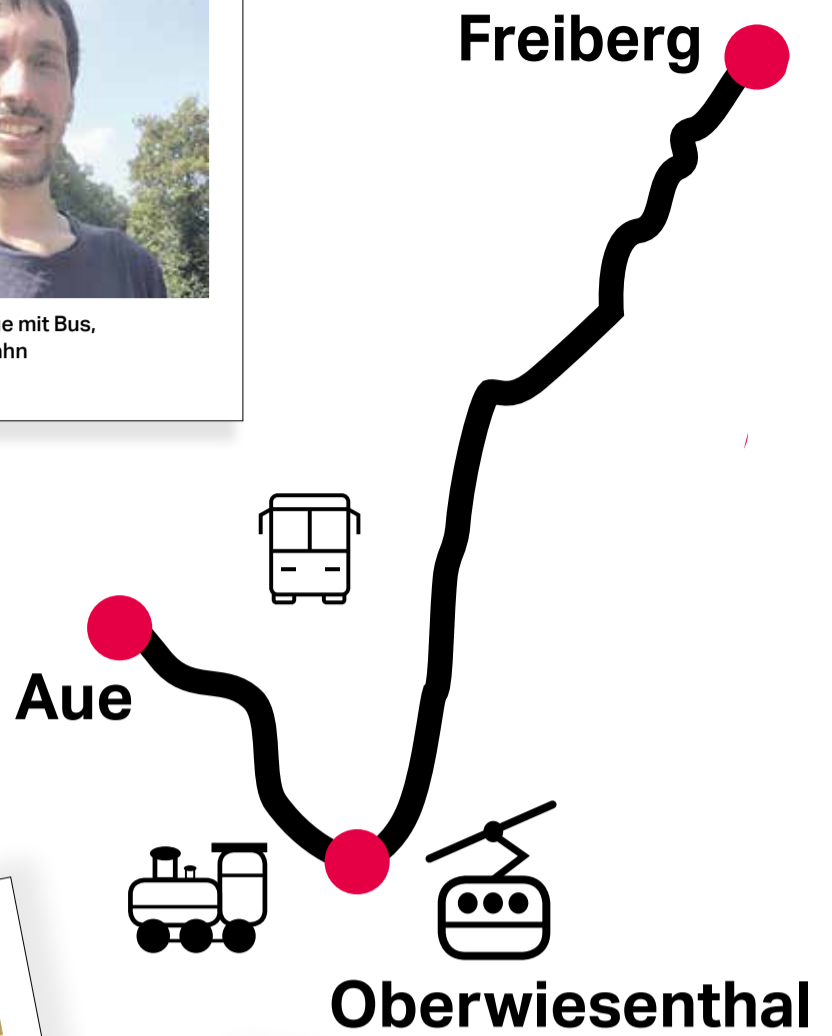
Vor dem Museum steht ein Spruch des Liedermachers Anton Günther: „Es ganze Laabn is 'ne Sehnsucht nooch der Haamit.“ Heimat als das zentrale Motiv. Im Museum ist Günther ein Raum gewidmet und Hühnefeld drückt ein bisschen herum. Um ihn sei ein regelrechter Kult entstanden, seine Lieder wurden teils von rechts instrumentalisiert. Aber das Heimatgefühl, sagt sie, sei hier auch nicht anders als woanders. „In Bayern haben die auch ihre Traditionen.“

Auch Annett Siegel hatte Sehnsucht nach der Heimat, wollte unbedingt zurück, nachdem sie zehn Jahre lang weg war, im Schwarzwald. Heute hat sie ein Geschäft für traditionelle Holzkunst: Schwibbogen, Nussknacker, Engelfiguren. Ihr gefällt, wie heimelig es hier ist. Aber sie findet auch, dass manche im Ort zu stark an den Traditionen festhalten. „Den Fortschritt zuzulassen, ist schwierig für sie.“

Siegel ist Mitte 40, und sie mag nicht jammern. Sie findet, dass die Infrastruktur hier nicht schlecht ist, nach wie vor, es gibt eine Bank, Ärzte, Geschäfte. Sie erwähnt, dass es keine sozialen Brennpunkte gibt. Und sagt, dass sie hier nicht viel mit Ausländern zu tun habe, „die paar, die es gibt, sind gut integriert.“ Sie habe nichts gegen Ausländer. „Uns geht es eigentlich gut“, sagt sie.



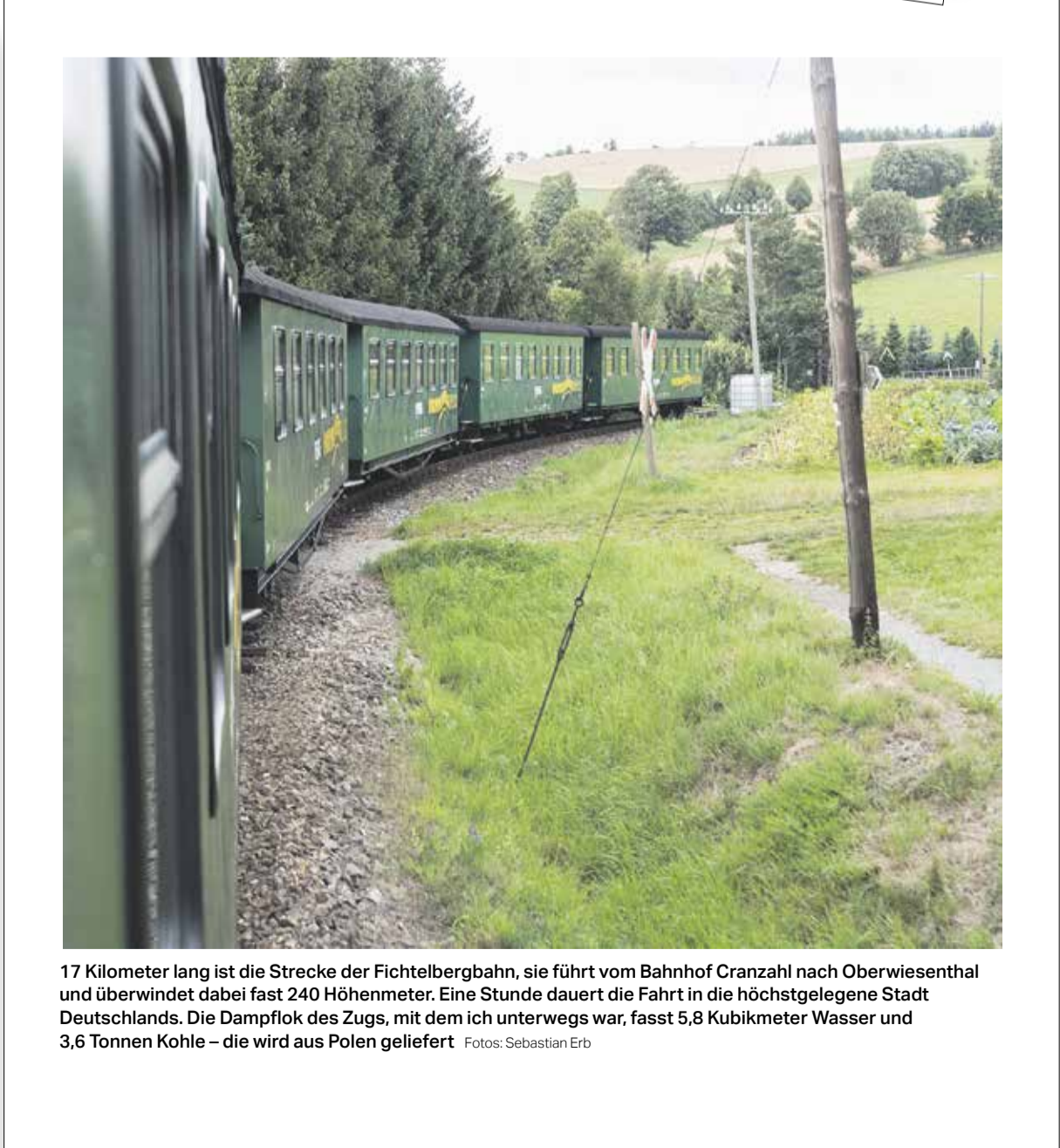
Auf durchs Erzgebirge mit Bus, Dampfzug und Seilbahn



Annett Siegels Vater war Holzschnitzer. Sie führt nun ein Holzkunstfachgeschäft



In der Postagentur am Markt in Oberwiesenthal gibt es seit April 2019 ein paar Quadratmeter DDR



17 Kilometer lang ist die Strecke der Fichtelbergbahn, sie führt vom Bahnhof Cranzahl nach Oberwiesenthal und überwindet dabei fast 240 Höhenmeter. Eine Stunde dauert die Fahrt in die höchstgelegene Stadt Deutschlands. Die Dampflok des Zugs, mit dem ich unterwegs war, fasst 5,8 Kubikmeter Wasser und 3,6 Tonnen Kohle – die wird aus Polen geliefert Fotos: Sebastian Erb



Freiberg



Glashütte



Von Freiberg nach Glashütte gibt es Schmetterlinge, Stoppelfelder und die Sonne im Rücken



Freiberg in Sachsen, Kesselgasse 9, der Laden der Grünen. Sie feiern die besseren Partys. Das ist notwendig, um die Demagogen von der anderen Straßenseite zu übertönen Fotos: Waltraud Schwab

Glashütte ist wie Champagner

In Freiberg sagt „Glück auf“ wer „Guten Tag“ meint, denn hier war man Jahrhunderte unter Tage. In Glashütte aber macht man längst Uhren, statt Bergbau zu betreiben

Von **Waltraud Schwab**

Es ist Raunen. Es ist angehaltener Atem. Es ist Schalk in den Augen und Wut. So fühlt sich das Warten an auf die Wahl in Sachsen am 1. September. Auf den Tag 80 Jahre nach dem Überfall der Deutschen auf Polen ist sie. Und ein Viertel der Wahlberechtigten wollen, so die Prognosen, AfD wählen – also völkisch. Warum? Da kommt das Raunen aus Freiberg ins Spiel: „Wegen Merkel 2.0“, sagt ein Mann, der mit der AfD sympathisiert. „Wegen DDR 2.0“, sagt ein anderer. Und ein Taxifahrer: „Wegen Diktatur 3.0“. Der meint: 1 ist Drittes Reich, 2 ist DDR, 3 ist BRD. Auf Nachfragen im Freiburger AfD-Büro wird das präzisiert: Da sei kein Rechtsstaat mehr, keine Meinungsfreiheit, die Presse sei gelenkt, „man kann nicht sagen, was man denkt“. Warum, Sie tun es doch? „Aber man kriegt Ärger auf der Arbeit, in der Schule.“

Das AfD-Büro in der Kesselgasse 10 liegt gegenüber dem Laden der Grünen im Haus Nummer 9. Sie können sich gegenseitig in die Räume gucken. „Aber wir waren zuerst da“, sagt die junge Grüne und Fridays-for-Future-Aktivistin, die in der Nummer 9 Flyer faltet. Bei der Eröffnung des AfD-Ladens hätten auch die Grünen eine Party gefeiert. „Wir hatten mehr Spaß.“ Ansonsten: Wer in der Region lebt, muss sich mit AfDlern arrangieren. „Ich habe Kommilitonen, die AfD sind“, sagt die junge Grüne. Sie studiert Umweltingenieurwesen an der Technischen Universität Freiberg. Der AfD-Direktkandidat von gegenüber, Rolf Weigand heißt er, ist dort wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Keramik, Glas- und Baustofftechnik. „Fachbereich Braunglas“, so sei der Jargon an der Uni, denn Weigand ist nicht der einzige Braune, der dort lehrt. Freiberg in Sachsen, 40.000 Einwohner und Einwohnerinnen, mit ältestem Stadttheater der Welt, einer Universität, einem Schloss,

repräsentativen Plätzen und Kirchen, ist eine kulissentaugliche Stadt. Komparson indes fehlen auf den aufgeräumten, schmackhaften Straßen. Seit der Verkehr weitgehend aus dem Zentrum verbannt ist, erinnern sich die Leute nur langsam, dass Städte für Menschen sind, nicht für Autos. Gleich jedoch werden Hauptfiguren auftreten: die Silberstadtkönigin, die Leiterin des Bergbaumuseums, Leute, die durch die Reiche Zeche führen, über 200 Meter unter der Erde. Ohne 800 Jahre Silbererzabbau wäre die Stadt nur ein Dorf, sagt einer.

Das ganze Erzgebirge ist unterkellert. 14 Kilometer Stollen, Gänge, unterirdische Straßen hat allein die Reiche Zeche. Geschätzte 5.000 Tonnen Silber wurden über die Jahrhunderte dort abgebaut. In Bergbauregionen gibt es eine Vorstellung von gelebtem Leben unter der Erde, auch Jahre nachdem die Erzadern ausgebeutet, die Zechen stillgelegt sind, wie die in Freiberg 1969. Heute wird sie für Forschungszwecke genutzt. Für mich aber, die das alles nicht kennt, ist unter der Erde der Tod.

Ob die Nähe zum Unterirdischen erklärt, warum

in der Region die AfD so stark ist? Die Frage ist absurd. Die Silberstadtkönigin kann nichts damit anfangen. Die junge Frau repräsentiert Freiberg, aus dem Politischen hält sie sich raus. Aber auch sie, die noch ganz beseelt ist, dass sie nun Königin ist, und die privat die Messtechnikfirma ihres Vaters leitet, muss sich im Alltag mit AfDlern arrangieren. „Freunde, die plötzlich auf Facebook Zeug posten und so.“

Anders die Leiterin des Bergbaumuseums, Andrea Riedel. Sie lässt sich auf die Frage nach dem Unterirdischen ein. „Der Bergbau gibt der Region Identität“, sagt sie, „bis heute.“ Als Museum müssten sie nicht nur zeigen, wie die Arbeitsbedingungen unter Tage waren, sie müssten auch aufarbeiten, was die soziohistorischen Wirkungen sind. Das sei vernachlässigt worden. Fakt nämlich: dass es die Bergarbeitervereine bis heute gebe, dass sie Paraden abhalten, dass der Stolz der Region sich daran zeigt. „Glück auf“, sagt in Freiberg, wer „Guten Tag“ meint, sagt sie.

Neuerdings, wo man um Lithium, Wolfram und Seltene Erden im Erzgebirge weiß, könnte es ein Bergbaurevival geben, eins mit Maschinen statt Manpower. Riedel fürchtet, dass die Konzessionen an ausländische Firmen vergeben werden und dass das den Neid derer, die meinen, zu kurz gekommen zu sein, erst recht verstärkt. „Im Rat ist die AfD stärkste Partei“, sagt sie. Sie habe Bauchschmerzen, wenn sie an den 1. September denkt.

Genug Freiberg, auf nach Glashütte – zu Fuß. Zwei Dörfer hinter der Stadt fällt das GPS aus, der Akku ist leer. Aber die Sachsen sind hilfsbereit. Im Goldenen Löwen in Niederbobritzsch gibt es Strom, Pommes und ein Gespräch mit dem Wirt. Der sitzt im Gemeinderat und im Kreistag für die AfD. Es sind seine Augen, die funkeln. Ich verstehe nicht, was die AfD will, sage ich. Er: „30 Jahre Wende, 30 Jahre Versprechen, die nicht eingelöst wurden.“ Aber in Sachsen, da laufe doch alles: niedrige Arbeitslosigkeit, beste Schulergebnisse, die Häuser in Schuss und noble Autos davor. Und er, ja, und nein, und dass der Rechtsstaat kein Rechtsstaat mehr sei, dass die Bürokratie die Menschen erdrossle, dass der Klimawandel herbeigeredet werde, um Steuern zu kassieren. Dazu der Genderquatsch, „gewollt ist, dass es Mann und Frau gibt“. Aber klar, er kenne wen, der früher Frau und jetzt Mann sei, und was für ein Leiden das sei, der Weg dahin. „Da sind wir uns sicher einig.“

Und wie sieht seine Politik im Gemeinderat aus, wo er schon lange dabei ist, früher bei den Freien Wählern. Er zählt auf, dass sie die Verschuldung reduzierten, Gewerbe angesiedelten und Wasser und Abwasser in Ordnung brachten. Und dass sie in jedem größeren Ortsteil eine Schule hätten. Darauf sei er stolz. Aber Flüchtlinge holen, um mehr Kinder in den Grundschulen zu haben, nein, da kriegt er Gänsehaut. Dagegen sei er für längeres gemeinsames Lernen, „da sind wir uns wieder einig. Oder?“ Wenn so erfolgreich, warum dann AfD? Da funkeln seine Augen mehr. Es geht um Macht.

Je länger wir streiten, desto mehr Saft kriegt der Akku, um weiterzugehen, die sanften Hügel entlang über Colmnitz, Neuklingenberg, Obercunners- und Höckendorf. Dort im Ho-

Ob die Nähe zum Unterirdischen erklärt, warum in der Region die AfD so stark ist? Die Frage ist absurd

tel sagt die Wirtin, es müsse doch mal Schluss sein, immer Opfer bleiben, wie bequem. Sie wisse, was sie wähle. Seit 30 Jahren das Gleiche.

Und am nächsten Tag wieder weiter durch die Wälder, an Stoppelfeldern, Windrädern und versiegten Brunnen vorbei, kein Mensch auf dem Weg, nur Schmetterlinge, Schafe, Vögel.

Unterwegs ruft Uwe Ahrendt an – eine Überraschung. Gebürtiger Glashütter aus einer Uhrmacherfamilie ist er und lebt dort. Er sitzt für die Grünen im Kreistag und im Glashütter Gemeinderat und war schwer zu erreichen: keine Zeit, Verpflichtungen, Schuleingangsfeier. Und am Wochenende haben die zehn Uhrenmanufakturen in Glashütte sowieso zu. Von einer, von Nomos, ist er der Geschäftsführer und Mitinhaber. Wo ich stecke, fragt er? Bei Berreuth. Er könne mich abholen, den Weg verkürzen, wir könnten im Auto reden.

Am Kirchplatz in Dippoldiswalde warte ich neben einer Frau auf einer Bank. „Schöne Stadt“, sage ich. „Ja, Dibbs



Mit „Staus vermeiden“ macht die FDP Wahlwerbung in Sachsen. Erfolgreich, offenbar



Uwe Ahrendt, der Geschäftsführer

Mein Auto ist älter als ich, bin 1969 in Glashütte geboren. Anders als meine Vorfahren lernte ich Werkzeug-, nicht Uhrmacher und studierte. Die Manufaktur Nomos, die ich leite, macht Uhren, die man vererben kann. Ich bin politisch in der Gemeinde aktiv, weil der Name Glashütte wie Donnerhall ist in der Branche, da will ich was zurückgeben. Die Glashütter sagen ja, „hier lebt die Zeit“. Deshalb schenkte ich der Journalistin welche. Und zum Abschied auch ein neues Notizbuch.

Hört auf zu meckern

Schaf Friedrich liebt Sachsen und kritisiert Zweibeiner

In Liebenthal bei Pirna gehen wir den Malerweg entlang. Wir begegnen keiner Menschenseele, aber treffen auf drei Schafe, die gerade über die vielen berühmten Künstler (vor allem Määhner) diskutieren, die sich von der Landschaft entlang dieser Route inspirieren ließen. Sie stellen sich uns vor als Caspar, David und Friedrich. Nur Friedrich erklärt sich zum Interview bereit.

taz am wochenende: Friedrich, wie lebt es sich eigentlich so als Schaf in Sachsen?
Friedrich: Großartig natürlich, gucken Sie sich doch mal diese Aussicht an! Wie vielen Schafen geht's schon noch so gut?

Aber hier ist doch bestimmt nicht alles super.

Määäh, stimmt. Manchmal wird hier schon auch gemekert, aber das ist ja eher so ein Zweibeiner-Ding.

Wie meinen Sie das?

Wo soll ich da anfangen? Ihr habt doch dauernd irgendein Problem. Mal ist es zu heiß, mal zu kalt, mal ist irgendwas mit Fußball – und mit Politik sowieso, mäh!

Och, aber wir sind ja extra wegen der anstehenden Landtagswahlen aus Berlin angereist.

Ja klar, das ist ja mal wieder typisch Hauptstadtjournalismus! Kommen nur nach Sachsen, wenn gewählt wird oder Nazis aufmarschieren und denken dann, sie hätten alles verstanden.

Wirklich, so denken Sie über uns?

Na ja. Ich find's schon gut, wenn Sie sich für uns interessieren. Und natürlich sind hier in Sachsen auch nicht alle lammfromm (lacht). Aber ich finde schon, dass es Zeit braucht, um eine Region wirklich zu verstehen. Und mal ehrlich, wie lange bleiben Sie denn?

Zugegeben, einige von uns sind nur wenige Tage hier ... Na sehen Sie. Ich hoffe, Sie sind wenigstens nicht von dieser Blök-Zeitung?

Nein, nein, wir sind von der taz. Aber noch mal zurück zum Thema. Was könnten wir denn Ihrer Meinung nach besser machen?

Sie können von uns Schafen lernen, Geduld zum Beispiel und Gemeinschaft. Vergessen Sie mal diese sogenannten sozialen Määhndin und nehmen Sie sich wieder mehr Zeit für Ihre Spezies.

Wie stellen Sie sich das vor? Ständig gucken Sie nur auf Ihre Smartphones, niemand guckt sich mehr in die Augen. Das ist ein menschliches Grundproblem, und das überträgt sich natürlich auch auf Bereiche wie Politik und Journalismus. Meine Meinung.

Und was sollen wir ganz konkret hier in Sachsen tun? Ganz einfach: Gehen Sie da hin, wo nicht nur Ihre eigene Weltsicht bestätigt wird. Suchen Sie nach dem Widerspruchlichen und sprechen Sie auch mal mit denen, die seltener zu Wort kommen.

Danke für die Tipps und für Ihre Zeit. Wollen Sie vielleicht noch ein Radieschen? Ich bitte Sie. Das ist mir viel zu schaf.

Interview: Lin Hierse, Hanna Voß



Wir brechen auf zu unserer Wanderung auf dem Malerweg, danach geht es mit dem Auto weiter nach Bischofswerda

Bischofswerda



Glashütte



Marie Arlt, die Klettererin

Ich bin 29 und in Thüringen geboren. Bald ziehe ich zu Sebastian nach Dresden. Seit zwei Jahren gehen wir zusammen klettern. Heute sind wir an die Kletterwand nach Pirna gekommen, obwohl wir eigentlich in die Sächsische Schweiz wollten. Aber es hatte morgens geregnet, und dann sind die Felswände dort noch zu feucht und rutschig. Da zu klettern, erfordert viel Erfahrung, Mut und Geschick, weil es kaum feste Sicherungsmöglichkeiten gibt. Deshalb heißt es in der Kletterszene oft: „Die spinnen, die Sachsen!“

Zurück nach Hause

Steffen Herold und Anja Herzog haben Kindheit und Jugend in Bischofswerda verbracht und sind dann, wie fast alle, weggegangen. Nun sind sie Künstler – und wieder da, der Freiräume wegen

Von Lin Hierse und Hanna Voß

B ank, Bäcker, Dönerläden, Asia-Imbiss, Touristeninfo, Bar, Apotheke, Hotels, davon eines geschlossen. Sie stehen im Kreis, blicken auf den kopfsteingepflasterten Platz und warten auf nichts. Es ist ordentlich in Bischofswerda, wie in einem Kurort, und am Montagmorgen fährt ein orangefarbenes Reinigungsfahrzeug auf den Platz und spuckt zwei Menschen aus, die sich den Geranienkübeln widmen.

Einfach mal was zulassen

Eigentlich ist der Ort günstig gelegen, zwischen Bautzen und Dresden, an Autobahn und Bahnstrecke. Trotzdem sind viele Geschäfte „Es-war-einmal-Läden“: Es war einmal eine Schuhmacherei, und an der Türklinke des Redaktionsbüros der *Sächsischen Zeitung* hat eine Spinne ihr Netz gesponnen. Heute ist ein Juwelier, ein Reisebüro, und irgendwo zwischen War und Ist hält sich ein Fachgeschäft für Tischwäsche und Wachstücher. In der Kamenzer Straße stolpern wir in einen Laden, der nach Galerie und Werkstatt aussieht.

Der Raum ist voller Farbe, meist Öl auf Leinwand, Paletten stehen herum und Eimer. Steffen Herold begrüßt uns, sicher, für ein Gespräch hätte er Zeit. Anja Herzog bestimmt auch, sie ist gerade noch hinten im Atelier. Der 38-Jährige räumt einen Jutebeutel und ein paar Kissen vom Sofa. Er trägt den Dreitagebart von einem, der nicht wirklich über einen Dreitagebart nachdenkt, und den Teint von einem, der viel draußen ist. Seine schwarzen Klamotten sind verwaschen, die Turnschuhe staubig. Wir setzen uns. Gegenüber dem Sofa hängt ein Gemälde von einem nackten Po direkt über dem unfertigen Bild einer Friedenstaube.

Steffen Herold und Anja Herzog haben Kindheit und Jugend in Bischofswerda ver-

bracht. Dann zogen sie weg, wie fast alle jungen Leute. Nach Dresden, Berlin, Randbar, Apotheke, Hotels, davon eines geschlossen. Sie stehen im Kreis, blicken auf den kopfsteingepflasterten Platz und warten auf nichts. Es ist ordentlich in Bischofswerda, wie in einem Kurort, und am Montagmorgen fährt ein orangefarbenes Reinigungsfahrzeug auf den Platz und spuckt zwei Menschen aus, die sich den Geranienkübeln widmen.

Herzog ist 27, ihre Haare sind blondiert, die Nase ist gepierct. Sie trägt einen weiten Kapuzenpulli, Shorts über Leggings, alles mit Farblecksen besprenkelt. Herzog hat in Dresden Kunst studiert, ein halbes Jahr nach ihrem Abschluss ist sie wieder nach Bischofswerda gezogen. Sie wollte eine eigene Galerie eröffnen, aber in Dresden waren die Ladenmieten für sie unerschwinglich.

Hier zahlen Herzog und Herold für den Laden, den sie sich mit einer Schmuckdesignerin

der Fassade wünscht. Nebenbei gibt Herzog Workshops für Kinder aus dem Ort und arbeitet an ihrer eigenen Kunst. „Es ist die optimale Mischung aus Wirtschaftlichkeit und Selbstverwirklichung“, sagt sie, „und es ist einfach nur cool, mit einem Pinsel in der Hand Geld zu verdienen.“

entstehen kann. Klar habe sie selbst dafür auch etwas aufgeben müssen. „In Dresden ist ein vielfältigeres Leben möglich, jeden Abend ist irgendwo ein Konzert oder eine Ausstellung“, sagt Herzog. Aber das Gefühl, ein persönliches Opfer für die größere Sache zu bringen, werde mit der Zeit immer weniger. Es brauche eben vor allem Geduld. Bischofswerda sei zwar klein, aber es dauere trotzdem lange, bis sich Dinge herumersprechen. „Man kann übelst viel machen, aber das heißt nicht, dass das auch den erreicht, der da Bock drauf hat“, sagt Herzog. Aber sie glaubt daran, dass sie hier Stück für Stück etwas verändern kann.

Und die Menschen hier? „Das ist schon ein etwas resigniertes Völkchen“, meint Herzog. Natürlich gebe es nicht nur Nazis, also die gebe es auch, aber das sei nicht die breite Masse. Manchmal treffen hier Nazis und Zocken aufeinander, sagt Herold, Bischofswerda sei eben auch noch irgendwie ländlich, da sitze man schon mal bei einem Bier in derselben Kneipe und könne sich nicht in die eigenen Räume zurückziehen. Manch-

mal knallt's dann, manchmal nicht.

Der Wendeschmerz, er sei noch groß hier. Zu DDR-Zeiten hatte Bischofswerda ein Glaswerk und eine Mähndrescherfabrik, mit der Wende machten die dicht. „Das hängt der Generation nach, die das miterlebt hat“, sagt Herzog, „die Leute fühlen sich vom Staat allein gelassen.“ Heute lässt sich vor allem am Altwerden Geld verdienen, der größte Arbeitgeber der Stadt ist längst ein Seniorenheim.

Herzog und Herold sind jung und anders, und sie wollen nicht wieder weg. Für Bischofswerda wünschen sie sich mehr Menschen, die über den Tellerrand gucken. Und dass die Stadtratsmitglieder im Rathaus mal ein Experiment wagen, etwas Neues ausprobieren. Anja Herzog träumt von einem Hausprojekt, in dem alle möglichen Menschen leben können, mit Werkstätten zum Beispiel. „Oder eine grüne, pestizidfreie Stadt aus Bischofswerda zu machen“, ergänzt Herold. „Es gibt hier so viel Freiraum. Den könnte man nutzen und einfach mal was zulassen.“



Die Werkstatt und Galerie von Steffen Herold und Anja Herzog. „Es ist einfach cool, mit einem Pinsel in der Hand Geld zu verdienen“, sagt Herzog. Fotos: Lin Hierse und Hanna Voß

Anzeige

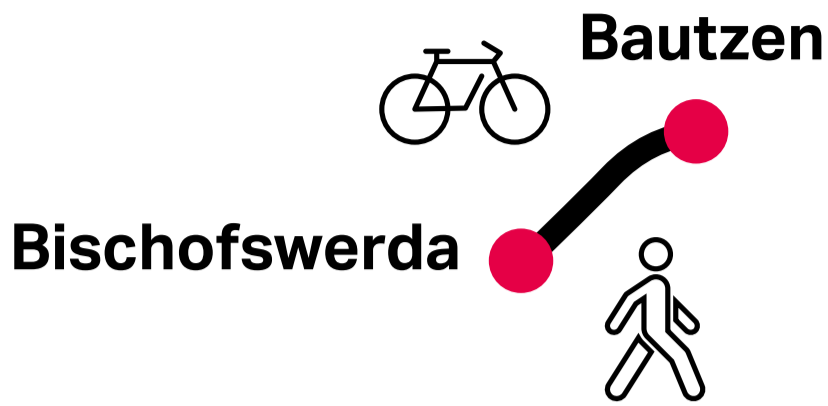
Wir sind Realität.*

*aus: „Jugend ohne Gott“ von Ödön von Horváth
Regie: Thomas Ostermeier
Ab 7. September 2019
Karten: 030 890023, www.schaubuehne.de

schaubühne

teilen, nur die Nebenkosten. Seit 2014 begleitet sie diesen Raum nun, und Herzog sagt „begleitet“, als spräche sie über einen Freund. Auftragsmalerei ist ihr Hauptgeschäft: Eltern, die ihre Kinder porträtieren lassen wollen. Leute, die sich an ihr totes Haustier erinnern möchten. Der Blumenladen um die Ecke, der sich Blumenbilder auf

Wieder nach Bischofswerda zu ziehen war für Herzog und Herold auch eine politische Entscheidung. „Die Mission ist schon, in der Heimatstadt und auf dem Land diese Rückkehrrolle vorzuleben“, sagt Herzog. Letztendlich würden sich alle jungen Leute schnell verziehen – ein Teufelskreis, aus dem dann nie etwas Neues



Der Gumpi

Mit seiner grasgrünen Schwalbe ist Holger Gumpert in seinem geliebten Ostsachsen unterwegs. Die Menschen kennen ihn, und er kennt die Menschen. Die Grünen mag er so wenig wie den Kapitalismus

Aus Bischofswerda Linn Hierse und Hanna Voß

Wir übernachteten im Hotel Evabrunnen, und als wir am Tag darauf auschecken, treffen wir „den Gumpi“, wie ihn alle nennen, an der Rezeption. „Über Bischofswerda kann ich euch alles erzählen, ich bin Bischofswerda“, sagt der, und nimmt uns mit, an schweren, mit dunklem Holz vertäfelten Wänden vorbei zu einer Sitzzecke aus schwerem, dunklem Leder. Drei fette Fliegen brummen um unsere Köpfe herum und in verstaubte, mintgrüne Vorhänge hinein. Durchs leise eingeschaltete, aber gut vernehmbare Radio japsen Modern Talking „you're my heart, you're my soul“.

Den Gumpi, bei dem das p, wie er sagt, „stumm gesprochen“ wird, der es aber einfach sächsisch wie ein b spricht, kennen alle. Alle in Bischofswerda, eigentlich alle in Ostsachsen. Denn Holger Gumpert hat praktisch alles schon gemacht, mal in der Landwirtschaft gearbeitet, mal eine Diskothek geführt; heute repariert er Heizungen, nennt sich „Notarzt für Heizungen“ oder sagt: „Junge Damen, die frieren, mach ich wieder warm.“

Und außerdem ist er Hobbyfotograf, gestaltet einen Bildband über Ostsachsen, wo er ja viel herumkommt. Mit seiner froschgrünen Schwalbe, die einen DDR-Sticker am blechernen Bauch trägt. „Ich arbeite in der ganzen DDR.“ Wir fragen, ob es an seinem Geschichtsinteresse, das man fast Besessenheit nennen könnte, liegt, dass er

das noch so sagt. „Ich bin noch sehr DDR-verbunden“, klärt der Gumpi auf. „Ich bin froh, dass ich 40 Jahre in diesem System gelebt habe.“ Der Gumpi sagt, von dem Sozialsystem, wie sie es in der DDR hatten, könne man heute nur träumen. Von der wunderbaren Kindheit, die er und die anderen gehabt hätten, auch. „Weil wir noch Kinder sein durften, ohne direkt etwas leisten zu müssen.“

Aus der Brusttasche seiner beige Latzhose ragen Stifte wie aufgerichtete Erdmännchen, Gumperts graue Haare zeigen nach hinten, und seine Nase verläuft spitz nach oben. Seine rumänische Freundin nennt er Maus, „meine Maus“. Überhaupt Rumänien. „Ich fühle mich sawohl da, und die Leute liebe ich, mit denen kann man einfach so zusammensitzen und Sonnenblumenkerne essen.“ Die Rumänen beherrschten das, was die Deutschen, auf jeden Fall seit der Wende, nicht mehr könnten: „Einfach mal miteinander reden, sich gegenseitig zuhören und unterstützen.“ In der DDR hätten sie auch deshalb alles gehabt, weil sie sich neben dem Staat Netzwerke aufgebaut hätten, und der eine, der etwas hatte, es dem anderen gegeben und dafür etwas zurückbekommen habe. Es sei nicht nur ums Geld gegangen, sondern um ein solidarisches Miteinander. Um Verbundenheit und das Gefühl, dass alle gleich sind. Das vermisst der Gumpi am meisten.

Nichts findet er schlimmer als den Kapitalismus, vielleicht noch die Grünen, aber dazu kommt er später. Nach

der Wende, als alle Betriebe in Ostsachsen, auch die berühmte Glaserei und das Mähdrescherwerk, dichtgemacht wurden, hat er sich selbstständig gemacht, „um dem Staat nicht auf der Tasche zu liegen“. Wir sollen raten, wie viel Rente ihm dafür heute zustehe. „450 Euro“ klärt er prompt auf, bevor wir etwas schätzen können. Der Gumpi spricht schnell, und auch weil er rasant von einem zum nächsten Thema steuert, ist für uns nicht alles immer nach-

„Wenn man 40 Jahre etwas im Kopf hat, dann geht das nicht einfach weg“

Holger Gumpert

vollziehbar, aber für ihn hängt alles zusammen: die individualisierten, egoistischen Menschen des Kapitalismus mit all den Idioten auf deutschen Autobahnen; die porösen, fadenlosen Beziehungen in der Gesellschaft mit der Unsicherheit von so vielen.

Der Gumpi hat es sich in dem schweren Ledersessel allmählich bequem gemacht, seine Hände liegen gespreizt auf den Lehnen. An der Rezeption hatte er noch gesagt, wir dürften ihn alles fragen, solange es nicht um Politik gehe. Vielleicht weil er weiß, dass er nicht mehr herauskommt, wenn er sich einmal auf dieses Thema gestürzt hat.

Gumpert stört vieles an Deutschland, wenn er auch meint, dass einiges geschafft wurde, aber: „Wir haben keinen Sozialstaat.“

Und: „Wir haben keine Demokratie.“ Der Gumpi wünscht sich, dass die AfD in Sachsen stärkste Kraft wird. Und dass sie dann mit der CDU koalitiert. „Das wäre doch das Beste, oder?“ Leider dürfe CDU-Ministerpräsident Michael Kretschmer, obwohl er wolle, nicht mit der AfD koalieren, weil Merkel es ihm verboten habe. „Ergo: keine Demokratie“, sagt der Gumpi. Er fände auch eine Verbindung von Linkspartei und AfD gut, oder dann doch wieder CDU und FDP.

Die einzige Partei, die es dagegen überhaupt nicht geben müsse, seien die Grünen, „die Steineschmeißer ohne Schulabschluss“, weil auch alle anderen Parteien Passagen zum Klimaschutz in ihren Programmen stehen hätten. Und erst recht nicht brauche es diese „kleine Zicke aus Schweden“, die auf ihrer Segelreise über den Atlantik von acht Flugzeugen begleitet werde, von wegen emissionsfrei.

Das Feindbild ist klar umrissen, es sind diejenigen, die andere Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit transportieren („Mit ihrer irrsinnigen Gleichberechtigung haben sie die Männer irgendwann so weit, dass sie auch noch die Kinder bekommen“), die den Kohleausstieg vorantreiben („wäre eine Katastrophe für die Region“), die sich gefühlt um alles und jede*n kümmern, nur nicht um Menschen wie den Gumpi.

Obwohl der Gumpi von Parteiprogrammen redet, scheint es am Ende unbedeutend, was darin steht. So wie es seinem Verständnis auch nicht widerspricht, ein kapitalismuskritischer, überzeugter DDR-Anhänger zu sein und dann 30 Jahre lang die CDU gewählt zu haben. Im Jahr 2019 will der Gumpi für Sachsen eine Partei, die noch nicht gelogen hat, die noch nicht verbrannt ist. Und die auch mal hier ins Hotel, in den Evabrunnen, komme, um mit den Menschen zu sprechen. Was nur die AfD mache. „Dann ist immer volles Haus“, sagt Gumpert.

Jedes Wochenende nimmt der Gumpi sich etwas Neues vor, erkundet mit der grasgrünen Schwalbe sein geliebtes Ostsachsen. Und spricht dann wieder von der DDR: „Wenn man 40 Jahre etwas im Kopf hat, dann geht das nicht einfach weg.“ Er tippt sich seitlich an seinen eigenen. „Das kann man versuchen zu erklären, aber richtig verstehen kann es niemand, der das nicht erlebt hat. Das muss man fühlen.“

Der Gumpi sagt: „Wir waren nun einmal das Tal der Ahnungslosen, wir haben nichts mitbekommen, haben uns nicht ständig nach Westen orientieren können.“ Im Sachsen östlich der Elbe waren Funk und Fernsehen aus dem Westen nur mit erheblichem Aufwand zu bekommen. Die Bewohner galten deshalb immer als schlechter informiert. Beleidigend findet Gumpert das nicht: „Das war nun einmal so. Das heißt ja nicht, dass wir doof waren.“



Keineswegs emissionsfrei, sondern mit Einzylinder-Zweitakt-Ottomotor von Simson ausgestattet: Gumperts Schwalbe mit DDR-Aufkleber. Er selbst wollte sich leider nicht fotografieren lassen
Foto: Linn Hierse und Hanna Voß

taz abo



Aboprämie:

KäsefreundIn-Set für Camembert und seine Freunde. Greyerzer, Chaumes, Bergkäse, Ziegenkäse, Gouda, Edelpilzkäse, Camembert, Mozzarella, Cheddar, Handkäs, Roquefort, Esrom, Schafskäse... Die passen wohl nicht alle zusammen auf die Platte, aber diese Aufzählung steigert die Vorfreude. Servierplatte Schiefer (Ø 30 cm), Weichkäsemesser und Käsehobel mit Griffen aus Eiche.

Die taz fürs Wochenende

Zeitung lesen, wenn Sie Zeit haben

Immer schon war die taz mehr als eine Zeitung: radikal unabhängiger und zuverlässig überraschender Journalismus, organisiert als Genossenschaft, getragen von ihren Leserinnen und Lesern.

Ein Abonnement der taz am Wochenende kostet nur 16,90 Euro/Monat.

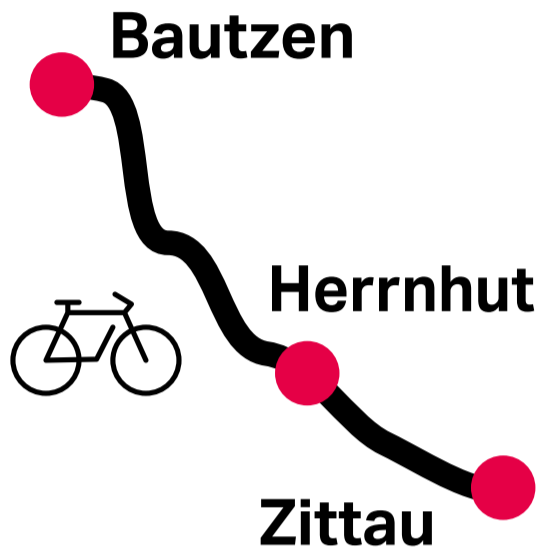
Eine Prämie bekommen Sie für ein unbefristetes Abo mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr. Auslandsabo zzgl. Porto: 1,80 Euro / Ausgabe.

(030) 2590 2590 | abomail@taz.de

Abonnieren Sie die taz am Wochenende!
taz.de/we



Auf dem Rad zwischen Bautzen und Herrnhut. Die Gegend ist sehr hügelig, so manche Steigung zieht sich endlos...



Vom Turm auf dem Hutberg blickt man über den alten Stadtkern von Herrnhut. 1722 errichteten protestantische Flüchtlinge aus dem katholischen Mähren hier die ersten Häuser. Jedes Jahr am 17. Juni erinnert die Herrnhuter Brüdergemeine an diese Gründungsgeschichte. Fotos: Jan Pfaff

Die AfD ist wie ein Klecks Senf

Auf einen Kaffee mit Michaela Herlingová in Zittau



Michaela Herlingová ist Tschechin und hat einen Deutschen geheiratet. An seinen Nachnamen hing sie das tschechische -ová

Vor dem Café Kaffee-Kalle am Marktplatz von Zittau sitzt Michaela Herlingová und erzählt davon, wie das Trinationale hier im Dreiländereck inzwischen Alltag ist – aber auch kompliziert. Sie ist mit einem Deutschen verheiratet, ihre beiden Kinder erziehen sie zweisprachig. „Mittlerweile hat mein Mann auch ein bisschen Tschechisch gelernt. Er ist jetzt so weit wie mein Sohn, auf dem Niveau eines Fünfjährigen.“

2003 schrieb sich Herlingová an der Hochschule in Zittau ein. Im ersten Semester wohnte sie noch in Tschechien, pendelte jeden Tag über die Grenze. „Man musste erst nach Polen, dann nach ein paar hundert Metern nach Deutschland.“ Eine Stunde brauchte sie mit den Kontrollen oft. 2004 kamen Tschechien und Polen in die EU, sie zog ganz nach Zittau. Ende 2007 traten beide Länder Schengen bei, die Kontrollen fielen weg. „Mit dem Rad fährt man heute fünf Minuten.“

Herlingová ist Projektleiterin bei Lanterna Futuri, einem Bildungsprojekt, das den deutsch-polnisch-tschechischen Austausch fördert. Jugendliche kommen eine Woche zusammen, um am Ende gemeinsam etwas zu präsentieren, Musik, Theater, Film oder Design. „Jede Gruppe bekommt zwei Übersetzer, aber oft sprechen die Jugendlichen Englisch miteinander.“

Von den zehn deutschen Gymnasien, die daran teilnehmen, bieten nur drei Tschechisch an. Aber auch in Tschechien sei das Interesse am Deutschlernen zurückgegangen, sagt Herlingová. „Ich finde es schade, mit einem Land eine 800 Kilometer lange gemeinsame Grenze zu haben, und kaum jemand spricht die Sprache.“ Das Projekt ist finanziert vom Land Sachsen und der EU. „Ich mache mir schon Sorgen, was nach den Wahlen ist, wenn Kultur vielleicht nicht mehr so wichtig ist.“

Seit Kurzem wird ein Büro in ihrem Haus an die AfD vermietet, sie hat versucht, dem Vermieter zu erklären, warum die Partei rückwärtsgerichtet sei – ohne Erfolg. Die AfD macht nun öfter Grillfeste unter ihrem Fenster, Männer mit Pappteller, Bratwurst und Senf. Das Bild, das ihr zur AfD einfällt, ist deshalb jetzt ein Klecks Senf. „Man darf vor denen auch keine Angst haben“, sagt Michaela Herlingová. Jan Pfaff

Die Kirche der Flüchtlinge

Die Herrnhuter Brüdergemeine ist bekannt für ihre Weihnachtssterne aus Papier. Im Geburtsort der protestantischen Freikirche ganz im Osten von Sachsen wollen die Gläubigen aus der Vergangenheit lernen

Aus Herrnhut **Jan Pfaff**

Das Konzert des Posaunenchores im Park fällt aus. Am Nachmittag hat es geschüttet, jetzt scheint die Abendsonne, aber auf dem Plakat steht: „verschoben“. Ein paar Leute, die nichts von der Absage wussten, unterhalten sich. Ja, sagt eine zierliche Frau mit grauen Haaren, sie sei „brüderlich“. So nennen sich hier Frauen und Männer, die zur Herrnhuter Brüdergemeine gehören, einer evangelischen Freikirche, die sich nach ihrer alten Schreibweise ohne „d“ schreibt.

Wie wird man denn „brüderlich“? Bei ihr liege das in der Familie, sagt Sabine Küchler, ihr Vater sei vor dem Krieg Missionar in Tansania gewesen, danach Pfarrer in Thüringen, wo sie aufgewachsen ist. „Wollen Sie nicht mitkommen zu meinem Bruder? Der kann Ihnen das alles genauer erzählen.“

Herrnhut, 90 Kilometer östlich von Dresden, ist eine Kleinstadt, die tief von Religion geprägt ist. Nach ein paar Metern zeigt Küchler auf eine Glocke. Sie wird nur einmal im Jahr geläutet, immer am Abend des 17. Juni. Dann erinnert sich die Brüdergemeine an ihre Geburtsstunde.

Der Zimmermann Christian David fällt am 17. Juni 1722 in der Nähe den ersten Baum, um ein Haus zu errichten. Er war ein Anhänger des tschechischen Reformators Jan Hus und mit Glaubensbrüdern aus dem katholischen Mähren geflohen. Graf Nikolaus von Zinzendorf gab den Flüchtlingen Land, so entstand Herrnhut. Die Brüdergemeine schickte bald Missionare in alle Welt. Heute zählt sie 1,3 Millionen Mitglieder und ist vor allem für die Weihnachtssterne bekannt, die in einer Manufaktur in der Stadtmitte gefertigt werden.

Es ist eine Gründungsgeschichte, auf die man in Herrnhut stolz ist, aus der die Gemeinde aber auch eine Verantwortung ableitet. „Wir sind eine Flüchtlingskirche“ – den Satz hört man hier oft.

Der Bruder von Sabine Küchler lebt im Erdgeschoss des „Witwenhauses“, ein Gebäude aus dem 18. Jahrhundert. Heinz Küchler, Nickelbrille und weißer Haarstrich, öffnet sein Fenster zur Straße. Ja,

klar, bitte reinkommen. Seine Frau Heidrun setzt sich dazu.

Zwei Themen treiben die Brüdergemeine besonders um. Zum einen, was es heute bedeutet, eine Flüchtlingskirche in einer Gegend zu sein, die wie die Oberlausitz eine AfD-Hochburg ist. Zum anderen hat die Gemeinde mit religiöser Konkurrenz im Ort zu kämpfen. 1999 gründeten einige Brüderische das „Christliche Zentrum“, eine charismatische Gemeinde.

„Das ist ein Bruch, der durch die Familien ging“, erzählt Heidrun Küchler. Allerdings, sagt sie, habe es Charismatiker hier auch schon zu DDR-Zeiten gegeben. Gläubige also, die einen direkteren Zugang zum Heiligen Geist suchten, die Bibel sehr wörtlich lesen und die Kindstaufe ablehnen. Heidrun Küchler kommt aus einer Brüdergemeine-Familie im

In der Gemeinde haben sie jetzt Tischgespräche eingeführt, für Menschen unterschiedlicher Meinungen

Ort, ihre Vorfahren missionierten in Labrador, Kanada. Ihre Schwester schloss sich dem Christlichen Zentrum an. „Das war sehr schwierig.“ Mittlerweile habe sich das Verhältnis zwischen Brüdergemeine und Christlichem Zentrum etwas entspannt, bei Gottesdiensten bete man manchmal zusammen.

Heftige Diskussionen gab es auch, als die Kirchenleitung im Juli 2016 entschied, einer irakischen Großfamilie Kirchenasyl zu gewähren. „Da reagierten viele sehr zurückhaltend“, sagt Heinz Küchler. Die verschiedenen Stimmen, die es der Gesellschaft gebe, habe man auch in der Gemeinde. Er selbst gehörte zum Unterstützerkreis des Kirchenasyls. „Wir haben sogar Nachtwachen organisiert, damit nicht mitten in der Nacht abgeschoben wird.“ Heute lebt die Großfamilie mit subsidiärem Schutz im Ort.

In der Gemeinde haben sie Tischgespräche eingeführt, für Menschen unterschiedlicher Meinungen. 30 Minu-

ten, vier Leute, ein Tisch, eine Frage. Zum Beispiel: Menschenrechte – nur eine leere Floskel? „Bisher war einmal einer da, der der AfD nahesteht“, sagt Heidrun Küchler.

Ende 2018 hat die Brüdergemeine eine „Erklärung gegen Rechtspopulismus“ veröffentlicht. Eindeutig positionierte man sich „gegen jede Form von Nationalegoismus und Eurozentrismus“. Und: „Wir widersprechen, wenn das Sterben von Tausenden Menschen im Mittelmeer bagatellisiert wird.“

Michael Schmorde von der Kirchenleitung sagt: „Die Erklärung haben wir verabschiedet, weil das in den Gemeinden gewünscht wurde.“ Man ziehe da auch die Lehren aus der Vergangenheit, in der man sich zu sehr rausgehalten habe, im Ersten Weltkrieg dem Militarismus nicht widersprochen

habe, im Nationalsozialismus mitgelaufen sei. Gab es deshalb Anfeindungen? „Eigentlich nicht. Man kennt uns hier ja. Das war keine Überraschung.“

Gästepfarrerin Erdmute Frank sagt, sie können nicht einschätzen, ob die Rechtspopulisten nur eine laute Minderheit sind oder die Mehrheit in Sachsen: „Wir leben hier in Herrnhut schon auf einer Insel.“ Sie will noch den Friedhof zeigen, den Gottesacker. Mehr als 6.000 Gräber, die Frauen rechts, die Männer links, chronologisch angeordnet seit dem 18. Jahrhundert. Jedes Gemeindemitglied ist aufgefordert, rechtzeitig einen Lebenslauf zu schreiben, alle werden im Archiv gesammelt. „Das Bewusstsein für die Vergangenheit ist uns sehr wichtig“, sagt Frank. Es gehe aber immer auch um die Frage: Was ist für die heutige Zeit das Richtige?



Am Ortseingang von Herrnhut plakatiert die NPD. In der Stadt spielt sie politisch aber keine Rolle. Die CDU ist hier traditionell sehr stark. Bei der Kommunalwahl im Mai kam die AfD aber auch auf 14 Prozent

„Wenn man Zitronen reibt, darf man auch mal zuspitzen“



Die Linken-Chefin Katja Kipping kocht für die taz-WG in Dresden – Kippings Heimatort. Sie verrät ihre Lieblingsorte in Sachsen, welche Musik sie wann hört und woher die Wut vieler Sachsen kommt

Von **Kersten Augustin** und **Paul Wrusch** (Gespräch) und **Sven Döring** (Fotos)

Dresden ist die letzte Station unserer Reise. Wir treffen uns in der taz-WG im Stadtteil Plauen. Pünktlich um 17 Uhr kommt Katja Kipping an. Wir haben sie zum Sachsen-Dinner in ihrer Heimatstadt eingeladen. Das Menü hat sie selbst vorgeschlagen: Griechischer Salat, Mohn-Zitronen-Pasta mit viel Parmesan, sächsische Eierkuchen nach dem Rezept ihrer Großmutter. Kipping hat uns eine Einkaufsliste geschickt. Nach einem kurzen Hallo legt sie gleich mit los. Sucht Brettchen und Messer in der ihr fremden Küche zusammen. „Wer will Zwiebeln schneiden?“ Ihr Pressesprecher opfert sich. Weitere Aufgaben werden verteilt. Direkt Weißweinschorle? „Erst mal Wasser bitte. Ich muss noch in den Flow kommen beim Kochen.“

taz am wochenende: Frau Kipping, warum haben Sie dieses Rezept ausgewählt?

Katja Kipping: Ich wollte etwas kochen, das ich gut kann. Die Zitronen-Mohn-Pasta kommt aus meinem Dresdner Freundeskreis. Mittlerweile hat es zwar alle irgendwie nach Berlin verschlagen, wir treffen uns aber regelmäßig zum Mädelsabend. Dass der Salat rot-rot-grün ist, ist eher Zufall. Mir schmeckt er, und er hat etwas heimeliges. Als ich klein war, gab es oft Tomate mit Ziegenkäse.

Und die Eierkuchen kommen von der Großmutter.

Ja, die war sehr sparsam, hat gegorene Milch statt Buttermilch verwendet. Ich nehme Buttermilch oder Kefir. Nach dem Abi war ich im Freiwilligendienst in Gatschina bei Sankt Petersburg. Dort gab es oft Bliny, die russische Variante. Auch sehr lecker.

Wie oft kommen Sie dazu, zu kochen?

Wenn es gut läuft, habe ich jedes zweite Wochenende frei. Dann kochen wir. Und wenn ich schreibe, ein Buch oder eine Flugschrift, dann mache ich Homeoffice und koche in der Mittagspause für mich, während nebenbei Serien laufen. „Haus des Geldes“, „Good Girls“, „Big Bang Theory“...

Das Essen wirkt auf uns gerade nicht besonders sächsisch. Sie sind Vegetarierin, was isst man da in Sachsen?

Kartoffeln mit Kräuterquark und Leinöl? Ich esse ja Fisch, das ist eigentlich Tierrassismus. Als wir als Jugendliche beim Wahlkampf übers Land gefahren sind, haben die Genossen in den Kleinstädten uns gerne mit Bratwurst empfangen, aber viele von uns waren Vegetarier.

Kipping hat auch beim Kochen kein Problem damit, Anweisungen zu geben. Manchmal klingt sie wie eine Fernsehköchin: „Bitte in sehr kleine Würfel, dann entfaltet sich das Aroma besser.“ Nach 30 Minuten zieht sie ihr langärmeliges Shirt aus, wirft es aufs Sofa und widmet sich den Zitronen, die sie mit einem kleinen Löffel auspresst. Schnell bindet sie sich ein Küchenhandtuch vor die Hose.

Jetzt muss ich auch mal was fragen: Was haben Sie denn so erlebt auf Ihrer Tour durch Sachsen?

Wir waren beeindruckt von den jungen Aktiven und den alten Bürgerrechtlern, die in Plauen zusammen an einem Tisch sitzen.

Wenn du gegen Nazis bist in Plauen, das ist echt kein einfaches Leben. Ich war letztes zu Besuch dort, da kam ein Bürgerrechtler auf mich zu. Der wusste schon, was ihn in der Vergangenheit von uns getrennt hat – aber auch, warum er jetzt mit der Linken zusammenarbeitet.

Was uns auch aufgefallen ist: Wir waren sehr beeindruckt, wie schön saniert die Städte waren ...

... die Marktplätze, klar, da hat sich viel getan.

Aber nur weil die Straßen schön sind, gibt es nicht unbedingt einen Bus, der darauf fährt.

Je idyllischer die Landschaft, umso schlechter die Stimmung, hat eine Genossin vor Kurzem gesagt. Man kann mit dem Abgehängtsein unterschiedlich umgehen. Ich war letztes in einem Dorf in Brandenburg, da wohnen keine 100 Einwohner. Einer hat da gerade in einer Trafostation die kleinste Galerie der Welt gebaut und lädt zu Vernissagen ein ... Will mal jemand den Salat verkosten, die wirklich wichtigen Dinge hier!

Schmeckt sehr gut.

Und jetzt: Food-Fotografie. Kipping posiert mit dem fertigen Salat. „Machen wir mal Pause für Instagram und Twitter, räumen den Tisch ab und trinken

Alkohol, oder?“, sagt sie und lässt sich dann die erste Weißweinschorle einschenken.

Wir haben für das Essen 15 Euro pro Person ausgegeben, inklusive Weißwein. Ist das viel?

Klar, für jemanden, der auf Hartz IV angewiesen ist, ist das knapp. Paprika ist teuer, Parmesan auch, der Mohn geht. Gut, ihr habt euch für Wein entschieden, der teuer ist. Ich habe mit Leuten zusammengewohnt, die waren auf Hartz IV angewiesen und haben trotzdem im Bioladen eingekauft, weil ihnen gesundes Essen wichtig war. Wir kämpfen ja dafür, dass sich jeder gutes Essen leisten kann. Teilen wir uns eigentlich rein in den Einkauf?

Der geht auf uns. Wie war das früher in Ihrer WG?

Da hatte jeder für seinen Alltag seines eingekauft, und wir konnten uns beim Essen der anderen bedienen. Oft gab es nur eine Butterdose im Kühlschrank. Und wenn die Butter alle war, hat irgendjemand neue gekauft. In meiner alten Studi-WG in Dresden waren wir zu fünft. Ich habe immer mit Leuten zusammengewohnt, bei denen ich wusste: Wenn ich Party mache, steht das am nächsten Tag nicht in der Presse.

Sie wohnen jetzt mit Ihrer Familie in Berlin, hatten bis vor Kurzem aber noch ein WG-Zimmer hier.

Ja, aber der Vermieter hat Ärger gemacht bei Untervermietung, so mussten wir die WG kündigen, als Mitbewohnerinnen mit ihrer Familie zusammgezogen. Als ich auszog, stand ich auf der Straße und habe auf meinem Handy „Those were the days, my friend“ abgespielt.

Sie haben mal gesagt: Am liebsten würden Sie Ihren Lebensmittelpunkt in Dresden haben.

Ja. Wenn ich auf den Elbwiesen bin oder mit dem Fahrrad durch Dresden fahre, denke ich: So was hat Berlin nicht. Aber hier gibt es auch Probleme, zum Beispiel einige Schulleitungen, die Pegida nahestehen.

Aber eine Studie hat gerade gezeigt, dass das Bildungssystem in Sachsen das beste in Deutschland ist.

Die kam von der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft, dem Zentralorgan des Kapitals ... Wenn man Zitronen reibt, darf man auch mal zuspitzen.

Dann spitzen Sie doch mal zu: Wie sind die Sachsen?

Ganz einfach: So verschieden wie die Bayern.

Aber es gibt auch Vorurteile, die stimmen.

Wenn Dresdner jemanden treffen, der nicht aus ihrer Stadt kommt, dann fragen die nicht offen: „Wie findest du Dresden?“, sondern: „Schön in Dresden, ne?“ In einem Theaterstück von Volker Lösch sagt der Bürgerchor über Dresden: „Selbst die Ruinen sind hier schöner.“ Das trifft den Stolz der Dresdner*innen auf ihre Stadt.

Der sächsische Dialekt gilt aber als nicht so schön.

Da machen sich ja gerne alle drüber lustig. Letzten Montag wurde ich gleich auf den neuen „Tatort“ aus Dresden angesprochen: „Die Schauspieler machen einen auf sächsisch, können aber nicht mal den Dialekt.“

Haben Sie sich den sächsischen Dialekt abtrainiert?

Nein, nur so klassische Aussprachefehler.

„So, wollen wir jetzt schon Salat essen? Oder zusammen mit dem Hauptgang?“, fragt Kipping. Uneinigkeit in der Küche. „Wir können ein Los ziehen oder gute Argumente austauschen.“ Die Politikerin ist stets um Ausgleich bemüht. Ergebnis, leichte Mehrheit für: jetzt essen. Kipping verteilt Salat in tiefe Teller und Schüsseln.

Wollen wir Musik hören? Roland Kaiser mit „Schachmatt“, dazu haben Sie früher auf Wahlkampftour durch Sachsen auf dem VW-Bulli getanzt.

Wir haben eher Rosenstolz gehört. Aber wollen wir nicht lieber Keimzeit hören?

Warum Keimzeit?

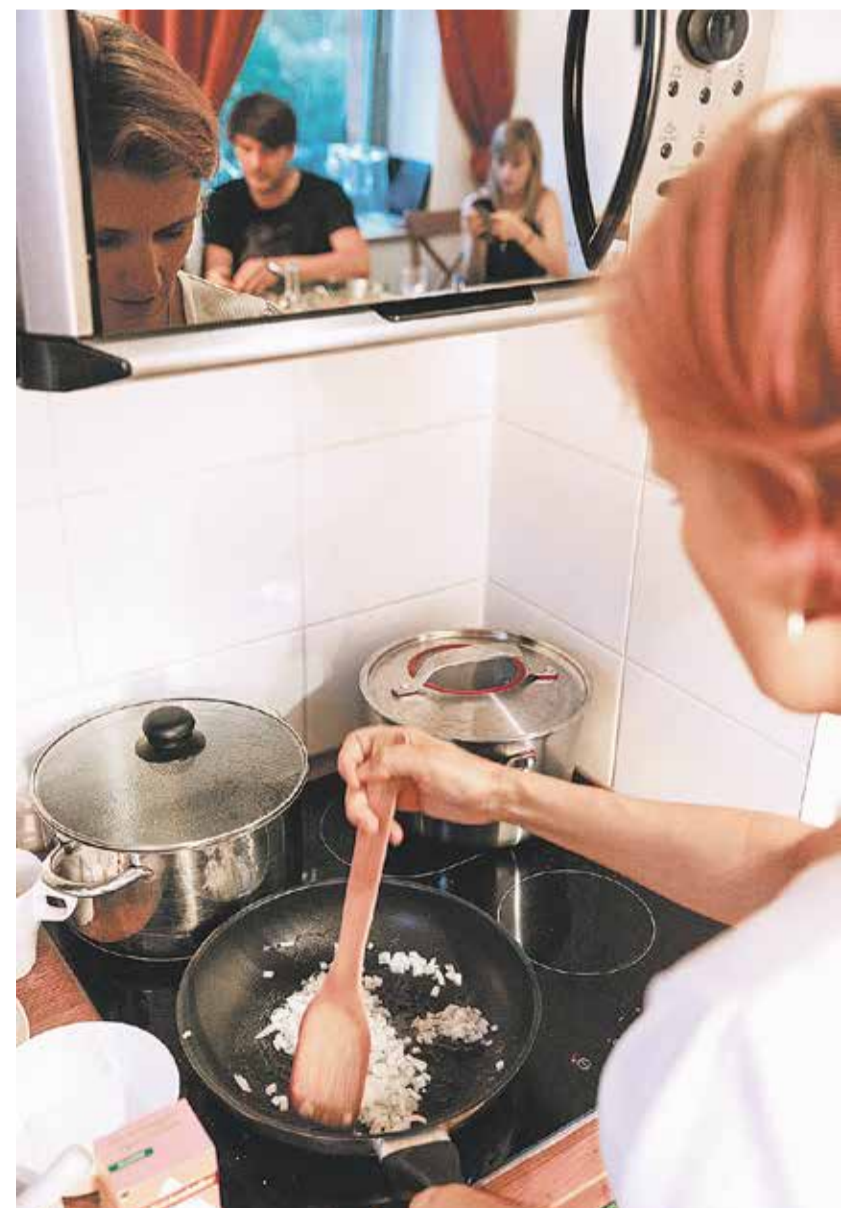
Ich war ein Fan. Als Jugendliche bin ich mal mit einer Freundin getrampt, mit dem Diktiergerät der Schülerzeitung im Gepäck, um mit der Band zu sprechen.

Sie waren früher viel mit dem Bulli in Sachsen unterwegs. Wo ist es am schönsten?

Ich mag besonders Oybin und Jonsdorf, bei Zittau. Da war ich als Kind sehr oft wandern. Und dort, wo früher Kohleabbau war, sind heute tolle Seen.

Als Jugendliche waren Sie im Umweltzentrum „Brennnessel“ aktiv. Hätten Sie auch bei den Grünen landen können?

Nein, wer damals links war, der ist zur PDS gegangen. Die führende Kraft



Kipping kocht: (Vom Pressesprecher geschnittene) Zwiebeln rösten, Mohn und Zitronenschale zufügen – komplettiert wird die Pastasauce mit Sojasahne



Eierkuchen nach dem Rezept der Großmutter: Katja Kippings Idee für den Nachtisch kommt gut an in der taz-WG

für eine ökologische Verkehrspolitik in Dresden war und ist meine Partei.

Sie stiegen schnell auf, wurden mit 21 jüngste Landtagsabgeordnete in Sachsen und wurden häufig als Jeanne d'Arc der Linken bezeichnet, als „jung und schön und klug“.

Und heute nur noch klug? Die Artikel von damals sagen weniger über mich als über das Bild von Frauen in der Politik. Das würde heute kaum mehr funktionieren, da hat es einen Fortschritt gegeben. Auch wenn der Hass gegen Frauen auch ein Teil des Erfolgs der Rechten ist.

Fast zwei Stunden sitzen wir in der Küche in Dresden-Plauen. Zeit für eine Raucherpause. Kipping raucht nur vor und nach Talks, „ein Ritual“, sagt

„Wer Klimaneutralität will, muss an die schwarze Null ran, muss Geld ausgeben, die Millionäre müssen ihre Scheckbücher in die Hand nehmen“

sie, und in Gesellschaft zum Wein. Sie kommt mit runter, lässt sich eine Zigarette drehen. Zurück in der Küche stürmt sie sofort wieder an den Herd, sucht Töpfe für die Nudeln, eine Pfanne für die Soße, kämpft mit dem Herd. Kipping brät die Zwiebeln an und gibt Mohn und Zitronenschale dazu, dann kommt Sojasahne darauf. „Oh, die Sauce ist ganz schön suppig.“ Jetzt muss sie zum ersten Mal improvisieren. „Habt ihr noch Frischkäse im Kühlschrank. Bei euch ist niemand Veganer, oder?“

Was sollen wir jetzt hören? Doch mal Roland Kaiser?

Den hört man eigentlich nur, wenn man dazu Discofox tanzt. Ich habe vielen Männern und Jungs in der Linksjugend den Grundschrift beigebracht. Wie wäre es mit Justice, „You'll never be alone again“? Der Song von Blockupy.

Wir haben eben beim Rauchen über Wut gesprochen. In Schneeberg haben wir einen Mann getroffen, pensionierter Lehrer mit Mietshaus, und eine Rentnerin mit 2.100 Euro im Monat, die trotzdem wütend sind.

Die Wut kommt ja nicht allein aus materiellen Gründen. Das sind nicht alles objektive Modernisierungsverlierer, eher Modernisierungsskeptiker. Vielleicht denken sich manche auch, wenn sie wütend sind, werden sie besser gehört.

Aber das allein erklärt nicht den Erfolg der AfD im Osten.

Ich habe die These der Retraumatisierung. In der Nachwendzeit haben viele im Osten erlebt, dass alles, was sie bisher geleistet hatten, plötzlich nichts galt, ihnen wurden Chefs vor die Nase gesetzt, die alles besser wussten. Ihre Erfahrung war einfach nicht gefragt. Vor allem für Männern war das ein Problem. Das alles kommt jetzt wieder hoch.

Es gab in der taz die Debatte, ob die Erfahrungen von Ostdeutschen und Migranten vergleichbar sind.

Ich sehe das nicht. Ich glaube eher, dass mancher Ostdeutscher auf muslimische Migranten die Aversion gegenüber Wessis projiziert. Sie befürchten, dass wieder jemand von außen kommt

und ihnen erklärt, dass jetzt alles anders werden muss.

Sie haben mal von der „schmerzhaften Ungerechtigkeit“ der Wende geschrieben. Waren Sie wütend?

Nein, ich war beschäftigt mit Pubertät und dem ersten Liebeskummer.

Aber die, die heute wütend sind, wählen AfD.

Die meisten Menschen sind ideologisch nicht so klar einzuordnen. Das fällt Politikern und Journalisten schwer zu verstehen. Ich habe morgens in Dresden Menschen vor dem Jobcenter getroffen, die sagen: Nur weil es mir dreckig geht, wähle ich doch nicht rechts.

Der Hauptgang ist fertig, alle setzen sich an den Tisch. Außer Kipping hat hier noch nie jemand Nudeln mit Mohn gegessen. „Ein Homerun“, hat die Freundin gesagt, die ihr das Rezept gegeben hat. Wir essen zu neunt, der Fotograf isst mit. „Wem gehört jetzt welches Glas?“ Wir stoßen an. Kipping gibt allen eine kleine Portion und begründet das so: „Wir müssen noch Platz für die Eierkuchen lassen.“

Bei der taz-Ost-Berichterstattung wird uns vorgeworfen: Jetzt kommen die Wessis in den Osten, kurz vor den Wahlen.

Ich glaube, es gibt die Angst, dass man sich in der Beschreibung nicht

wiederfindet. Und im Osten gibt es eine größere Distanz zu Medien und staatlichen Autoritäten.

Aber Medien von außen erkennen ja auch Probleme, die manche nicht sehen wollen.

Ja, das Problem gab es in den Neunzigern in Ostdeutschland noch stärker. Da gab es die Bürgermeister, die Kritiker als Nestbeschmutzer ansahen.

Am Samstag findet die #unteilbar-Demo statt, erstmals in Dresden. Ist diese Reaktion auf den Rechtsruck auch ein Fortschritt: Die liberalen Kräfte in Ost und West arbeiten auf Augenhöhe zusammen?

Augenhöhe ist ein großes Wort, ich würde sagen: Es gibt inzwischen ein gewisses Interesse.

Ganz so unteilbar scheint die Gesellschaft doch nicht zu sein. Bei der Bundestagswahl hatte die Linke Erfolge in westdeutschen, urbanen Milieus. Im Osten verliert sie. Werfen Sie sich vor, dass die Linke unter Ihrer Führung zur Westpartei geworden ist?

Nein. Wir haben immer wieder Ostthemen angesprochen. Bevor ich Vorsitzende wurde, waren wir bei den Jungen besonders schwach. Für die mussten wir attraktiv werden, um eine Zukunft zu haben. Wir hätten auch sagen können, wir geben die Jugend auf und werden wie die populistische Fünfsterner-Partei in Italien. Aber das wäre dann nicht mehr meine Partei.

Was ist nach der Bundestagswahl schiefgegangen?

Wir hatten das Momentum am Wahlabend bis 18.10 Uhr. Dann begannen die internen Konflikte.

Das Momentum liegt jetzt bei den Grünen. Die holt Sie jetzt sogar im Osten ein.

Sie machen es sich aber auch einfach. Die Stärke von Habeck ist gleichzeitig seine Schwäche.

Was meinen Sie?

Seine Uneindeutigkeit. Er erzählt oft nur die halbe Geschichte. Aber wenn er Geschichten zu Ende erzählen würde, bliebe die linke Anmutung auf der Strecke. Die Klimakrise ist ja nicht beendet, wenn wir einen grünen Kanzler haben.

Und was ist das Ende der Geschichte?

Wer Klimaneutralität will, muss an die schwarze Null ran, muss Geld ausgeben, die Millionäre müssen ihre Scheckbücher in die Hand nehmen.

Aber ist es nicht schlau, unkonkret zu bleiben?

Für die Wahl mag es reichen, für wirklichen Klimaschutz reicht es nicht.

Die Grünen werden im Osten trotzdem immer beliebter.

Die AfD hat sich im Osten eher die Grünen als Feindbild genommen, obwohl wir viel stärker waren bei den Anti-Nazi-Demos. Die aggressive Leidenschaft von rechts geht immer auf grünen Lifestyle. Von dieser Polarisierung profitieren die Grünen.

Stellen die Grünen den nächsten Kanzler?

Das ist längst nicht ausgemacht. Ich glaube, es kann eine Dynamik für eine linke Mehrheit geben, aber auch eine ins Faschistische wie in Italien, grob gesagt: Schwarz-Blau. Dann können wir uns überlegen, ob wir in den Vordergrund gehen oder uns auf die Flucht machen.

Kipping kommt kaum zum Essen, ihr Teller ist noch halb gefüllt mit Mohn-Zitronen-Nudeln. Es ist schon spät, aber es gibt noch einen letzten Gang. Eierkuchen nach Omas Art. Kipping sucht Mehl, Eier, Backpulver. „Seid ihr noch sehr hungrig?“ Sie kippt die Zutaten nach Gefühl zusammen, vermischt sie mit der Gabel, es werden später fast 20 mittelgroße Eierkuchen.

Wir haben nach vier Stunden nicht einmal den Namen Sahra Wagenknecht genannt. Gut, oder?

Die Geschichte ist doch auserzählt.

Dann müssen wir jetzt aber noch über Ihre politische Zukunft sprechen. In der Zeit stand letztens, Sie würden über Ihren Rückzug nachdenken.

Meine persönliche Situation ist derzeit genauso offen wie die gesellschaftliche.

In dem Moment, in dem es wieder eine Bewegung auf der Straße gibt, die

die parlamentarische Politik vor sich hertreibt, und es wieder eine reelle Chance auf eine rot-rot-grüne Mehrheit gibt, denken Sie über Ihren Rückzug nach. Ist das nicht paradox?

Ich werde immer politisch aktiv sein, gern auch in verantwortungsvoller Position. Aber ich klebe nicht an einem Amt in der ersten Reihe. Bisher habe ich immer drauf geachtet, auch ein gutes Leben jenseits der Politik zu haben.

Wann entscheiden Sie sich?

Es gibt ein russisches Sprichwort: „Man zählt die Küken erst im Herbst“.

Das passt gut zu den Eierkuchen, die Sie gerade braten. Und im Herbst, das wäre nach den Landtagswahlen. In Ihrem Leben nach dem Parteivorsitz hätten Sie mehr Zeit, in Ihrer Lieblingsstadt Dresden zu sein.

Das stimmt.

Aber wenn wir hier über Rot-Rot-Grün reden: Irgendjemand muss ja auch Ministerin werden ...

Das Entscheidende ist, welche Stimmung in der Gesellschaft dominiert. Gibt es einen Druck für neue linke Mehrheiten? Ich sehe das: nicht nur bei Fridays for Future, auch bei den Protesten der Seebrücke oder bei der Enteisungskampagne. Diese alte Frontstellung – bist du radikal oder reformerisch – die verpufft angesichts dessen, was diese Bewegungen machen. Das macht Mut.

Die Eierkuchen sind aufgegessen, der Fahrer wartet seit einer Stunde vor der Tür. Wir gehen nach unten vors Haus, es regnet. Katja Kipping raucht noch eine Zigarette, dann verabschiedet sie sich – nach fast fünf Stunden. Sie sieht weniger müde aus als wir. Der Zaun ist abgeschlossen. Katja Kipping klettert, dreht sich noch einmal um, winkt und ist weg.

Kochen mit Kipping

Die Politikerin

Katja Kipping, 41, ist seit 2012 gemeinsam mit Bernd Riexinger Chefin der Linkspartei. Sie wurde in Dresden geboren, ging dort zur Schule und später zur Uni. In Dresden hat sie noch heute ihren Wahlkreis. 1998 wurde Kipping Mitglied der PDS, ein Jahr später zog sie als jüngste Abgeordnete in den Sächsischen Landtag ein. Kipping ist verheiratet und hat eine Tochter. Sie lebt in Berlin und Dresden.

Das Menü

Katja Kipping schlug für das taz-Dinner ein Drei-Gänge-Menü vor: als Vorspeise einen Griechischen Salat mit Ziegenkäse und viel Zitrone. Zum Hauptgang gab es Mohn-Zitronen-Pasta und als Nachtisch Eierkuchen nach dem Rezept von Kippings Großmutter. Dazu wünschte sie sich Weißweinschorle. Klingt lecker? Die Zutatenliste und eine grobe Anleitung zur Zubereitung findet sich unter www.taz.de/kippingkoch

stellenmarkt

taz die tageszeitung

Die taz ist seit 40 Jahren eine konzernunabhängige Zeitung. Die Erlöse der Anzeigenabteilung stellen eine wichtige Einnahmequelle für die Finanzierung des unabhängigen Journalismus dar.

Wir suchen zum nächstmöglichen Zeitpunkt:
eine*n Print-Online-Akquisiteur*in (w/m/d)

Das Aufgabengebiet umfasst:

- den Verkauf von Werbemitteln für Print- und Onlineprodukte
- Konzeption und Vermarktung von Verlagsseiten
- Verfassen und Aussenden von Mailings
- Bearbeitung von Anfragen sowie Pflege der Datenbank

Wir suchen eine*n neue*n Kolleg*in

- mit: Ausbildung Medienkaufleute/Werbekaufleute oder entsprechender Berufserfahrung
- mit Kenntnissen in der Online-Vermarktung sowie mit Adservern
- mit Lust am Verkaufen und an der selbständigen Arbeit im Team

Die Anzeigenabteilung der taz bietet Spielraum für Eigeninitiative sowie Unterstützung von engagierten Kolleg*innen.

Die taz setzt sich nicht nur redaktionell, sondern auch bei der Stellenbesetzung für mehr Chancengerechtigkeit und Diversität ein. Wir freuen uns über alle Bewerbungen von Personen, die unser Team bei der Erreichung unserer Umsatzziele unterstützen können. Das neue Haus in der Friedrichstraße ist weitgehend barrierefrei, ein rollstuhlgerechter Arbeitsplatz kann eingerichtet werden. Bei der Akquisestelle in der Anzeigenabteilung handelt es sich um eine Vollzeitbeschäftigung mit 36,5 Stunden, zunächst auf 2 Jahre befristet.

Bitte die Bewerbung mit den üblichen Unterlagen per Mail zu Händen Margit Jöhnk schicken:
anbewerbung@taz.de

Wir suchen zum nächstmöglichen Zeitpunkt für die Dauer der 20. Legislaturperiode eine*n

Geschäftsführer*in (m, w, d)

Weitere Informationen zum Anforderungsprofil und Aufgabengebiet finden Sie in unserer Stellenausschreibung auf:

www.linksfraktion-bremen.de



stellenangebote

FerienhausLychen, zur Unterstützung des Ferienbetriebs benötigen wir ein oder zwei Personen, gerne als Familie, eine 3-Raumwohnung 86qm ist vorhanden info@ferienhauslychen.de

Partnerschaft auf Augenhöhe macht alle stärker

Gemeinsam mit unseren Projektpartnern in Indien, Brasilien und Afrika setzen wir uns für sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen, Frauenrechte und Umweltschutz ein.

Werden auch Sie PartnerIn und fordern Sie unser Informationsmaterial an!

Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt e.V.

Potsdamer Str. 89, 10785 Berlin
Tel. 030-25 94 08 01 · Fax 030-25 94 08 11
mail@aswnet.de, www.aswnet.de

familienanzeige

Bernd Heiter

26.08.1963 – 18.04.2016

Wir vermissen Dich.

wohnungsmarkt

immobilien ausland

GR-Westpeloponnes - 5100 m² traumhaft gelegener **Baugrund**, schöne, ruhige Lage, mit Baugenehmigung und Architektenplänen für 80 m² Haus, (Bilder siehe unter „Immozentral: Ort: Alfiousa“) zwischen Alfiousa und Epitalio bei Pyrgos Ilias (alle Einkaufsmöglichkeiten), 250m Landstr., eingezäunt, eig. Brunnen, 5 km Ionisches Meer, 15 km Olympia. Preis: 39.000,00 € VB von privat, ☎ +49(0)829 596 95807

Sardinien, für Naturliebende. Verkaufte gepflegtes Landhaus bei Luogosanto, 120/1200qm, Landzukauf mgl., Höhenlage, Panorama, 25 km zum Meer. info.casasardinien@gmx.de

immobilien inland

Sonnengelbes helles 5-Zimmer-Haus (2016) am See zwischen Hamburg und Kiel mit Garten in herzlichem Wohnprojekt (große Gemeinschaftsfläche) zu verkaufen haus-rensinger-see@web.de

wohnprojekte

Beratung & Wandern für Gemeinschaftssuche/gründung weltweit Rundbrief kostenlos. Festival Taunus überregional f. Gemeinschaften & Interessierte jährl. Pfingsten & Silvester ☎ **07764-933999** oekodorf@gemeinschaften.de

sonstiges

an- und verkauf

Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen ☎ 03944-36160, www.wm-aw.de Fa.

bekanntmachung

Kein Gift in Brandenburgs Wäldern! 101.176 Menschen aus ganz Deutschland haben dies bei change.org/ **BrandenburgWald** unterschrieben. Das Giftsprühen wurde gestoppt! Herzlichen Dank an alle, an den NABU Brandenburg und an Peter Wohlleben! www.tempe-wald.de

bücher

Die Herren der Erde aber werden sein, die den Tod nicht scheuen. DAS SONNENMODELL ist eine Denkschrift der SPIEGELRUNDE: Leuchtfeuer und Anker zugleich. 50 Seiten ISBN9783732279135. Preis: 12,50€

Die Nr.1 als Geschenk und individuellen Gesellschaftsbeitrag für den persönlichen Freundeskreis: **„Die Über-Ehe der Vera Swetlana“** ISBN 9783748199618 - Preis 17,95 €, 320 Seiten (Hinweis für Interessierte: Auroville).

knast

Die **Buch- und Medienfernleihe für Gefangene und Patienten**, Ergänzungsbibliothek zu Haftanstaltsbüchereien, 40 000 Medien, **verleiht kostenlos, auf dem Postweg**, Fach- und Sachliteratur, fremdsprachige Literatur und Belletristik an **Inhaftierte in der ganzen Bundesrepublik und an Gefangene in EU-Ländern.**

Interessierte schreiben an: **Kunst- und Literaturverein für Gefangene e.V., Evinger Platz 11, 44339 Dortmund.** Auch **Buchspenden** für die Bibliothek, die ohne staatl. Förderung arbeiten muss, sind sehr willkommen. www.kunst-und-literaturverein.de

bitte melden

Am 11.8.19 warst du um 15 Uhr mit Klappfahrrad, gelb bezogenem Helm und kleinem Rollkoffer **im ICE1569 Richtung Frankfurt-Süd unterwegs** im Wagen 21. Beim Aussteigen dort lächelten wir uns kurz und herzlich zu. Es fühlte sich nach Kontaktaufnahme an...Vielleicht können wir das nachholen?! ☞ **Frankfurt-Süd, taz kleinanz., Friedrichstr.21, 10969 Berlin**

kontakte + freunde

www.Gleichklang.de: Die alternative Kennenlern-Plattform im Internet für turnnahe, umweltbewegte, tierfreundliche und sozial denkende Menschen. **Sei jetzt dabei!**

We lose and still we try. Ich (w) gerade 60, lebe in der Hauptstadt, arbeite in einer anderen. Die Arbeit mehr Berufung als Status. Denken, lachen, diskutieren sind mir wichtig. Bin ein Stadtmensch, Urlaub gerne am Meer. Liebe Musik, inzwischen v.a. klassische, auch Jazz, Bowie. Tanzen. Verlieben wäre schön, ein Stück des Lebens teilen. Aber zunächst mal **suche ich einen Begleiter für das Grönemeyer Konzert** am 4.9. in der Waldbühne. Bin kein Superfan, wollte ihn aber mal erleben. What on earth can occur. krolewna@web.de

BIO GARTEN MESSE
NACHHALTIGE GARTENKULTUR & LEBENSART

AKTIONEN & WORKSHOPS
VORTRÄGE
RUND 60 AUSSTELLER

ORANGERIE SCHLOSSPARK BIEBRICH
31. Aug. + 01. Sept. 2019
WIESBADEN

JAHRESTHEMA
„DER BODEN DER TATSACHEN - Wertvolles zu Garten & Ackerboden“
WWW.BIOGARTENMESSE.DE

Alzheimer?

Forschung ist nötig.

Sie wollen mehr wissen? Wir informieren Sie kompetent und kostenlos unter:
0800 / 200 400 1 (gebührenfrei)

ALZHEIMER FORSCHUNG INITIATIVE e.V.
Kreuzstr. 34 · 40210 Düsseldorf
www.alzheimer-forschung.de

Region Syrien/Irak Wir unterstützen Frauen und Mädchen in Kriegs- und Krisengebieten.

Spendenkonto/IBAN: DE92 3705 0198 0045 0001 63
BIC: COLSDE33
Sparkasse KölnBonn

medica mondiale
www.medicamondiale.org

taz genossenschaft

In schlechter Gesellschaft

Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft



Munch, Mauern, Money Talk

Kunst-Highlights im Herbst 2019: von der expressionistischen Moderne aus Sicht eines Romanciers über Berliner Vorzeigeprojekte und -Events, 100 Jahre Bauhaus, künstlerische Reflexionen über gespaltene Gesellschaften bis hin zur Malerei im digitalen Zeitalter

Von **Jana Janika Bach**

Persönliche und intime Dinge über sich selbst und ihm nahestehende Menschen zu erzählen, damit wurde der norwegische Schriftsteller **Karl Ove Knausgård**, der den Roman als autofiktionales Projekt neu erfand, zu einem der international meistdiskutierten Autoren. Den letzten Band seines autobiografischen „Min-Kamp“-Erinnerungssepos, dessen Erstlinge bereits einen handfesten Skandal auslösten, kommentierte er recht brutal: „Hätte ich ihn noch schmerzhafter werden lassen, wäre er noch wahrer geworden.“

Ein Meister der Seelenqualen seines Fachs, das war auch **Edvard Munch**, der einst mit einem Kunst-Eklat die Feuilletons gegen sich aufbrachte. Heute kennt Munchs „Schrei“, das ikonische Bild einer zu Tode erschrockenen Figur, nahezu jeder, wenn auch nicht im Original. Es stand auch Pate für Horrorfilme wie „Scream“.

Es wundert nicht, dass die Kunstsammlung NRW in Düsseldorf für ihre **Munch-Ausstellung** auf den Frankfurter Buchmesse mit Norwegen als Gastland anläuft, damit lockt, eine „nie zuvor gesehene Perspektive“ auf den vermutlich bekanntesten skandinavischen Maler zu bieten. Denn kuratieren ließ sie die Schau, die rund 130 selten oder noch nie gezeigte Gemälde und Papierarbeiten umfasst, die vorwiegend aus dem Archiv und Depot des Munch-Museums in Oslo stammen, von niemand anders als **Knausgård**. Höchst spannend, auch weil der durchaus streitbare Kultautor beim Externalisieren seines Innenlebens Essenzielles streift und weil Munchs Œuvre weit mehr birgt als die Narrative gequälter Existenz.

Vom nackten Realismus über die Moderne bis zum fast blanken Wahnsinn – peinlich ist die Sache mit dem **Humboldt Forum**, eigentlich Vorzeigeprojekt

der deutschen Kultur, schon. Weniger wegen der Verzögerung – die Eröffnung wird nicht pünktlich zum 250. Geburtstag des Namensgebers im November stattfinden, was doch sehr an das Schicksal eines anderen Berliner Großbauvorhabens erinnert –, beschämender ist vielmehr, dass die Fertigstellung der Schlosskopie zur Hauptsache wurde, während der Inhalt, offenbar bloßes Beiwerk, zur Nebensächlichlichkeit geriet.

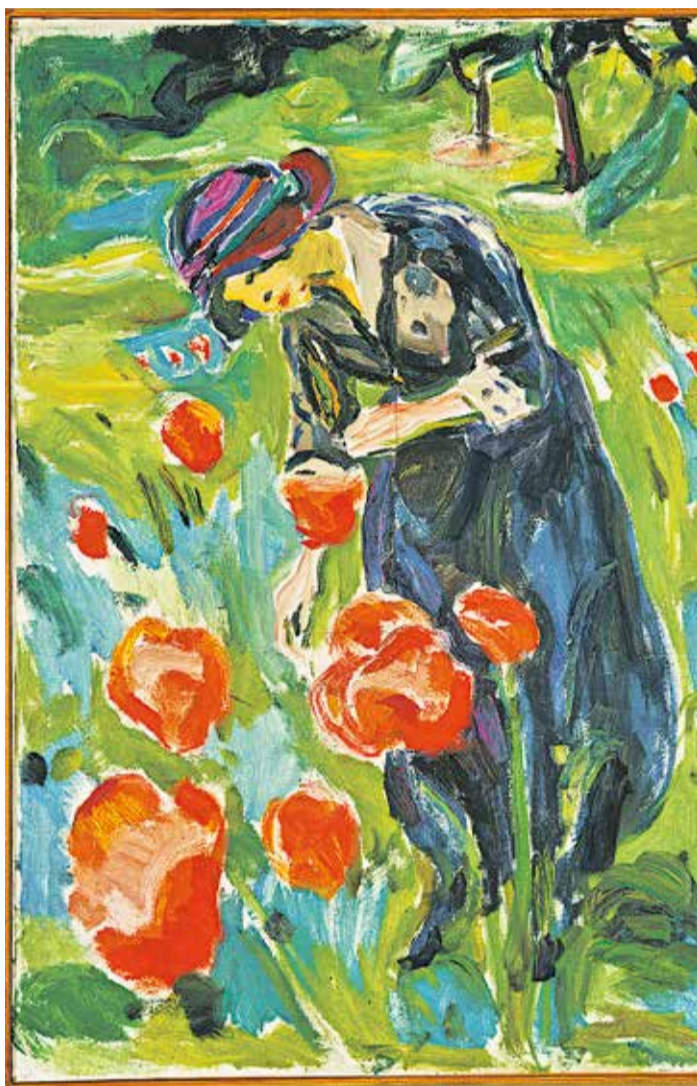
Verlass indes ist auch dieses Jahr auf die **Berlin Art Week (BAW)**, das Kunstgroßereignis in der deutschen Hauptstadt, an dem sich 2 Messen, 17 Museen und Ausstellungshäuser, 15 Privatsammlungen, Galerien und 20 Projekträume beteiligen. Ergänzt wird das Programm durch Urban Interventions, Preisverleihungen und Sonderveranstaltungen. Neben den Messen offerieren vor allem die Institutionen mit ihren großen Einzelpräsentationen interessante Positionen.

Wer etwa wissen will, wie Ideologiekritik mit gestalterischen Mitteln funktioniert und

Munchs Œuvre birgt weit mehr als die Narrative gequälter Existenz

was hinter der immersiven Arbeit „Elektra“ steckt, sollte das „Mobile Dome“ der Berliner Festspiele am Mariannenplatz aufsuchen. Das wird nämlich zur achten Ausgabe der BAW von Metahaven bespielt, einem internationalen Designerkollektiv, das mit Essays zu Politik und Netztheorie, mit YouTube-Propaganda-Videos (um Propaganda zu bekämpfen) oder seinem Manifest „White Night“ weltweit von sich reden machte.

Manchen wird die Fotoinstallation „Echo“ (2009/2010) noch in Erinnerung sein. Die Künstlerin **Bettina Pousttchi**, „pinnte“



Edvard Munch, „Woman with Poppies“, 1918–19, Öl auf Leinwand, 100 x 75 cm, Munchmuseet, Oslo Foto: Kunstsammlung NRW

damals eine Nachbildung des abgerissenen Palasts der Republik an die Fassade der Temporären Kunsthalle. Für die Fassade der Berlinischen Galerie, die zudem Skulpturen und Fotografisches der Deutschiranerin ausstellt, hat **Pousttchi** zur BAW eine neue Installation entwickelt.

Auch andernorts schrieb sich Geschichte ein. Anhand der Lage des **Martin-Gropius-Baus** und entlang des ehemaligen Berliner Grenzstreifens entwirft die Schau „**Durch Mauern gehen**“ mit Werken von **Mona Hatoum**, **Nadia Kaabi-Linke** oder **Jose Dávila** ein zeitgenössisches Pa-

norama physischer und psychischer Folgen gespaltener Gesellschaften.

Die dissoziative Identitätsstörung, also eine gespaltene Persönlichkeit, hat sich hingegen der Videokünstler **Bjørn Melhus** quasi zum Prinzip erhoben. Bisweilen bleibt einem angesichts der filmischen Darbietung des Schwaben mit norwegischen Wurzeln, der alle Rollen in seinen Videos selbst übernimmt, das Lachen peinlich berührt im Halse stecken. Denn **Melhus** gehört zu den besten seiner Zunft, einen Schlumpf verkörpert er ebenso glaubhaft wie **Dorothy**

aus dem „Zauberer von Oz“. Im Maschinenhaus des **KINDL** wird neben Filmen aus den letzten Jahre auch eine Premiere zu sehen sein, die Produktion „**Sugar**“.

Humorig ging es im großen Jubiläumsjahr vergleichsweise selten zu, eher staatstragend. **100 Jahre Bauhaus** wurde generalstabsmäßig vorbereitet. Allein in Deutschland wurde mit mehr als 500 Veranstaltungen die Gründung der einflussreichen Talentschmiede gefeiert. Ein superlativistisches Unterfangen, bei dem Blamagen bislang ausblieben. So darf man sich der ungetrübten Vorfreude auf einen der letzten Höhepunkte im Bauhäusler-Gedenkjahr hingeben – planmäßig eröffnet das Bauhaus Museum Dessau am 8. September seine Pforten. Erstmals wird dann die Sammlung der Stiftung Bauhaus Dessau einem Publikum umfassend zugänglich sein.

Ein Anlass, um vielleicht noch einmal zu einer der „Grand-Touren der Moderne“ aufzubrechen, zum Musterhaus Haus am Horn, der Wohnbausiedlung Dessau-Törten oder zu einer Perle der Provinz wie dem Haus Rabe. Selbst im Ausland können noch bis in den Herbst Bauhaus-Streifzüge unternommen werden, auch Institutionen wie das Getty Museum in Los Angeles ehren 2019 das Erbe der Weimarer Gestaltungsschule.

Erst kürzlich gestatte die scheue Getty Family einem Reporter der **New York Times** einen Besuch im Privatdomizil, die Titelzeile lautete „Sind die Gettys noch reich?“. Hierzulande wohl ein Affront, doch die Nation des American Dream macht Money Talk kaum verlegen. Unverschämt hoch finden manche die Auktionspreise für Werke von **Wade Guyton**. Der im ländlichen Tennessee aufgewachsene US-Künstler kombiniert gerne Buchseiten aus Auktionskatalogen mit Screenshots von Fetisch-Porno-Webseiten oder der digitalen **New York Times**. Oder

er bringt Buchstaben-Formationen, „Xe“ oder „Us“, auf Leinwände mit einem Tintenstrahldrucker auf. Seit gut 20 Jahren stellt sich **Guyton**, der unter anderem die Appropriation Art auffrischte, der Frage „Wie umgehen mit Malerei im digitalen Zeitalter?“ stringent und mit eigenwilligen Gestus.

Ob er dabei die Logik eines Marktes bedient oder gewieft konterkariert, kann ab November im Kölner Museum Ludwig überprüft werden. Vielleicht lässt der Gang durch die große Retrospektive, die mit Schlüsselwerken und ganz neuen Arbeiten des Markt Lieblings aufwartet, allem zum Trotz das Thema Geld, Kunst und – die ausbleibende – Scham vergessen. Ohnehin ein leidiges Kapitel.

Ausstellungen im Herbst


- Berlin** Berlin Art Week: vom 11. bis 15. 9. 2019, berlinart-week.de. Berliner Festspiele Mobile Dome: Metahaven – Immersion, vom 11. bis 16. 9. 2019, berlinerfestspiele.de. Berlinerische Kunst: Bettina Pousttchi – In Recent Years, bis 6. 4. 2020, berlinischegalerie.de. KINDL Zentrum für Zeitgenössische Kunst: Bjørn Melhus – Free Update, bis 16. 2. 2020, kindl-berlin.de. Martin-Gropius-Bau: Durch Mauern gehen, bis 19. 1. 2020, berlinerfestspiele.de
- Dessau** Bauhaus Museum Dessau: Utopie und Alltag. Versuchsstätte Bauhaus. Die Sammlung, ab 8. 9. 2019, bauhaus-dessau.de
- Düsseldorf** K20 Kunstsammlung NRW: Edvard Munch, gesehen von Karl Ove Knausgård, bis 1. 3. 2020, kunstsammlung.de
- Köln** Museum Ludwig: Wade Guyton – Zwei Dekaden MCMXCIX–MMXIX, bis 1. 3. 2020, museum-ludwig.de
- Los Angeles** The Getty Museum: bauhaus beginnings, bis 13. 10. 2019, getty.edu (jb)

Foto: Marco Buggione

ESCHENBACH

& KONZERTHAUS ORCHESTER BERLIN

PROGRAMM UND MEHR
konzerthaus.de



KONZERTHAUS
BERLIN

START IN DIE NEUE SAISON

SO 01.09.2019
AB 13.00 UHR
KONZERTHAUS BERLIN
EINTRITT FREI

WILLKOMMENSTAG
für und mit unserem
neuen Chefdirigenten
Christoph Eschenbach



die neue spielzeit
LANDESTHEATER EISENACH

7 / 9 / 2019 / ab 14:00 / Theaterplatz

ERLEBEN SIE DIE HOCHSEILTRUPPE GESCHWISTER WEISHEIT®, BÜHNENFÜHRUNGEN MIT TECHNIK-SHOW, COVER- & ROCK'N'ROLL-BAND THE BEEFEES UND WEITERE ATTRAKTIONEN FÜR DIE GANZE FAMILIE

landestheater-eisenach.de

POSITIONEN! JAZZ UND POLITIK

16. DARMSTÄDTER JAZZFORUM

3. BIS 5. OKTOBER 2019

WWW.JAZZINSTITUT.DE

(Jazzinstitut Darmstadt))



80 Jahre Haitzinger?! Karikaturen für die Tagespresse

Ausstellung bis 27.10.2019
museum-industriekultur.de

museum industriekultur
museen der stadt nürnberg

Der Karikaturist am Sommerloch

nighthawks

next to live the roxy

05.09. Husum	Speicher	19.10. Heutlingen	franz.h
06.09. Kiel	Kulturforum	26.10. Würzburg	Jazzfestival
07.09. Lübeck	Trave Jazz	27.10. Kassel	Theaterstübchen
20.09. Bad Nauheim	Jazztage	28.11. Hamburg	Fabrik

DEUTSCHES THEATER BERLIN

Premiere / Uraufführung

LEAR

von William Shakespeare
und DIE POLITIKER von Wolfram Lotz

Mit: Elias Arens, Michael Gerber, Manuel Harder, Peter René Lüdicke, Markwart Müller-Elmou, Linda Pöppel, Natali Seelig, Birgit Unterweger, Cordelia Wege, Katrin Wichmann

Regie / Bühne: Sebastian Hartmann

Premiere: 30. August 2019, Deutsches Theater
weitere Vorstellungen: 8., 13., 24. + 27. September

Inbesitznahme der Natur

15 Botanische Gärten quer durch Deutschland zeigen eine Ausstellung über historische Pflanzensammler – nicht selten haben diese ihre Funde gestohlen und geschmuggelt

Von Joachim Göres

Den Schotten David Douglas (1799–1834) kennen heute die wenigsten, aber sein Name ist dennoch in aller Munde: Nach ihm wurde die Douglasie benannt, der in Europa wichtigste nichteinheimische Forstbaum. Mit den von ihm in Nordamerika „entdeckten“ 200 neuen Arten wurden in Großbritannien amerikanische Gärten angelegt. Das an Baumarten arme Europa profitierte so von der großen Vielfalt vor allem in Nordamerika und Ostasien und konnte die eigenen geplünderten Wälder mit genügsamen Sorten aufforsten.

Douglas zählt zu den bedeutendsten, aber auch unglücklichsten Pflanzensammlern: Auf seiner mehr als 11.000 Kilometer langen Tour zu Fuß, zu Pferd oder mit dem Kanu wurde er mehrfach ausgeraubt, er kenterte mitsamt seinen Aufzeichnungen, erblindete auf einem Auge und starb in jungen Jahren in einer Tierfalle auf Hawaii.

In der Ausstellung „Forscher, Sammler, Pflanzenjäger“ kann man Douglas näher kennenlernen: Die Schau stellt in vielen Botanischen Gärten rund 30 wichtige Pflanzenentdecker vor. Anlass ist der 250. Geburtstag des Naturforschers Alexander von Humboldt, der fünf Jahre die spanischen Kolonien in Südamerika bereiste. Auf ihn gehen die Beschreibungen Hunderte neuer Pflanzen wie etwa der bekannten Königspalme aus der Karibik zurück. Er sandte Samen an den Botanischen Garten Berlin, wo darauf in Europa unbekannte Pflanzen wie die Wildform der Tomate aus Venezuela oder die Scharlach-Dahlie aus Mexiko blühten. Auftraggeber von Pflanzenjägern waren oft Monarchen, die mit kunstvoll angelegten Gärten voll exotischer Pflanzen ihre Macht und ihren Wohlstand demonstrieren wollten.

Ohne die Pflanzensammler würden unsere Botanischen Gärten, die Parkanlagen, aber auch der eigene Vorgarten wesentlich eintöniger aussehen. Doch den Sammlern ging es nicht nur um mehr Farbenvielfalt in europäischen Beeten, sondern auch ums Geschäft. Das zeigt etwa die Geschichte von Robert Fortune, der die nach ihm benannte chinesische Hanfpalme (*Trachycarpus fortunei*) nach England sandte. 1848 beauftragte ihn die Britische Ostindien-Kompanie, aus dem für Ausländer verbotenen Inland Chinas die erlesenen Teepflanzen zu beschaffen. Zehntausende Pflanzen gelangten durch Fortune nach Indien, wo die Briten in ihrer Kronkolonie mit den gestohlenen Pflanzen riesige Plantagen in Assam und Darjeeling anlegten.

Henry Wickham (1846–1928) schmuggelte dagegen 1876 Samen des Kautschukbaums aus Brasilien und begründete so die Vorherrschaft der Briten auf dem Kautschukweltmarkt. Ein mörderisches Geschäft: Von 230 um 1900 in Brasilien bestehenden indigenen Gruppen wurden 87 bis zum Jahr 1950 ausgerottet – Kautschuksammler waren daran wesentlich beteiligt.



Usambaraveilchen, benannt nach ihrer Herkunft, den Usambara-Bergen in Tansania Foto: B.Schlumpberger

In der Ausstellung werden die Pflanzenjäger immer zusammen mit einer von ihnen importierten und im Botanischen Garten ausgestellten Pflanze präsentiert. Das Verdienst der Schau ist es, dass durchaus kritisch auf ihre Tätigkeit geschaut wird. So wird in der üblichen Benennung der Pflanzen nach europäischen Pflanzensammlern der Eindruck erweckt, dass sie deren „Entdecker“ waren – tatsächlich nahmen sie meist die Hilfe von Einheimischen in Anspruch, die sie oft erst auf die Spur der Pflanzen brachten und ihr Wissen über sie weitergaben.

Richard Spruce (1817–1893) sorgte dafür, dass Samen und Pflanzen des Chinarindenbaums aus den Andenländern geschmuggelt wurden. Sie wurden in Asien angebaut, um daraus das damals einzige bekannte Mittel gegen Tropenkrankheiten wie Malaria zu gewinnen, an der die Hälfte des britischen Militärpersonals

in Äquatorialafrika starb. In Indien wurden die aus Chinarinde gewonnenen Präparate aber nur an britische Siedler sowie an Beamte und deren Familien gegeben, nicht aber an Einheimische.

Letztlich waren die Pflanzenjäger Teil des Kolonialsystems, bei dem es darum ging, gewaltig neue „Schutzgebiete“ in Übersee in Besitz zu nehmen. „Das bedeutete die Nutzung, Ausbeutung und Vernichtung ihrer Ressourcen, darunter vor allem Bodenschätze, Pflanzen, Tiere und Lebensräume“, schreibt der Direktor des Botanischen Gartens Darmstadt, Stefan Schneckenburger, in dem leserwerten Begleitkatalog zur Ausstellung. „Der profitorientierte Anbau gebietsfremder Nutzpflanzen als ‚Cash Crops‘ führte zu großflächigen Biotopzerstörungen mit gravierenden Folgen gerade auch für spätere Generationen.“

Eine der wenigen Frauen unter den Pflanzensammlern war

Pflanzenjäger

Zu sehen ist die Ausstellung „Forscher, Sammler, Pflanzenjäger“ in den Botanischen Gärten von Freiburg, Bielefeld und Bonn (jeweils bis zum 31. 8.), Magdeburg und Düsseldorf (bis 8. 9.), Erlangen (bis 22. 9.), Potsdam und Leipzig (bis 30. 9.), Bremen, Osnabrück und Münster (bis 13. 10.), Frankfurt/Main, Krefeld und Wien (31. 10.), Hannover (bis 30. 9.) sowie Darmstadt (bis Frühjahr 2020). Der zur Ausstellung erscheinende Katalog „Forscher, Sammler, Pflanzenjäger. Unterwegs mit Humboldt & Co.“ umfasst 83 Seiten und wird in den Botanischen Gärten angeboten. (jg)

Amalie Dietrich (1821–1891). Die in Sachsen geborene Forscherin heiratete den Botaniker Wilhelm Dietrich, der sie mit dem Sammeln von Pflanzen vertraut machte. Dietrich trug wesentlich zum Lebensunterhalt der Familie bei, indem sie zu Fuß auf weiten Reisen durch Deutschland und Österreich botanische Artikel an Apotheken und Botanische Gärten verkaufte.

Gleichzeitig begab sie sich unterwegs auf die Suche nach immer neuen Pflanzen. 1863 entschloss sich Dietrich dann zur großen Reise nach Australien, wo sie zehn Jahre blieb und einem Sammler immer neue Funde nach Deutschland schickte. Sie entdeckte mehr als 600 Pflanzenarten, von denen einige, etwa die Algenart *Sargassum amalia* oder der Sonnentau *Drosera dietrichiana*, nach ihr benannt sind.

„In der Vergangenheit waren Pflanzenjäger ein Teil des Problems“, sagt Michael Burkart, Kustos am Botanischen Garten Potsdam und einer der Autoren der Ausstellung. „Etliche Arten von Orchideen, Kakteen und anderen für Sammler attraktiven Pflanzen wurden in der Natur ohne Rücksicht auf das Überleben der wilden Population für gewerbliche Zwecke gesammelt.“

Heute verbietet die Konvention über die biologische Vielfalt von 1993 die unkontrollierte Ausfuhr lebender Pflanzen und Samen aus den meisten Ländern der Erde. „Das Problem besteht bei einigen Arten und Artengruppen bis in die Gegenwart“, weiß aber auch Burkart. „Wobei die heute verhältnismäßig einfache Möglichkeit des Reisens in praktisch alle Teile der Welt außerdem die Zahl der Hobbyjäger und -jägerinnen erhöht hat.“

Bewahrer materieller Kultur

Zwei neue Bücher widmen sich Geschichte der deutschen Ethnologie

Sind die Fronten verhärtet, helfen keine Argumente mehr. Wie bei der Debatte über koloniale Raubkunst und die Rolle der Ethnologen dabei. Unstrittig ist, dass auch deutsche Ethnologen Mitschuld tragen am unrechtmäßigen Erwerb vieler Artefakte. Doch zur Differenzierung lohnt der Blick in zwei neue historische Bücher zum Thema: In „Warburg, der Indianer. Berliner Erkundungen einer liberalen Ethnologie“ (Wagenbach 2019, 176 S.) geht es dem Kunsthisto-

riker Horst Bredekamp am Beispiel des berühmten Aby Warburg um eine Ehrenrettung der deutschen Ethnologie. 1896/97 diskutierte der deutsch-jüdische Kulturwissenschaftler Warburg in freier Atmosphäre in Berlin intensiv mit gleichgesinnten Ethnologen wie Franz Boas, die sich als Bewahrer der materiellen Kulturgüter bedrohter „Naturvölker“ verstanden. Auch H. Glenn Penny betont in „Im Schatten Humboldts. Eine tragische Geschichte der deut-

lichen Ethnologie“ (C.H.Beck 2019, 287 S.) die humanistischen Motive von Sammlern wie Adolf Bastian; sie trugen Objekte aus der ganzen Welt zusammen, um ein „Laboratorium“ der Menschheitsgeschichte zu schaffen. Doch was mit hehren Ansprüchen begann, endet mit Wilhelm von Bode: Laut Penny degradierte der die ethnografische Sammlung als Generaldirektor der Berliner Kunstsammlungen von der Denkwerkstatt zum großen Schauort. (os)

Von René Hamann

Es werden Verluste zu beklagen sein. Matthias Lilienthal, Intendant der **Münchener Kammerspiele**, von dem man in der *Süddeutschen Zeitung* erfahren konnte, dass er „keine privaten Fotos auf seinem Schreibtisch stehen“ hat, weil das „spießig“ sei, wird endgültig seinen Hut nehmen. Davon abgesehen, dass das Theater nicht nur für den umtriebigen 59-jährigen die Familie darstellt, der er ansonsten vielleicht lieber ausweicht, wird sein Abgang in der bayerischen Hauptstadt eine Lücke hinterlassen.

Denn seinen Job hat Lilienthal, der vorher recht erfolgreich am Berliner HAU tätig war, anscheinend gut gemacht. Es gab aufsehenerregende Skandale und so manche Überraschung wie das zum Theatertreffen eingeladene „Mittelreich“ an den Kammerspielen. Auch hat Lilienthal besonders anfangs versucht, sein Theater zurück in die Stadt zu spielen, zum Beispiel mit den Wohnkisten „Shabbyshabby Apartments“. Vom HAU hat er sich 2012 mit einer Monster-Sample-Aufführung von „Unendlicher Spaß“ von David Foster Wallace verabschiedet, aus München scheidet er mit einem ganz ähnlichen Projekt: Roberto Bolaños „2666“. Einer 24-stündigen Marathon-Performance, die vom Olympiaberg durch den Stadtraum führen soll, von mehreren Regisseurinnen und Regisseuren inszeniert. Ende Mai 2020 soll es so weit sein.

Zweite starke Frau

Danach soll die Münchener Regisseurin Barbara Mundel, derzeit Dramaturgin der Ruhrtriennale, die Kammerspiele übernehmen. Wohin es Lilienthal verschlägt, ist noch nicht raus. Mundel, die betont, die „mutige“ und ambitionierte Tradition des Hauses bewahren zu wollen, wird neben Karin Baier in Hamburg die zweite starke Frau in der deutschen Theaterwelt und überhaupt die erste Intendantin der Kammerspiele sein.

Karin Baier indes, die „Pop-Ikone des Theaters“ (*Cicero*), schiebt in **Hamburg am Deutschen Schauspielhaus** inzwischen eher eine ruhige Kugel



Zurzeit noch Ruhrtriennale-Dramaturgin, bald erste Frau an der Spitze der Münchener Kammerspiele: Barbara Mundel
Foto: Patrick Seeger/dpa/picture alliance

Personal in Bewegung

Die Theater-Spielzeit 2019/20 wird geprägt von Ab- und Neuzugängen. Matthias Lilienthal etwa verlässt die Münchener Kammerspiele, neue Intendantin wird dort Barbara Mundel

und schützt sich laut *Hamburger Abendblatt* vor Kritik, indem sie solche erst gar nicht liest. Am 6. September inszeniert Falk Richter hier Michel Houellebecqs „Serotonin“; mit Spannung erwartet wird auch „Anatomie eines Suizids“ der jungen Autorin Alice Birch. Studio Braun nehmen dann noch Kleist auseinander, während Baier selbst zunächst lieber nebenan an der **Hamburger Staatsoper** inszeniert, nämlich „Die Nase“ von Schostakowitsch, nach Gogol.

In Köln, ihrer Heimatstadt, vermisst man sie immer noch. Stadt und Spielort sind seit ihrem Abgang wieder ins Mittelmaß der deutschen Provinz zurückgesunken. Die Sanierung und der Neubau der Häuser von Oper und Theater am Offenbachplatz werden noch mindestens bis zum Jahr 2023 an-

dauern. Die „**Bühnen der Stadt Köln**“ entpuppen sich ähnlich wie die neue U-Bahn-Strecke in der Kölner Südstadt als Millionengrab. Der BER lässt grüßen.

Umgebaut wird allerdings auch anderswo, zum Beispiel am Berliner **Maxim Gorki Theater**. Der Container, der derzeit vor dem Gebäude steht, soll bis Ende 2020 als dritte Spielstätte dienen. Grund sind Bauarbeiten im Haupthaus. Ob der Ausweichort als neues „Herzstück“ (mit Heiner Müllers kurzem Stück wurde die Spielzeit 2019/20 im August eröffnet) an dem migrantisch-divers orientierten Haus unter Shermin Langhoff gelten wird? Rund 200 Zuschauer haben darin Platz, die Sanierungsarbeiten am Gorki und der Ersatzcontainer sollen rund 3,5 Millionen Euro kosten. Zurück nach München: Witzig ist, dass auch Lilienthals Antipode in München,

Martin Kušej, Intendant am **Residenz Theater**, die Stadt verlassen wird.

Kuşej wechselt ans Wiener Burgtheater. Dort geht es bereits am 12. September mit „Bakchen“ von Euripides los, inszeniert

von Ulrich Rasche. Kušej gilt als Konservativer, wenn nicht gar als Reaktionär, die „Burg“ im blau-schwarzen Österreich allerdings als Bastion der Dissidenz; man denke nur an Bernhard, Handke oder Jelinek. Mar-

tin Kušej allerdings möchte das Burgtheater nicht als Nationaltheater, sondern als europäisches Theater verstehen.

Auch anderswo ist Personal in Bewegung. René Pollesch wird zur **Berliner Volksbühne** zurückkehren, allerdings erst 2021. Es wird die erste und vielleicht auch letzte Station für den bald 57-jährigen Regisseur und Autor als Intendant sein. Man darf gespannt sein, welche alten Schlachtrösser ebenso den Weg zurück in die alte Heimat finden werden. Castorff wohl nicht. Auch Fritsch und Marthaler stehen wie die Schauspielerinnen Sophie Rois noch an anderen Berliner Häusern unter Vertrag. Was nichts heißen muss.

Pollesch wird vorher allerdings das Highlight für die Hauptstadt im Herbst 2019 liefern: mit Starschauspieler Fabian Hinrichs wird er ausgerechnet im Berliner **Friedrichstadtpalast** inszenieren. „Glauben an die Möglichkeit der völligen Erneuerung der Welt“, heißt das Stück, Premiere ist am 9. Oktober, ironisch gebrochene Tanzrevuenummern sind zu erwarten. Es wirken nicht weniger als 26 Tänzer mit.

Ob an eine völlige Erneuerung des Theaters geglaubt werden kann, ist indes höchst zweifelhaft. Die Volksbühne der nuller Jahre stand für die letzten Erneuerungen innerhalb des Bühnenbetriebs. Auch der alten Auseinandersetzung zwischen dem altherwürdigen klassikertreuen Theater und dem individualistischen Regietheater scheint die Luft ausgegangen zu sein.

Keine 50 Euro pro Auftritt

Laut der Jazzstudie der Universität Hildesheim liegt das durchschnittliche Jahreseinkommen von professionellen Jazzmusikern bei lediglich 12.500 Euro

„Die Clubs in der ganzen Welt kämpfen ums Überleben. Bei uns läuft alles ehrenamtlich, nur so können wir existieren“, erzählt Uwe Thedden vom Jazzclub Hannover. Der traditionsreiche Jazzkeller ist wegen der eigenwilligen Wandfarbe selbst bei US-Jazzgrößen nur als „The Orange Club“ bekannt und wegen seiner besonderen Atmosphäre beliebt.

Was Rang und Namen hat, ist in den engen Räumlichkeiten schon mal aufgetreten, in denen die maximal 190 Zuhörer fast auf der Bühne stehen und zum Beispiel dem finnischen Pianisten Iiro Rantala genau auf die Finger schauen können. „Mein Wohnzimmer ist größer“, zitiert Thedden den Stargitaristen Al Di Meola bei einem seiner Gastspiele in Hannover.

„Solche Spitzenmusiker können wir uns nur durch Sponsoren leisten“, sagt Thedden und fügt hinzu: „Das Publikum kommt auch bei unbekannt Gruppen, die Hälfte unserer Konzerte ist ausverkauft. Wir sehen es als unsere Aufgabe

an, hier dem Nachwuchs eine Chance zu geben.“ Nicht zuletzt um die zahlreichen Berufsmusiker zu unterstützen, deren Einkommen unter dem Existenzminimum liegt. Thedden spielt auf die von der Uni Hildesheim durchgeführte Jazzstudie an, für die die Antworten von 2.000 der rund 4.600 in Deutschland lebenden Jazzmusiker zu ihren Lebens- und Arbeitsbedingungen ausgewertet wurden.

90 Prozent von ihnen haben studiert. Das durchschnittliche Jahreseinkommen liegt bei 12.500 Euro. In Berlin und Köln, wo die meisten Jazzmusiker in Deutschland leben und wo es die meisten der bundesweit rund 700 Jazzspielstätten gibt, bekommen 43 Prozent der Befragten pro Auftritt keine 50 Euro. Nicht selten sind sie froh, zu diesen Konditionen überhaupt spielen zu dürfen – gerade für junge Musiker hat ein Konzert vor Publikum höchste Priorität. Ein 40-jähriger Bassist auf die Frage, nach welchen Kriterien er sich für ein Angebot entscheidet: „Ob die Gage gut ist,

ob die Musik spannend ist und wie die Menschen sind, mit denen man zusammen spielt.“

Mittlerweile gibt es den vom Bund finanzierten Spielstättenpreis „Applaus“, der 2018 an 99 Clubbetreiber verliehen wurde. Der Jazzclub Hannover bekam für sein tolles Programm in der Kategorie 2 – Spielstätten mit mindestens 52 Konzerten im Jahr – 20.000 Euro. „Das ist für uns ein wichtiges Zeichen der Anerkennung. Das Geld haben wir gleich in bessere Technik investiert“, sagt Thedden.

In die immer mal wieder zu hörende Klage, dass Jazz etwas für alte Männer sei, mag er nicht einstimmen. „Das hängt immer vom Stil ab. Bei Latin Jazz kommen viele Frauen, auch bei Blueskonzerten ist das Publikum sehr gemischt. Beim Auftritt der niederländischen Gruppe Jungle by Night mit ihrem afrikanisch beeinflussten Jazz und Funk ist man mit 30 Jahren schon alt gewesen.“ (jg)

Applaus-Preisträger: initiative-musik.de/applaus2018.html

MUSEUM SINCLAIR-HAUS
07.07. – 13.10.2019
FLÜGEL SCHLAG
INSEKTEN IN DER ZEITGENÖSSISCHEN KUNST

MUSEUM SINCLAIR-HAUS
Bad Homburg v.d. Höhe
Löwengasse 15
www.museum-sinclair-haus.de
Eine Institution der Stiftung Nantesbuch gGmbH

SENCKENBERG
world of biodiversity

hr2.kultur kultur partner gab FRIZZ

Gregor Törzs, Wing Wing No. 3, 2018 © Gregor Törzs

Von **Joachim Göres**

An der Decke der Kirche hängt ein großes weißes Tuch, ein sogenanntes Akustiksegel für einen besseren Klang. Darauf und auf die hohen hellen Wände fällt dunkelrotes Licht. Und dort, wo sich sonst der Altar befindet, steht ein Flügel. Während des gut besuchten Konzerts mit Nachwuchspianisten brandet immer wieder Beifall des Publikums auf. „Wir treten gerne in St. Johannis auf. Diese Kirche ist ein sakraler Ort mit einer besonderen Atmosphäre und Akustik. Es macht Spaß, hier zu spielen“, sagt Amadeus Templeton, Leiter des Klavierwettbewerbs Tonal.

St. Johannis im Hamburger Stadtteil **Altona** präsentiert sich als Kulturkirche – hier ist Klassik, Pop und Jazz zu hören, regelmäßig wird Tango getanzt und manchmal gibt es Puppentheater, Stummfilmkonzerte und Poetry Slam. Zudem vermietet die gemeinnützige Kulturkirche Altona GmbH das Gotteshaus an Konzertveranstalter wie auch für Feiern an Privatpersonen und Unternehmen.

Und einmal im Monat lädt die Kirchengemeinde auch weiterhin zu Gottesdiensten sowie zu Orgelkonzerten und Auftritten ihres Chors in das 1873 fertiggestellte Gebäude ein. Die hauptsächlich als Kulturkirche seit den 90er Jahren ist eine Reaktion auf hohe Instandhaltungs- und Renovierungskosten, sinkende Mitgliederzahlen und nur noch rund 40 Gottesdienstbesucher in einer Kirche mit eigentlich 1.000 Plätzen.

Zahlreiche historische Sakralbauten befinden sich in zentraler Stadtlage und sind für schrumpfende Kirchengemeinden inzwischen überdimensioniert. Um sie nicht ganz aufzugeben, setzen inzwischen viele Gemeinden auf Kultur – nicht zuletzt, um auch Menschen anzusprechen, die sonst nicht den Weg hierherfinden. So auch in **Nürnberg**, wo **St. Egidien** eine von vier protestantischen Innenstadtkirchen ist. Die im Krieg zerstörte und wieder neu aufgebaute Barockkirche bietet seit mehr als 20 Jahren Platz für Tanz, Videokunst, Installationen, Aufführungen, bildende Kunst und Musik. Seit einem Jahr finden hier regelmäßig Tanzmeditationen statt.

„Wir erreichen dabei die lokale Tanzszene, die sich freut, dass Kirche sich für solche Ausdrucksmöglichkeiten öffnet. Dabei kommt es zu Begegnungen mit tanzfreudigen Gemeindegliedern“, sagt Pfarrer Thomas Zeitler, für das Kunst- und Kulturprogramm zuständig.



Auch Neuruppin hat seine Kulturkirche: die Pfarrkirche Sankt Marien Foto: Jens Kalaene/dpa/picture alliance

Tango vor dem Altar

Gotteshaus GmbHs: Kulturkirchen locken mit besonderer Akustik und Atmosphäre zu Konzerten und Ausstellungen. Entstanden sind sie seit den 80er Jahren als Reaktion auf hohe Instandhaltungs- und Renovierungskosten und schrumpfende Kirchengemeinden

Er blickt gespannt auf die gerade eröffnete und bis Ende September laufende Ausstellung „Woodstock – The exhibition“, zu deren Begleitprogramm Konzerte, Bodypainting und Tanz zur Musik von 1969 gehören. „Es gab Anfragen, was das eigentlich mit Kirche zu tun hat. Doch Woodstock ist ein wichtiges Kulturphänomen, an dem wir uns reiben wollen. Außer-

dem bestehen enge Bezüge zu den Themen Frieden und Spiritualität“, sagt Zeitler und fügt hinzu: „Wir haben durch die Kirchenleitung große Unterstützung, sind sehr frei und können experimentieren.“

In **Hildesheim** hat sich **St. Jakobi** mitten in der Altstadt zu einem Literaturhaus entwickelt, wo mehr oder weniger bekannte Schriftsteller regelmäßig lesen,

es Werkstattgespräche und Erzählabende gibt. Nach einer Befragung von 350 Gästen von **St. Jakobi** ist die Mehrheit der Besucher weiblich, älter als 50 Jahre und hat studiert. Man kommt, um Bekannte zu treffen und einen Autor kennenzulernen. Als positiv werden die zentrale Lage, die besondere Akustik und die von Gemeinschaft geprägte Atmosphäre in der 500 Jahre alten einstigen Pilgerkirche genannt, in der nach wie vor Gottesdienste stattfinden. Zur Frage nach dem Besonderen von **St. Jakobi** gab es Antworten wie „Natürlich ist es schöner, hier etwas zu erleben als im Audimax, weil der Raum so sakral und spannend ist und im Moment cool gestaltet ist“, oder „Ich finde es echt erstaunlich, wie mit diesen relativ einfachen Mitteln so eine wunderbare Atmosphäre gezaubert werden kann.“

Die **Berliner St. Matthäus-Kirche** lädt regelmäßig Künstler ein, Altarbilder auf Zeit zu

schaffen und bei Ausstellungen mit den Besuchern über ihre Arbeit ins Gespräch zu kommen. Zudem finden hier häufig Orgelandauchten und Gottesdienste mit besonderen Inhalten und Formen statt. Als Ziel

Ein leerer Raum der Spiritualität, der von Künstlern immer neu gestaltet wird

wird eine „gehaltvolle Auseinandersetzung zwischen Theologie und Ästhetik“ genannt – damit zielt die mitten im Berliner Kulturforum gelegene und von Hochkultur umgebene Kirche auf ein eher intellektuelles Publikum ab.

Die **Paulus-Gemeinde Bremerhaven** versucht dagegen, auch arme Menschen im Problemstadtteil Lehe mit Kultur zu

erreichen. Dort stehen neben Ausstellungen Musik und Tanz im Mittelpunkt. „In einem normalen Gottesdienst kommen bei uns 20 bis 40 Menschen, beim Tangogottesdienst mit Predigt, Gesang und Tanz dagegen auch schon mal 120 Besucher“, sagt Andrea Schridde, Pastorin in der Pauluskirche, und ergänzt: „Die Kultur baut für viele Menschen eine Brücke zur Kirche. Von Künstlern höre ich nicht selten: ‚Ich bin Agnostiker, aber der Gottesdienst hat für mich etwas Neues erschlossen.‘“

Bisher war von evangelischen Kulturkirchen die Rede, doch es gibt auch katholische Beispiele. Die **Kunst-Station Sankt Peter in Köln**, dessen Turm in großen Buchstaben die Botschaft „DON'T WORRY“ weit sichtbar verbreitet, präsentiert sich den Besuchern weitgehend ohne Gestühl und Bilder. „Ein leerer Raum der Spiritualität, der von Künstlern immer wieder neu gestaltet wird. Ihre Arbeiten konfrontieren mit existenziellen Fragen und inspirieren das Leben der Gläubigen im Gottesdienst“, heißt es auf der Homepage der Jesuiten-Gemeinde.

Seit 1987 finden in der spätgotischen Kirche neben Ausstellungen Aufführungen, Lesungen und Konzerte statt. Ein aus einem Theologen und fünf Kunsthistorikern bestehender Beirat entscheidet darüber, welche Künstler eingeladen werden. Zu den ständig präsentierten Kunstwerken gehört das Gemälde „Kreuzigung Petri“, das vom Maler Peter Paul Rubens einst für Sankt Peter angefertigt wurde. Mittwochs bis sonntags ist von 12 bis 18 Uhr geöffnet – lange Öffnungszeiten sind ein Merkmal vieler Kulturkirchen.

Unter der Überschrift „Wozu Kulturkirchen?“ geht Albert Drews als einer der Herausgeber des Buches „Kulturkirchen“ auf die Bedeutung der Kirchen für kulturelle Aktivitäten ein. Er verweist auf den Bericht der Bundestagsenquete-Kommission „Kultur in Deutschland“, wonach Protestanten und Katholiken rund 4 Milliarden Euro jährlich und damit etwa 20 Prozent ihrer Einnahmen unter anderem für ihre Museen, Chöre, Musikensembles, Büchereien und Baudenkmale ausgeben.

Drews unterstreicht, dass gerade auf Dörfern Kirche häufig der einzige Veranstalter von Filmabenden, Konzerten oder Ausstellungen ist, und betont den Grundsatz: „Stets geht es um die Begegnung mit Gegenwartskultur und weniger um die Bewahrung von Traditionen und kirchlichem Kulturerbe.“

Kulturkirchen

- St. Johannis Hamburg-Altona**, Max-Brauer-Allee 199: 20. 9., 19 Uhr Tango: Konzert & Milonga, Live & DJ, www.kulturkirche.de
- St. Jakobi Hildesheim**, Jakobikirchgasse: 13. 9., 19.30 Uhr Spielzeitöffnung mit Musik und neuer Ausstellung, www.stjakobi.de
- Pauluskirche Bremerhaven**, Hafenstr. 124: 1. 9. - 15. 9. Ausstellung auf.um.ab Brüche, www.pauluskirche-bremerhaven.de
- Näheres zu **Sankt Peter in Köln**, Jabachstr. 1, unter www.sanktpeter-koeln.de, zu **St. Matthäus Berlin**, Matthäikirchplatz, unter www.stiftung-stmatthaeus.de und zu **St. Egidien Nürnberg**, Burgstraße, unter www.egidienkirche.de
- Termine zu **Kulturveranstaltungen** in weiteren **evangelischen Kirchen** finden sich auch unter www.kulturkirchen.org. (jg)

Lokale Medien auf dem Land klagen vermehrt über Nachwuchsmangel im Journalismus. Wenig Geld, die fehlende Work-Life-Balance und die scheinbare Perspektivlosigkeit der Branche schrecken ab

Großer Bogen um die Provinz



Lokaljournalismus ist mehr als Berichte aus dem Kaninchenzüchterverein Foto: Hermann Bredehorst/Polaris/laif

Aus München und Nürnberg
Patrick Guyton

Spricht Michael Busch über seinen Beruf, dann gerät er ins Schwärmen, trotz alledem. „Man arbeitet in den vielfältigsten Themenfeldern“, sagt der Lokaljournalist, „das reicht vom Karnickelverein bis zum Besuch des Ministerpräsidenten im Landkreis.“ Und bei den journalistischen Formen sei alles möglich, man könne sich da richtig austoben – „Bericht, Reportage, Glosse, Kommentar“. Busch ist seit vielen Jahren Journalist beim in Bamberg herausgegebenen *Fränkischen Tag* und zuständig für die 23.000-Einwohner-Stadt Herzogenaurach. Er sagt aber auch: „Die Arbeitsbelastung ist hoch, und es gibt kein adäquates Geld.“

Das sind zwei Gründe, warum sich immer weniger junge Menschen finden, die als Journalisten für die oftmals kleinen und in der Provinz gelegenen Lokalblätter arbeiten wollen. Busch erzählt, dass seine Zeitung jüngst eine Volontärin oder einen Volontär für den lokalen Sportteil gesucht hat. Ganze drei Bewerbungen gab es. Vor 15 Jahren wäre das noch ein Vielfaches gewesen. „Früher suchte man nach dem Besten der Besten“, meint er und fügt hart hinzu: „Und heute nach dem Besten der Schlechten.“ Busch ist auch Vorsitzender der Gewerkschaft Bayerischer Journalistenverband (BJV).

Eine Fachtagung zum Lokalfunk in Nürnberg verdeutlichte die Misere. Das Thema stand zwar nicht auf dem Programm, dennoch fand es immer wieder seinen Weg auf die Podien. Sebastian Steinmayr etwa, Chefredakteur ei-

ner Dienstleistungsgesellschaft (BLR), die Beiträge für lokale Privatradios produziert, meinte: „Früher bekamen wir auf eine Stellenanzeige für ein Volontariat 30 bis 40 Bewerbungen. Heute ist das ein sehr überschaubares Maß. Es ist ein Kampf um die Köpfe.“ Gerhard Kockert vom BR-Studio Franken in Nürnberg klagt: „Man erhält wenige junge Leute, denn denen ist auch die Work-Life-Balance wichtig.“ Und Siegfried Schneider, Präsident der bayerischen Landeszentrale für neue Medien und ehemals CSU-Politiker, stellte fest: „Das ist nicht mehr die Generation Praktikum.“

Ein gespaltener Arbeitsmarkt

Generation Praktikum – so nannte man vor einem oder eineinhalb Jahrzehnten jene Berufsanwärter, meist mit einem Hochschulabschluss, die sich in der Medienbranche von einem Praktikum zum anderen hangelten, oft unbezahlt, und auf eine Anstellung hofften. „Irgendwas mit Medien“ wollten sie machen, so der geflügelte Spruch. Doch „irgendwas mit Medien“ ist vorbei, meint etwa Sven Szalewa, der Vize-Leiter der Deutschen Journalistenschule (DJS) in München. „Die überlegen sich heute sehr genau, was sie arbeiten wollen.“

Die DJS sieht einen gespaltenen Arbeitsmarkt im Journalismus. Renommierte Blätter wie etwa die *Süddeutsche Zeitung*, der *Spiegel* oder auch die deutlich kleinere taz sowie die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten haben weiterhin keine Probleme, Nachwuchs zu finden. „Aber die Regionalzeitungen in Bayern können meines Wissens ihre Plätze kaum füllen“, sagt Szalewa.

Wer gut ausgebildet ist, den zieht es an die Orte, an denen etwas los ist –

nach Berlin, Hamburg oder München. Und weniger nach Dingolfing, Degendorf oder Donauwörth. Dabei ist gerade auch auf dem Land guter Journalismus wichtig. Es braucht unabhängige Rechercheure und Berichterstatter, die dem Bürgermeister auf die Finger schauen, fachkundig über Sinn oder Unsinn eines neuen Gewerbegebietes informieren oder auch den Alltagsrassismus in kleinen Orten dokumentieren. „Die Qualität leidet“, meint DJS-Mann Szalewa. Niemand will es so

Wer gut ausgebildet ist, den zieht es an die Orte, an denen richtig etwas los ist – also nach Berlin, Hamburg oder München

richtig unter seinem Namen sagen – aber im Lokaljournalismus der Gegenwart bestehen mitunter verkrustete, erstarrte Strukturen, oftmals berichten Journalisten über 30 oder 40 Jahre über die immer gleichen Orte und Personen.

Medien, besonders Zeitungen, befinden sich in einem gewaltigen Umbruch, das wird vielfach beschrieben. Viele Beobachter sehen einen dramatischen Niedergang der Branche. Die Abonnentenzahlen gehen kontinuierlich zurück, die Anzeigen bleiben aus. Für viele jüngere ist Zeitung etwas von gestern, angebliche Infos bekommt man gratis im Internet oder in

den sozialen Netzen. Welcher Studienabsolvent will also in eine Branche gehen, die ihre Krise und den vermeintlichen Untergang selbst immer wieder beschreibt?

Davon hat Michael Husarek genug. „Die Branche hat sich selbst kleingeredet“, sagt der Chefredakteur der *Nürnberger Nachrichten*. Er kritisiert Chefredakteursrunden, bei denen sich die Redaktionsleiter verschiedener Blätter austauschen, als „Selbsthilfegruppen“. Die *Nürnberger Nachrichten* erscheinen in 17 Lokaltiteln in weiten Teilen Mittelfrankens, das reicht vom *Altmühl-Boten* bis zur *Windsheimer Zeitung*. Husarek meint: „Wir müssen positiv für den Qualitätsjournalismus werben, in Zeiten des Populismus ist er wichtiger denn je.“

Bei der Journalistenausbildung verlangt Husarek mehr Ehrlichkeit: „Man darf nicht jedem vorgaukeln, dass er der tolle Starschreiber wird.“ Gute Autoren gebe es weiterhin genug. Womöglich wichtiger seien aber weitere journalistische Arbeitsfelder: Sogenannte Editoren, die Beiträge ansprechend und gut im Blatt platzieren. Und Journalisten, die sich mit den neuen Medien auskennen und die Inhalte dort auf den verschiedensten Kanälen spielen. Ab Herbst möchten die *Nürnberger Nachrichten* ihre Ausbildung dementsprechend differenzieren: Nach einem gemeinsamen Teil sollen die Volontäre dann speziell in einem der Bereiche geschult werden.

Der Lokalredakteur und Gewerkschafter Michael Busch hingegen kommt immer wieder auf die Bezahlung zu sprechen, die in den letzten Jahren deutlich gesunken ist. Laut Tarifvertrag erhält ein Zeitungsredakteur im

ersten Berufsjahr 3.395 Euro brutto, die höchste Stufe beginnt nach zehn Jahren mit 5.001 Euro. Allerdings: In Bayern etwa sind nur noch 40 Prozent der Verlage tarifgebunden. Die anderen handeln selbst die Gehälter mit der Belegschaft aus, in der Regel sind sie deutlich niedriger. Busch weiß von langjährigen Journalisten, die bei 3.400 Euro verharren, er spricht von „Perspektivlosigkeit“. In vielen anderen Branchen „rauscht das Gehalt am Journalisten vorbei“.

Lufthansa statt Lokalblatt

Anstatt zu Medien würden junge Leute eher ins Marketing gehen. Laut dem Internetportal absolventa.de liegt das Jahreseinstiegsgehalt im Journalismus bei rund 35.000 Euro, im Marketing aber bei 45.750, und als Ingenieur verdient man gar 52.000. Journalisten würden auch immer wieder, so meint Busch, zu deutlich besser zahlenden Unternehmen wechseln. Als Beispiele nennt er die Deutsche Bahn und die Lufthansa, welche etwa ihre Kundenmagazine professionell gestalten.

Dass es Absolventen der Journalistenschule zu einer Lokalzeitung zieht, erlebt Vize-Leiter Sven Szalewa nur selten. „Obwohl sie dafür sehr gut geeignet wären. Denn sie können organisieren und crossmedial arbeiten, das haben sie bei uns gelernt.“ Auch die DJS will aus der Misere helfen. So soll noch in diesem Jahr in Zusammenarbeit mit regionalen Medien ein „DJS-Fellowship“ angeboten werden. Fertige Absolventen können drei Monate lang bei den Medien arbeiten und erhalten in dieser Zeit das normale Volontärsgehalt. Womöglich erfahren sie dann auch von den Vorzügen der wenig beliebten Provinz.

Deutsche Ausgabe
LE MONDE diplomatique

Niger Transitland
Vorworts Attentäter
Sahelns Aufstieg
Amerikas Sozialisten
Taiwans Jugend

Iran – bedingt verteidigungsbereit

+

URAN Atlas

Datum und Fakten über den Planeten Uran

Das Abo mit Bonus

3 x LMd inklusive Uran Atlas im Kurzabo Papier und Digital für nur 7,50 €.*

Ihre Abobestellung muss bis zum 9. September 2019 bei uns eingegangen sein.

monde-diplomatique.de/kurzabo-kombi

*Das Abo endet automatisch.

ARD

8.15 neuneinhalb
8.25 Die Pfefferkörner
9.55 Giraffe, Erdmännchen & Co.
10.45 Hallo Schatz – Vom Plunder zum Prachtstück
11.30 Quarks
12.05 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte
13.00 Fanny und die geheimen Väter
14.30 Mensch Mamal!
16.00 W wie Wissen
16.30 Weltspiegel-Reportage
17.00 Tagesschau
17.10 Brisant
17.50 Tagesschau
18.00 Sportschau
18.30 Sportschau
20.00 Tagesschau
20.15 Ich weiß alles!
23.30 Tagesthemen
23.55 Der Regenmacher. Justizthriller, USA/D 1997. Regie: Francis Ford Coppola. Mit Matt Damon, Danny DeVito

ZDF

8.00 Robin Hood – Schlitzohr von Sherwood
10.30 Notruf Hafenkante
11.15 SOKO Wismar: Jagdfieber. D 2005
12.05 Menschen – das Magazin
12.15 Bettys Diagnose
13.45 Inga Lindström: Zwei Ärzte und ihre Liebe
15.15 Die Köchenschlacht
16.00 Bares für Rares
17.05 Länderspiegel
17.35 plan b
18.05 SOKO Kitzbühel: Terra Cara. A/D 2014

19.00 heute
19.25 Beruf: Königin!
20.15 Helene Fischer – Spürst Du das?
22.30 heute-journal
22.45 Das aktuelle Sportstudio
0.15 Der Wolf

RTL

12.50 Der Blaulicht-Report
15.40 Die Superhändler – 4 Räume, 1 Deal
17.45 Best of ...!
18.45 RTL aktuell
19.05 Life – Menschen, Momente, Geschichten
20.15 Die größten Fernsehmente der Welt
0.05 Das Sommerhaus der Stars – Kampf der Promipaare

SAT.1

12.05 Navy CIS: Menschenopfer. USA 2011
13.00 Tourenwagen: DTM
14.55 Navy CIS: Für Evan. USA 2012
16.45 Auf Streife
17.00 Auf Streife – Die Spezialisten
19.00 Grenzenlos – Die Welt entdecken
19.55 Sat.1 Nachrichten
20.15 Ice Age 4 – Voll verschoben
21.55 Alles erlaubt – Eine Woche ohne Regeln.
Beziehungskomödie, USA 2011. Regie: Bobby Farrelly, Peter Farrelly. Mit Owen Wilson, Jason Sudeikis
0.00 High Crimes – Im Netz der Lügen. Thriller, USA 2002. Regie: Carl Franklin. Mit Ashley Judd, Morgan Freeman
2.05 Alles erlaubt – Eine Woche ohne Regeln.
Beziehungskomödie, USA 2011

tagestipp samstag

Fischers Shows unterhalten mit pausenlosen Tänzen und akrobatischen Kunststücken. Wer es anders nicht aushält, kann den Ton des Konzerts ja ausschalten.



„Helene Fischer – Spürst Du das?“, 20.15 Uhr, ZDF

Pro 7

12.20 Die Simpsons
14.40 Two and a Half Men
16.00 Style your Star – It's About You
17.00 taff weekend
18.00 Newstime
18.10 Die Simpsons
18.40 Die Simpsons
19.05 Galileo
20.15 The Finest Hours – Rettung auf hoher See. Actionfilm, USA 2016. Regie: Craig Gillespie. Mit Chris Pine, Casey Affleck

22.30 Colonia. I thriller, D/F/L/GB/USA 2015. Regie: Florian Gallenberger. Mit Emma Watson, Daniel Brühl
0.40 The Finest Hours – Rettung auf hoher See. Actionfilm, USA 2016

KI.KA

7.45 Sesamstraße präsentiert: Eine Möhre für Zwei
8.10 Bobby & Bill
8.35 Tauch, Timmy, Taucht!
8.55 Doki

9.15 Der Kater mit Hut
9.40 Ene Mene Bu – und dran bist du
9.50 Anna und die Haustiere
10.05 SingAlarm
10.20 TanzAlarm Club
10.45 Tigerenten Club
11.45 Schmatzo – Kochen mit WOW
12.00 H2O – Abenteuer Meerjungfrau
13.35 Tsatsiki – Papa und der Olivenkrieg. Kinderfilm, S 2015
15.05 Geronimo Stilton
15.50 Sherlock Yack – Der Zoodektiv
16.35 Tierdetektive
17.00 Timster
17.15 The Garfield Show
17.50 Mascha und der Bär
18.00 Bobby & Bill
18.15 Ben & Hollys kleines Königreich
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Mia and me – Abenteuer in Centopia
19.25 Checker Tobi
19.50 logoi! Die Welt und ich
20.00 KiKA Live
20.10 Checkpoint

3SAT

19.00 heute
19.20 Österreich hat die Wahl
20.00 Tagesschau
20.15 Daniel Barenboim und das West-Eastern Divan Orchestra
21.55 Klassik am Dom – Martin Grubinger: Heimgespiel 4.0
0.00 Mairischberger
1.15 Der Zweigelt
2.15 Das aktuelle Sportstudio

BAYERN

18.30 Rundschau
19.00 Gut zu wissen
19.30 Kunst & Krepel
20.00 Tagesschau
20.15 Lilly Schönauer: Liebe auf den zweiten Blick
21.45 Rundschau Magazin
22.00 La dolce Rita
23.20 Der Vamp im Schlafrock
0.50 Mein Traum von Venedig
2.20 Wilder Rhein

SWR

18.05 Die SWR-Reportage
18.15 Landesart Plus
18.45 Stadt – Land – Quiz
19.30 SWR Aktuell Rheinland-Pfalz
20.00 Tagesschau
20.15 Schlager-Spaß

19.30 Australiens unbekanntes Paradies
20.15 Native America
22.00 Zika – Die wahre Geschichte einer Epidemie
22.55 Invasion der Pflanzen
23.45 Philosophie
0.15 Square Idee
0.45 Kurzschluss
1.35 Arte Journal
2.00 Zur Leistung verdammte
2.50 Klaus Dinger, Urvater des Techno

HESSEN

18.15 maintower weekend
18.45 Hessens schönster Kleingarten
19.30 hessenschau
20.00 Tagesschau
20.15 Wunderschön!
21.45 Erlebnisreise
23.15 Inspector Mathias – Mord in Wales: Feuernacht. GB 2015
0.45 Kein Mittel gegen Liebe. Tragikomödie, USA 2011

WDR

18.15 Einfach und köstlich – Kochen mit Björn Freitag
18.45 Aktuelle Stunde
19.30 Lokalzeit
20.00 Tagesschau
20.15 Tatort: Zorn. D 2018
21.45 Wut
23.15 Ich bin der Boss – Skandal beim FBI. Filmbiografie, USA 1977
1.00 22 Kugeln – Die Rache des Profis. Thriller, F 2010

18.00 Nordtour
18.45 DAS!
19.30 Ländermagazine
20.00 Tagesschau
20.15 Mein verrücktes Jahr in Bangkok
21.45 Der Kotzbrocken
23.15 Echt was los auf dem Steinhuder Meer
0.15 Quizduell
1.00 Dingsda

RBB

18.00 rbb UM6 – Das Ländermagazin
18.30 rbb Kultur – Das Magazin
19.00 Heimatjournal
19.30 Abendschau
20.00 Tagesschau
20.15 Berliner Philharmoniker Open Air 2019
21.45 rbb24
22.00 Zazy. Drama, D/I 2016
23.35 Moon – Die dunkle Seite des Mondes. Science-Fiction-Film, GB 2009
1.05 So schön wie du

MDR

18.00 Heute im Osten
18.15 Unterwegs in Sachsen
19.00 MDR Regional
19.30 MDR aktuell
19.50 Biwak
20.15 Die besten Hits aller Zeiten
22.35 Olaf macht Mut
23.20 Frühstück bei Monsieur Henri. Komödie, F 2015
0.55 Brisant
1.35 Biwak

PHOENIX

12.15 Teheran extrem – Subkultur im Gottesstaat
13.00 phoenix plus
14.15 Wanderlust!
17.15 Feind ist, wer anders denkt – Geheimnisse der Stasi
19.30 ZDF-History
20.00 Tagesschau
20.15 1918 Aufstand der Matrosen
21.45 Kaisersturz
23.15 ZDF-History
0.00 Bahnhof Friedrichstraße
0.45 Geheimnisvolle Orte
2.15 ZDF-History
3.00 ZDF-History
3.45 Inside IS – Die geheimen Pläne der Terrormiliz



Charlotte Köhler
Der Wochenendkrimi

Hass auf beiden Seiten der Oder – und zwischen den Kommissaren

in abgetrennter Finger liegt im Feld, Brandstifter zünden eine Scheune an, das Vieh verendet in den Flammen, ein überzeugter Nationalist weigert sich vehement, Steuern zu zahlen, und verteidigt sein Hab und Gut fest entschlossen vor dem Pfänder – unter Einsatz seines Gewehrs. Das klingt alles reichlich verwirrend und das ist es zunächst auch. Es sind viele Geschichten, die sich um den neuesten Fall des Ermittlerduos Olga Lenski (Maria Simon) und Adam Raczek (Lucas Gregorowicz) spannen – vielleicht einige zu viel. Aber: Wer konzentriert zuschaut, wird mit einer Krimi-

nalgeschichte belohnt, die zum Miträtseln einlädt. Es ist der siebte Polizeiruf des Ermittlerduos aus Frankfurt (Oder), ein Krimi, der sich von anderen abhebt: Er spielt in zwei Ländern und ist (in einem Maß, das für den deutschsprachigen Zuschauer angenehm ist) gestreut bilingual. Das deutsch-polnische Team arbeitet grenzübergreifend. In dem neuen Fall sehen sich die Ermittler mit Hass und Nationalismus konfrontiert – auf beiden Seiten der Oder. Die Geschichte startet düster: auf den Hof von Wojciech Sekula (Grzegorz Stosz), einem polnischen Landwirt, werden Anschläge verübt. Bei

einem der brutalen Übergriffe kommt Sekula ums Leben. Als das Ermittlerduo den Mord untersucht, tun sich Abgründe auf. Es bleibt also düster: Familienintrigen, brutale Übergriffe, ein zwielichtiger Bürgermeister, nationalistisches Gedankengut und eine wilde Schießerei. Besonders zum Ende hin wird es doch recht spannend. Dabei ziemlich nervig und vollkommen überflüssig: das ätzende Macho-Gehabe von Kommissar Adam Raczek. An chauvinistischen Sprüchen mangelt es dem wenig sympathischen Charakter nicht. Besonders gegenüber seiner Partnerin Olga Lenski führt sich der Kommissar



Das Ermittlerduo Olga Lenski (Maria Simon) und Adam Raczek (Lucas Gregorowicz) auf Spurensuche
Foto: RBB

häufig wie ein Riesenidiot auf – auch in Bezug auf deren Tochter. Als der Schulunterricht ausfällt, ist Lenski als alleinerziehende Mutter gezwungen, ihre Tochter mit ins Büro zu nehmen – ihr Kollege (selbst Vater) kann damit überhaupt nicht umgehen und rät Lenski (vor deren Tochter)

sich endlich mal einen Kerl mit reichlich Zeit anzulachen. Tut das Not? In puncto passiver Aggressivität steht die Kommissarin ihrem Kollegen jedoch in nichts nach. Die beiden arbeiten mehr gegen- als miteinander. Auch wenn die Themenviel-falt groß ist in diesem Polizeiruf, steht die Heimatliebe und mit ihr der Nationalismus über allem. Auch politisch gesehen ziemlich aktuell eine Woche vor der Landtagswahl in Brandenburg.

Polizeiruf 110: „Heimatliebe“, So., 20.15 Uhr, ARD

ARD

8.05 Tiere bis unters Dach
9.30 Die Sendung mit der Maus
10.03 Immer wieder sonntags
12.03 Presseclub
12.45 Europamagazin
13.15 Tagesschau
13.30 Die Landärztin
15.00 Sportschau
17.15 Tagesschau
17.30 Einsatz gegen Einsamkeit
18.00 Sportschau
18.30 Bericht aus Berlin – Sommerinterview
18.50 Lindenstraße
19.20 Weltspiegel
20.00 Tagesschau
20.15 Polizeiruf 110: Heimatliebe. D 2019
21.45 Anne Will
22.45 Tagesthemen
23.05 ttt – titel, thesen, temperamente
23.35 Drive. Thriller, USA 2011. Regie: Nicolas Winding Refn. Mit Ryan Gosling, Carey Mulligan

1.10 The American. Thriller, USA/GB 2010. Regie: Anton Corbijn. Mit George Clooney, Violante Placido

ZDF

8.10 Michel aus Lönnenberga
8.35 Löwenzahn
9.03 sonntags
9.30 Katholischer Gottesdienst
10.15 Bares für Rares – Lieblingsstücke
11.50 ZDF-Fernsehgarten
14.05 Duell der Gartenprofis
14.55 Endless Love. Liebesdrama, USA 2014
16.30 planet e.
17.10 Sportreportage
18.00 ZDF-reportage

18.30 Terra Xpress
19.00 heute
19.10 Berlin direkt
19.30 Terra X
20.15 Ella Schön – Das Ding mit der Liebe
21.45 heute-journal
22.15 Springflut: Kriminelle Machenschaften. S/D/B 2018
23.40 ZDF-History
0.30 Springflut: Kriminelle Machenschaften. S/D/B 2018

RTL

12.45 Die größten Fernsehmente der Welt
16.45 Explosiv – Weekend
18.45 RTL aktuell
19.05 Die Versicherungsdetektive
20.15 London Has Fallen. Actionfilm, USA/GB/BG 2016
22.00 96 Hours – Taken 3. Actionthriller, USA/E 2014
0.10 London Has Fallen. Actionfilm, USA/GB/BG 2016
1.55 96 Hours – Taken 3. Actionthriller, USA/E 2014

SAT.1

13.00 Tourenwagen: DTM
14.50 Stopp, Polizei!
16.15 Ice Age 4 – Voll verschoben
17.55 Julia Leischik sucht: Bitte melde Dich
19.55 Sat.1 Nachrichten
20.15 Gran Torino. Gesellschaftsdrama, USA/D 2008. Regie: Clint Eastwood. Mit Clint Eastwood, Christopher Carley
22.35 Der Sturm. Katastrophenthriller, USA 2000. Regie: Wolfgang Petersen. Mit George Clooney, Mark Wahlberg
1.10 Gran Torino. Gesellschaftsdrama, USA/D 2008. Regie: Clint Eastwood
3.05 Der Sturm. Katastrophenthriller, USA 2000

tagestipp sonntag

Stundenlang fährt er (Ryan Gosling) durch Los Angeles, immer auf der Flucht. Und dann kommt Irene (Carey Mulligan) in sein Leben. Unbedingt mit Ton angucken!



„Drive“, 23.35 Uhr, ARD

Pro 7

13.40 Prom – Die Nacht deines Lebens. Teenagerkomödie, USA 2011
15.35 Crazy, Stupid, Love. Liebeskomödie, USA 2011
17.55 Newstime
18.05 Galileo 360°
19.05 Galileo Spezial
20.15 Alice im Wunderland: Hinter den Spiegeln. Fantasyfilm, USA/GB 2016. Regie: James Bobin. Mit Mia Wasikowska, Johnny Depp
22.30 Das Morgan Projekt. Horrorthriller, USA 2016

0.15 Die Tribute von Panem: Mockingjay. Science-Fiction-Film, USA/D 2015
2.40 Alice im Wunderland: Hinter den Spiegeln. Fantasyfilm, USA/GB 2016

KI.KA

7.30 Das Green Team
8.15 Odd Squad – Junge Agenten retten die Welt
8.35 Timster
8.50 neuneinhalb
9.00 Checker Can
9.25 Feuerwehrmann Sam
9.55 Super Wings

10.20 Glücksbärchis – Willkommen im Wolkenland
10.40 Siebenstein
11.05 Löwenzahn
11.30 Die Sendung mit der Maus
12.00 Prinzessin Maleen
13.00 Anne auf Green Gables
14.25 Wir Kinder aus dem Mönchengew
15.00 Hexe Lilli
15.45 Simsalagrinn
16.35 Anna und die wilden Tiere
17.00 1, 2 oder 3
17.25 The Garfield Show
17.50 Mascha und der Bär
18.05 Der kleine Nick
18.20 Ben & Hollys kleines Königreich
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Mia and me – Abenteuer in Centopia
19.25 pur+
19.50 logoi! Die Welt und ich
20.00 Erde an Zukunft
20.15 Stark!
20.30 Schau in meine Welt!

ARTE

9.30 Arte Junior Magazin
9.45 Verdacht. Psychothriller, USA 1941
11.25 Kunst muss raus
11.50 Vox Pop
12.35 Woodstock – Drei Tage im Zeichen von Frieden und Musik
16.15 Victor Hugo auf Guernsey
17.10 Déjà-vo
17.40 Le Sacre du Printemps von Strawinsky
18.25 Zu Tisch ...
18.55 Karambolage
19.10 Arte Journal
19.30 360° – Geo-Reportage
20.15 Invictus – Unbezwingen. Gesellschaftsdrama, USA 2009. Regie: Clint Eastwood
22.25 Ein amerikanischer Held

23.15 Der Staat gegen Mandela und andere
0.10 Winnie
1.35 Arte Journal

3SAT

18.05 Big Pacific
18.45 Terra X
19.30 Jacques Cousteaus Vermächtnis
20.15 Jacques – Entdecker der Ozeane. Abenteuerfilm, F/B 2016. Regie: Jérôme Salle
22.10 Das Mädchen auf dem Meeresgrund
23.40 Terra X

BAYERN

18.30 Rundschau
18.45 Bergab, bergab
19.15 Unter unserem Himmel
20.00 Tagesschau
20.15 Wenn der Vater mit dem Sohne. Melodram, D 1955
21.45 Blickpunkt Sport
23.00 Rundschau Magazin
23.15 Grünwald – Sommer-Spezial
0.00 Lilly Schönauer: Liebe auf den zweiten Blick

SWR

18.05 Ehrensache 2019
19.15 Die Fallers – Die SWR Schwarzwaldersee
19.45 SWR Aktuell Rheinland-Pfalz
20.00 Tagesschau
20.15 Die Loire – Menschen am Fluss
21.45 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.05 SWR Sport
22.50 Kein Trend verpennt! – Christoph Sonntag
23.35 Diplomatie. Geschichtsdrama, F/D 2014
0.55 Karl-Heinz und Hiltrud forever – „Babbel net“

18.30 Hessen-Reporter
19.00 Herkules
19.30 hessenschau
20.00 Tagesschau
20.15 Der Doktor und die wilden Tiere XL
21.45 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.05 heimspiel! Bundesliga
22.15 Das große Hessenquiz
23.00 Dings vom Dach
23.45 strassen stars
0.15 Die Montagsmaler
1.00 Ich trage einen großen Namen

WDR

18.10 Hunde verstehen!
18.40 Hier tank ich auf: Kraftorte in NRW
19.10 Aktuelle Stunde
19.30 Lokalzeit-Geschichten
20.00 Tagesschau
20.15 Wunderschön!
21.45 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.15 Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs
22.45 Zum Frühstück bei ...
23.15 Glückslieder! 50 Songs, die glücklich machen
0.45 Vlotho '77 – Umsonst und Draußen

NRD

18.00 Ostseereport
18.45 DAS!
19.30 Ländermagazine
20.00 Tagesschau
20.15 Landpartie
21.45 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.05 Kaum zu glauben!
22.50 Sportclub
23.35 Sportclub Story
0.05 Flieg mit mir!
0.55 Anne Will

RBB

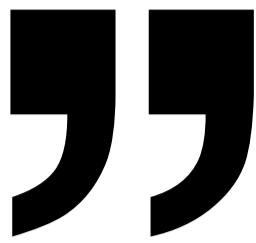
18.00 rbb UM6 – Das Ländermagazin
18.30 Gartenzeit
19.00 Täter – Opfer – Polizei
19.30 Abendschau
20.00 Tagesschau
20.15 Wer weiß denn sowas?
21.45 rbb24
22.00 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.20 Die Unerhörten
23.20 Herr Wichmann aus der dritten Reihe
0.50 Kowalski & Schmidt

MDR

18.05 In aller Freundschaft
18.52 Unser Sandmännchen
19.00 MDR Regional
19.30 MDR aktuell
19.50 Kripo live
20.15 Steimles Welt
21.45 MDR aktuell
22.00 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.20 Mehr Bürger an die Macht?
23.05 Democracy – Im Rausch der Daten

PHOENIX

12.00 Presseclub
12.45 Presseclub – nachgefragt
13.00 forum demokratie
14.00 Bahnhof Friedrichstraße
14.45 Geheimnisvolle Orte
16.15 ZDF-History
17.00 1918 Aufstand der Matrosen
18.30 Kaisersturz
20.00 Tagesschau
20.15 Der Sambesi
21.45 Namib – Zauber der Wüste
22.30 phoenix vor ort
23.15 Stalking – Die unterschätzte Gefahr



„Da gingen der Priester Hilkija und Ahikam und Achbor und Schafan und Asaja zu der Prophetin Hulda; sie wohnte in Jerusalem im zweiten Stadtteil; und sie redeten mit ihr. Und sie sagte zu ihnen: Siehe, ich will Unheil über diesen Ort bringen und über seine Bewohner. Weil sie mich verlassen und anderen Göttern Rauchopfer dargebracht haben, um mich zum Zorn zu reizen.“

Hulda, Prophetin, 2. Könige 22

wortwechsel

„Schuld predigt die Kirche, seit ich denken kann“

Raoul Löbberth meint, auch Laien in der katholischen Kirche hätten Schuld auf sich geladen. Es gibt vehementen Widerspruch. Und eine Debatte über das Heim-Gesetz von Jens Spahn

Mehr geht nicht

„Katholisch sein macht mürbe“, taz vom 17. 8. 19
Sehr geehrter Herr Löbberth, Ihr Artikel hat mich empört in der Darlegung, dass wir mit schuld am Zustand der Kirche seien, und sie zählen Beispiele auf. Ich wehre mich entschieden dagegen, schon wieder an etwas schuld zu sein, das ich nicht verursacht habe, und wo mir objektiv die Mittel fehlen, um es konstruktiv zu ändern. Ich machte, was ich konnte. Woher nehmen Sie das Recht zu behaupten, dass aus der Kirche Ausgetretene falsch handeln? Auch diese haben positiv dazu beigetragen, dass Bewegung in die Kirche kam. Vielleicht manchmal mehr als der/die Dringeblichenen. Austritt kann auch dazu führen, dass die Machthabenden zur Besinnung kommen.

So sehe ich mich in diesen Reihen: 1993 aus der Kirche ausgetreten und innerlich dringeblichenen. Ausgetreten, weil ich mit meiner Kirchensteuer das Gehabe von Kardinal Meisner nicht mehr mit verantworten und finanziell nicht mittragen wollte. Die Steuerbeträge spende ich nach wie vor an mir zusagende soziale/politische Institutionen. Ich beteilige mich am Gemeinschaftsleben, gehe gelegentlich zur Eucharistie. Und tue letztlich das, was ich kann. Und weiß, dass es nicht genug ist. Für diese Haltung können Sie mich nicht schuldig sprechen.

Schuld predigt die Kirche, seit ich denken kann. Und auch dadurch ist das entstanden, was zu beklagen ist. Sie haben sehr viel Wichtiges in diesem Artikel geäußert. Aber verschonen Sie mich damit, dass ich „meine Schuld“ sehen soll. Ich weiß, dass mehr zu tun ist. Aber mehr kann ich nicht ...
Marlies Hanfland-Hilt, Frankfurt am Main

Ohne Kirche kein Heil?

„Katholisch sein macht mürbe“
Zwei Dinge verwundern mich besonders am Aufsatz von Raoul Löbberth: Er meint, die Kirche nach seinen Vorstellungen verändern zu können, und er hält die Kirche für einen Gläubigen für wichtig. Die Kirche ist doch nun mal nicht demokratisch verfasst, sondern von Jesus („Auf diesen Felsen Petrus will ich meine Kirche bauen“) mit einer „Obersten Leitung“ versehen worden. (Ob er eine Kirche so gemeint hat, wie sie heute ist, weiß keiner.) Die folgenden Gemeindeleiter haben keinen Grund gesehen, an dieser hierarchischen Struktur etwas zu ändern. Und an „seinem“ Taufversprechen, die Kirche zu hören und sich von ihr allzeit gläubig sehen zu lassen, wird Löbberth doch nichts ändern wollen.

Weiter: Warum ist dem Verfasser die Kirche so wichtig? Ist für ihn immer noch außerhalb der Kirche kein Heil? Warum lässt er sich weiterhin „mürbe“ machen? Kann er nicht ohne Kirche gläubig bleiben? Vor allem aber: Warum will er denn gläubig bleiben? „Einerseits muss man einer ungläubiger werdenden Gesellschaft erklären, warum man noch an Gott glaubt“, sagt er. Da hätte ich gern die Erklärung, die er der Gesellschaft gibt, von ihm gelesen; aber vielleicht spricht er davon in einem anderen Artikel. Mir drängt sich die Frage auf, ob die vielen „Austretenden“ gar nicht wegen der Missstände in



Es gibt viele Marias 2.0, hier in der Kathedrale Freiburg Foto: Patrick Seeger/dpa

der Kirche gehen, sondern, weil sie „glauben“ nicht mehr für nötig halten.
Georg Fritzen, Düren

Aufschrei der Empörung

„Nein zum Ab-ins-Heim-Gesetz“, „Spahns Unheil“, „Dann will ich nicht mehr leben“, taz vom 20. 8. 19

Wenn ich lese: „Nein zum Ab-ins-Heim-Gesetz“, dann muss ich schlussfolgern: Heim ist schlecht und die Alternative, zu Hause und Pflegedienst, ist gut. Im Fließtext schreiben Sie, dass Pflegedienste in betrügerischer Absicht die Krankenkassen um horrenden Summen betrogen haben. Was denn jetzt? Ist die Alternative doch nicht so gut wie das Heim? Kann es sein, dass hier sehr oberflächlich gerade Meinungsbildung betrieben wird?

Im Fließtext schreiben Sie weiter, es gehe um die Betroffenen der amyotrophen Lateralsklerose (ALS) und um Menschen mit Behinderung, die eine 24-Stunden-Betreuung benötigen. Fakt ist doch: Die 24-Stunden-Betreuung im eigenen Bereich ist die teuerste Betreuungsform, die es derzeit in Deutschland gibt, und sie wird größtenteils über Agenturen abgedeckt, die mit Pflegepersonal aus dem osteuropäischen Ausland in 3-Monats-Einheiten arbeiten.

Fakt ist weiterhin (Achtung, jetzt kommt der Aufschrei der Empörung), dass überwiegend gesunde Menschen, die erkranken, oder solche mit besonderem Hilfebedarf, der die Intelligenzminderung nicht betrifft, in den Genuss der 24-Stunden-Betreuung kommen und nicht die Schwerstpflegebedürftigen mit schwerer und schwerster Intelligenzminderung, die so auf die Welt gekommen sind. Laut Inklusionsgesetz müssten alle gleichbehandelt werden, ist aber nicht so.

Eine 24-Stunden-Intensivbetreuung für 30.000 Euro im Monat entspricht circa fünf Heimplätzen für Intensivbetreuung mit Tagesstruktur. Wir brauchen keine Gesetze, die wir nicht umsetzen können, sondern Lösungen, die anwendbar sind.

Wenn wir aktuell in Zeiten des Pflegenotstands kein Personal für die bestehenden stationären Einrichtungen bekommen, woher sollen dann das Personal und die Mittel für eine individuelle 24-Stunden-Intensivbetreuung im eigenen Zuhause herkommen?
Holger Alfons Lauerer, Augsburg

Der Wille des Ministers

„Nein zum Ab-ins-Heim-Gesetz“, taz vom 20. 8. 19

Ich bedanke mich bei der taz als Krankenpfleger (seit 1971) und Pflegeperson (einer nahen Angehörigen) für den Aufmacher und die Berichterstattung auf Seite 3. Es wurde höchste Zeit für die Darstellung des gesamten Gesetzeshintergrunds. Es ist ein von Herrn Seehofer offiziell bestätigter Brauch unserer Gesetzgeber, Gesetzestexte kompliziert zu gestalten und im Text zu einem anderen Thema (hier: die dringend notwendige bessere Qualitätskontrolle ambulanter Intensivpflegeleistungen) den Zwang zu einer institutionellen Schwerkrankebetreuung zu „verstecken“. Auch lobe ich ausdrücklich die Bildunterschrift unter dem Titelbild, sie entlarvt!

Nicht einverstanden bin ich mit dem naiv formulierten Kommentar von Barbara Dribbusch. Gehen Sie tatsächlich davon aus, dass ein Gesetzentwurf nicht von dem ausdrücklichen politischen Willen des zuständigen Ministers intendiert ist, hier von einem Spardiktat? Selbstverständlich ist es politischer Wille des Ministers, hier die Selbstbestimmung, Würde und Teilhabe dieser ärmsten Menschen zu beschneiden. Sie sollen institutionell gepflegt werden und nicht mehr im privaten Umfeld. Ich vermute mal nicht, dass hier der Gesetzentwurf von Herrn Spahn zur Organtransplantation eine Rolle spielt.
Franz Sitzmann, Berlin

Respekt für alle

„In Uniform künftig kostenlos“, taz vom 19. 8. 19

Ein „Zeichen der Wertschätzung“ will Annegret Kramp-Karrenbauer setzen, indem SoldatInnen in Uniform künftig kostenlos Bahn fahren dürfen. Vielleicht bedient das ja auch das Sicherheitsbedürfnis der anderen Fahrgäste. Aber wieso verdienen nur SoldatInnen „Respekt und Dank“? Was ist mit den vielen anderen Menschen, die Staat & Gesellschaft täglich und unmittelbar dienen: Menschen, die bei Feuerwehr & Polizei arbeiten, in der Alten- & Krankenpflege oder als Ehrenamtliche? Was ist mit all den HeldInnen des Alltags? Verdient nicht überhaupt jeder Mensch Respekt? Was macht den Dienst der SoldatInnen so besonders wertvoll?

Okay, im Falle eines Krieges müssen sie unser Land, zu dem nicht der Hindukus zählt, verteidigen und bei einem Jahrhunderthochwasser Sandsäcke schleppen. Ansonsten sind sie in jüngster Zeit eher negativ aufgefallen, sei es durch rechtsextremistische Umtriebe in ihren Reihen oder durch großflächige Brände, die sie infolge Munitionstest zu verantworten hatten.

Wie wäre es denn noch mit kostenloser Nutzung von Fahrgeschäften auf Rummelplätzen oder kostenlosem Eintritt in Freizeitparks oder beitragsfreier Mitgliedschaft im örtlichen Schützenverein?
Kirsten Diercks, Norderstedt

meinungsstark

„Ich bräuchte irgendeinen Vogel ...“

„Windräder killen Vögel“, Leserbrief vom 17./18. 8. 19
Es gibt die beklagte Instrumentalisierung des Naturschutzes, die Annette Schwarz von Specht bezweifelt, sehr wohl. Andreas von Lindeiner vom Landesbund für Vogelschutz in Bayern berichtete 2014: „[Uns] erreichte der Anruf einer Frau, die den Missbrauch des Artenschutzes auf die Spitze treiben wollte: Bei uns in ... sollen Windräder gebaut werden, und ich bräuchte jetzt irgendeinen Vogel, der dies dringend verhindert.“

Natürlich gibt es den Interessenskonflikt mit dem Naturschutz. In den Genehmigungsverfahren wird dem aber Rechnung getragen. Trotzdem können nicht alle Schlagopfer vermieden werden. Hier wird allerdings häufig mit völlig unrealistischen Horrorzahlen operiert. Die Schätzung von 250.000 Fledermausen, die Frau Specht von Schwarz anführt, gelten unter der Annahme, dass keine Gegenmaßnahmen getroffen würden. Gegenmaßnahmen sind aber Standard. Ergibt ein Fledermausmonitoring das Vorhandensein sensibler Arten, muss bei bestimmten Wetterbedingungen abgeschaltet werden. Ich kenne mehrere Windparks, bei denen das streng befolgt wird.

Lächerlich wird es, wenn Windkraft als Gefahr für die „Stabilität der gesamten Fluginsektenpopulation“ hingestellt wird. Die Fachliteratur und auch das Bundesamt für Naturschutz nennen als Hauptgefahren für die Insekten die Beseitigung ihrer Habitate und Nahrungspflanzen, überwiegend durch die Landwirtschaft. In krassem Widerspruch dazu wird auf dubiosen Seiten im Netz die Windkraft zur Hauptgefahr für die Insekten hochstilisiert. „Fakten“ dieser Qualität tragen zu dem vergifteten Klima in der Gesellschaft bei, in dem Menschen, die der Windkraft positiv oder neutral gegenüberstehen, terrorisiert werden, wie aktuell die Bürgermeisterin im niederbayerischen Hauzenberg. Eduard Belotti, Augsburg

Eine PR-Dreistigkeit

„Zahl des Tages: 80 Prozent“, taz vom 21. 8. 19
Um 80 Prozent will die Lufthansa ihren CO₂-Ausstoß senken. Was sie nicht sagt, ist, dass Flugzeuge die Energie um ein Vielfaches schneller verbrauchen, als sie nachwachsen kann. Auch können durch das vermeintliche Ökokerosin Stoffe, die derzeit durch Pflanzen am Boden gebunden sind, in die hohen Atmosphärenschichten verbracht werden. Niemand kann derzeit sagen, was dort damit passiert oder ob und wann diese Stoffe wieder auf den Erdboden absinken und erst damit den postulierten Kreislauf überhaupt wieder schließen.
„Greenwashing“ ist ein viel zu gutmütiger Begriff für diese PR-Dreistigkeit. Dirk Fleischmann, Berlin

korrekturen und klarstellungen

Falsche Verortungen

Am 19. August berichteten wir im Sportteil über die Hockey-Europameisterschaft im „niederländischen Antwerpen“. Sie ahnen es: Wir meinten eigentlich das „belgische Antwerpen“. Geografisch kniffliger wurde es da am 22. August: Im Porträt über Willi Balz auf Seite 2 wurde dessen Geburtsort auf der Schwäbischen Alb verortet. Ein aufmerksamer Leser schrieb uns, dass Wolf Schlugen aber in Wirklichkeit „auf den Fildern“ liegt. Auf derselben Seite stand in den taz sachen, Andreas Püttmann sei CDU-Mitglied. Das stimmt aber nicht mehr: Er trat 2009 aus der Partei aus.



taz die tageszeitung, friedrichstraße 21 10969 berlin, briefe@taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

Ein Teil unserer Auflage enthält Beilagen von Konradin

taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin
Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Georg Löwisch, Katrin Gottschalk (stellv.), Barbara Junge (stellv.)
Chefreporter: Peter Unfried
Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 2 5 902 0
Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes: Georg Löwisch
LeserInnenbriefseite: Gaby Sohl
Anzeigen Gesamtansgabe: Margit Jöhnk
Berliner Lokalteil: Bert Schulz | alle Berlin
Regionaltel Nord: Jan Kahlcke | Hamburg
Anzeigen: Andrea Bodirsky | Bremen
Manfred Frenz | Hamburg
LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516
Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Datenbanken zu.
Kleinanzeigen: Überregional und Berlin taz-Kleinanzeigen, Friedrichstraße 21
Tel.: Mo. + Mi. 9-13 Uhr 030 | 25 902 222
Fax: 030 | 2 59 02 444
E-Mail: kleinanz@taz.de
taz Shop | Tel.: 030 | 25 902 138
Anzeigenverkauf: Überregional und Berlin taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21
Tel.: 030 | 25 902 314
E-Mail: anzeigen@taz.de
Lokalteil Hamburg | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg. **Tel.:** 040 | 38 90 17 452
Lokalteil Bremen taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Pieperstraße 7, 28195 Bremen. **Tel.:** 0421 | 96 02 64 42
Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführer: Andreas Marggraf, Karl-Heinz Ruch
Gesellschafter | 99,96%: taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin
Vorstand: Pascal Beucker, Redakteur Andreas Bull, Kaufmann Isabel Lott, Fotoredakteurin Berit Lusebrink, Verlagsmitarbeiterin Andreas Marggraf, Kaufmann | alle Berlin
Aufsichtsrat: Stefanie Urbach, Kommunikationsberaterin, Berlin | Johannes Rauschenberger, Wirtschaftsprüfer/Steuerberater, Stuttgart | Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin
Druck: auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen
Abo-Service: 030 | 25 902 590
9.00 - 16.00 Uhr | Mo. - Fr.
Fax: 2 59 02-680
E-Mail: abo@taz.de
Abo-Nummer nicht vergessen!
Mtl. Mindestpreis regulär 33,90 €



press-schlag

Die Verzweigung der Liga



Die Großklubs büßen Macht in der DFL ein. Warum Bayern trotzdem weiter dauernd Meister wird

Der Mittelstand soll es richten. Die DAX-Konzerne tun sich schwer, in Zeiten einer schwächelnden Weltkonjunktur auf Kurs zu bleiben. Aber da gibt es ja noch andere Unternehmen im Land. „Der Mittelstand ist in den Augen des Auslands die Geheimwaffe Deutschlands.“ Peter Altmaier (CDU) hat das in dieser Woche gesagt. Gerade noch rechtzeitig – sonst hätten die Leute draußen vielleicht vergessen, dass es tatsächlich noch einen Bundeswirtschaftsminister gibt. Einen Mittelstand gibt es auch in der Fußballbundesliga. Vereine wie der Hamburger SV, Werder Bremen, Hertha BSC oder der VfB Stuttgart haben sich zu einem informellen Klub zusammengeschlossen, der „Team Mittelstand“ genannt wird, obwohl „Team Mittelmaß“ vielleicht der bessere Name für den Verbund gewesen wäre. Als Geheimwaffe Deutschlands jedenfalls würde diese Klubs wahrscheinlich niemand bezeichnen.

Dennoch sind diese Klubs in aller Munde, seit das Präsidium der Deutschen Fußball-Liga am Donnerstag neu gewählt worden ist. In dem haben früher die Großklubs Bayern München, Borussia Dortmund und Schalke 04 dominiert. Jetzt sind nur noch zwei von ihnen dort präsent, weil Dortmunds Klubboss Hans-Joachim Watzke seine Bewerbung für einen Präsidiums-posten vor der Abstimmung zurückgezogen hat. Im höchsten Gremium des Ligaverbands sitzen unter dem Präsidiumssprecher und DFL-Geschäftsführer Christian Seifert neben Vertretern von Bayern und Schalke nun Leute von Holstein Kiel, dem 1. FC Köln, dem FC St. Pauli und von Darmstadt 98. Erleben wir gerade die Selbstverzwergung des Profifußballs?

Bemerkenswert ist schon, was da gerade passiert. Denn im Präsidium wird über die Verteilung von sehr viel Geld entschieden. Es geht darum, wie die Einnahmen aus dem Verkauf der TV-Rechte, die der DFL bislang 1,2 Milliarden Euro pro Saison einbringen, unter den Klubs der zwei ersten Ligen verteilt werden. 70 Prozent des Geldes werden bisher leistungsorientiert vergeben. Wer in der Fünfjahreswertung der Liga ganz oben steht, bekommt 5,8 Prozent, der Letzte 2,9 Prozent. Ein Gießkannenprinzip wird das keiner nennen.

Und so werden immer neue Argumente formuliert, mit denen kleinere und mittlere Klubs an mehr Geld kommen könnten. Da gab es mal ein „Team Marktwert“, zu dem unter anderem Eintracht Frankfurt gehörte und das damit argumentiert hat, dass mehr aus dem Topf bekommen solle, wer aufgrund seiner Geschichte mehr Aufmerksamkeit generiert. Dieser Angriff auf Neoklubs wie Hoffenheim oder RB Leipzig war dann aber doch allzu plump und wurde abgeschmettert. Jetzt probiert das „Team Mittelstand“ es mit ähnlichen Argumenten. Bayern-Boss Karl-Heinz Rummenigge warnte gleich vor einer Spaltung der Liga und fand allein schon die Tatsache verwerflich, dass sich da 16 oder 17 Klubs getroffen haben, ohne den Termin vorher von ihm genehmigen zu lassen.

Wird es also einen Zwergenaufstand im deutschen Profifußball geben, der dazu führt, dass die Liga ausgeglichener wird und der 1. FC Köln mal wieder Deutscher Meister wird? Wohl kaum. Dafür bräuchte der Klub schon einen freigebigen Investor. Und den wird er nicht finden, so lange es die 50+1-Regel noch gibt, die dafür sorgt, dass nicht der anschaffen darf, der zahlt. Am Ende laufen alle Diskussionen um die Ausgeglichenheit der Liga und ihre internationale Konkurrenzfähigkeit eben doch auf diese Regel hinaus. Bei der derzeitigen Ligazusammensetzung ist nicht zu erwarten, dass sie fällt. Was das bedeutet? Bayern München wird fast immer Meister, und Borussia Dortmund kann es vielleicht auch mal schaffen, den Titel zu holen. Und wenn es mal nicht so kommt? Dann gibt es nur eine Erklärung: Fußballwunder gibt es immer wieder. *Andreas Rüttenauer*

Alles wird gut! Echt?

Die Münchner scheinen sich vor dem Spiel des FC Bayern auf Schalke endlich sortiert zu haben. Auch für Mittelfeldmann Renato Sanches hat man endlich einen Abnehmer in Frankreich gefunden

Aus München **Thomas Becker**

Ausgerechnet beim Fleisch-Gipfel Hoeneß/Tönnies geht es nicht um die Wurst. Wenn der FC Bayern am Samstag bei So4 antritt, steht das Ergebnis schon vorab fest: Alles wird gut. Aus Bayern-Sicht. Denn: Kurz vor Ende des Sommerschlussverkaufs hat der Rekordmeister doch noch seine Transferlethargie abgelegt und ein paar Schnäppchen aus dem Markt gezogen. Unerklärliche Wochen und Monate zog sich dieses ominöse Nichtverpflichten hin. Fragen über Fragen: Kriegen wir den Sané? Will der überhaupt zu uns? Macht der Müller-Wohlfahrt sein kaputtes Knie wieder heil? Und gibt der Uli überhaupt so viel Geld her? Ist jetzt alles erst mal egal. Mit Perisic, Coutinho und Cuisance hat man der schon an Spieltag 1 darbenenden Offensive neues Blut zugeführt, jetzt könnte es allmählich losgehen mit der Saisonvorbereitung. Dumm nur, dass die anderen da schon weiter sind. Aber mei, aber dafür sann mia halt mia: der FC Bayern.

Es sind fast schon wieder lustige Zeiten beim FC Bayern, egal wo man hinschaut. Frank Ribéry isst seine Trüffelpizza künftig in Florenz statt bei „H’ugo’s“, dafür öfter mal wieder mit Luca Toni – die Älteren erinnern sich. Arjen Robben geht nächstes Wochenende baden: Er will bei der Swim Challenge daheim in Groningen acht Kilometer weit kraulen, für den guten Zweck. Unnötig zu erwähnen, dass er dafür trainiert, als würde mal wieder ein Comeback anstehen. Renato Sanches hat sich am ersten Spieltag beschwert, dass er nur kurz mitspielen durfte: Ja wo samma

denn? 10.000 Euro Geldstrafe. Strafversetzung zum OSC Lille so gut wie fix. Jérôme Boateng – nein, keine weiteren Scherze mehr. Hoeneß hat ihn doch vor Wochen schon verabschiedet. Ach ja, der Präsident. Wird ausgerechnet zu Saisonbeginn ziemliche Wellen schlagen, sollte er nächste Woche tatsächlich seinen Rückzug bekannt geben. Als ob das irgendwas ändern würde. Der Mann hätte auch als Greenkeeper in allen relevanten Vereinsgremien noch eine Stimme, mindestens. Längst wird überlegt, die Mitgliederversammlung vom Audi Dome in die Olympiahalle zu verlegen, damit noch mehr Menschen die sicherlich tränenreiche Das-

Er ist wahrscheinlich nicht todunglücklich, wenn es demnächst weniger Uli und mehr Kalle gibt

war’s-dann-doch-schon-Show verfolgen können. Boss-Antipode Rummenigge verspürt neuerlich sichtlich Aufwind: Er ist wahrscheinlich nicht todunglücklich, wenn es demnächst weniger Uli und mehr Kalle gibt. Womit wir bei Brazzo sind, dem „Bürschchen“. Sagenhaft, mit welcher Regelmäßigkeit und Selbstverständlichkeit Rummenigge Reporterfragen an Salihamidzic selbst beantwortet, während sein Sportdirektor noch Luft holt. Eigentlich erstaunlich, das sie den Lehrling zuweilen sogar allein vor die Kamera lassen. Aber wenn er mal dran ist, dann haut er auch einen raus, der Brazzo. Die Idee mit dem verschlankten Kader erklärte er unlängst so: Niemand solle sich

als Nummer 25 im Team fühlen. Mit Thomas Müller möchte man spätestens nach der Verpflichtung der Spielmacher Coutinho und Cuisance wirklich nicht tauschen.

Jemanden vergessen? Ach ja, den Trainer. Niko Kovac darf nach dem enttäuschenden Nur-Double-Gewinn also doch noch mal ran. Hoeneß hält da noch die Hand drüber, da kann der Rummenigge über seinen Chefcoach ablästern so viel und so krass er will. Egal wie diese Bayern-Sache für Kovac ausgehen wird: Das Fell, das er sich hier zulegen musste, wird ihn bis an sein Lebensende wohligh wärmen, so dick, wie das jetzt schon sein muss. Schwer zu sagen, was für eine Art von Humor das ist, wenn er nach all den Turbulenzen und Misstrauensvoten inklusive Maulkorberlass des Vorstandsvorsitzenden über die Transfererei sagt: „Kompliment an die Chefs! Das haben sie sehr gut gemacht.“

21 Feldspieler umfasst der Kader derzeit. Wenn Boateng einen Abnehmer findet, sind es demnächst nur noch 19 – ziemlich dünnes Eis für ein Team, das Titel in allen drei Wettbewerben anpeilt. Da müsste Einkäufer Salihamidzic bis zum 2. September doch noch mal aktiv werden. Erst im nächsten Jahr sind dann wohl die großen Summen fällig – für Sané, Havertz & Co. Nur gut, dass Timo Werner dann ablösefrei ist. Aktuell hängt viel davon ab, wie Coutinho funktioniert, ob Kovac sich traut, das System auf den Schönspieler zuzuschneiden. Dessen unbestrittenes Potenzial konnte bei seinen bislang vier Stationen in Europa (Inter Mailand, Espanyol Barcelona, Liverpool, Barcelona) nur der Spielerversteher Jürgen Klopp rauskitzeln, allerdings auch nur für recht kurze Zeit.

Geschwindigkeit aufgenommen – und dann bis Lille durchgezogen: Renato Sanches (r.) traf beim FC Bayern kurz auf Philippe Coutinho
Foto: reuters



Die Zahl

3

verpasste Dopingtests werden dem US-Sprintstar Christian Coleman (23) laut Daily Mail unterstellt. Sollte sich dieser Verdacht bestätigen, droht ihm eine Sperre von bis zu zwei Jahren, weil er innerhalb von zwölf Monaten drei Dopingkontrollen verpasst hätte. Mit seiner Saisonbestmarke von 9,81 Sekunden über 100 Meter ist Coleman aktuell der schnellste Mann der Welt.

der hingucker



Elkeson
Foto: reuters

Aus Elkeson wird Ai Kesen

Bis 2050 will die chinesische Nationalmannschaft zur Weltelite gehören, erklärte Verbandspräsident Chen Xu yuan. 2022 soll bereits eine WM-Teilnahme herauspringen. Nach dem von der politische Führung geäußerten Wunsch sollen mehrere Fußballprofis in China eingebürgert werden, um die Nationalmannschaft auf ein höheres Level zu bringen – angefangen mit dem Brasilianer Elkeson. Der 30-jährige, der bereits sein Geld in der Chinese Super League verdient, bekam nun die chinesische Staatsbürgerschaft und heißt künftig Ai Kesen. Neun Spieler sollen noch folgen, die alle keine chinesischen Wurzeln haben, darunter auch der Brite Tyias Browning.

die liga

2. Spieltag

Köln – Dortmund	Fr. 20.30
Hoffenheim – Bremen	Sa. 15.30
Düsseldorf – Leverkusen	
Mainz – Gladbach	
Augsburg – Union Berlin	
Paderborn – Freiburg	
Schalke – Bayern	Sa. 18.30
Leipzig – Frankfurt	So. 15.30
Hertha BSC – Wolfsburg	So. 18.00

1. Borussia Dortmund	1	4	3
2. RB Leipzig	1	4	3
3. SC Freiburg	1	3	3
4. Fortuna Düsseldorf	1	2	3
5. Bayer Leverkusen	1	1	3
6. VfL Wolfsburg	1	1	3
7. Eintracht Frankfurt	1	1	3
8. Hertha BSC	1	0	1
9. Bayern München	1	0	1
10. Mönchengladbach	1	0	1
11. FC Schalke 04	1	0	1
12. SC Paderborn 07	1	-1	0
13. 1. FC Köln	1	-1	0
14. TSG Hoffenheim	1	-1	0
15. Werder Bremen	1	-2	0
16. 1. FSV Mainz 05	1	-3	0
17. FC Augsburg	1	-4	0
18. Union Berlin	1	-4	0



Ja, er wird's. Fritz Keller muss bei der Wahl zum DFB-Präsidenten kein negatives Votum fürchten
Foto: Simon/imagio

Erste Bassgeige

Es gleicht ein bisschen der Quadratur des Kreises, aber mit Fritz Keller an der Spitze will der Deutsche Fußball-Bund sympathisch und modern werden. Kann das gutgehen?

Aus Berlin **Markus Völker**

Schwer zu sagen, ob es an der plötzlichen Berühmtheit von Fritz Keller liegt, dass vor allem die teuren Weine seines Guts am Kaiserstuhl ausverkauft sind. Der 2016er Chardonnay „Kirchberg“ ist ebenso weg wie der Weißburgunder „Im Leh“ oder der Grauburgunder „Schlossberg“ des gleichen Jahrgangs. Für jede dieser Flaschen wird im Hofverkauf jeweils der Preis von 35 Euro aufgerufen, was die Weinexperten vom Gourmetblatt *Welt* für ziemlich billig halten, also im Vergleich zu den Preisen der Winzer im benachbarten Elsass. „Fritz Kellers gemäßigte Preispolitik vermittelt die Volksnähe des Patrons“, schreiben die Kollegen und liefern damit einen Hinweis auf die Keller'sche Grundbefindlichkeit.

Kellers Volkswine nennt sich Oberberger Bassgeige, und dessen sonorer Abgang wird wohl nicht nur im süddeutschen Raum geschätzt, wo Fritz Keller bis dato als Präsident des SC Freiburg eine mittlere bis gehobene Position im badischen Genussadel besetzt. In dieser Woche hat sich der designierte Präsident des größten Sportverbands der Welt, des Deutschen Fußball-Bunds, in den ICE gesetzt und ist nach Berlin gefahren, um sich einer Hundertschaft Anzugträger vorzustellen. Keine angenehme Sache, das. Nach der Ochsentour war er auch sichtlich erschöpft, aber eine „schöne Wurscht“ (Keller) und ein „Schoppen“ (derselbe) wird den Hüter feiner Mikroterroirs schon wieder aufgerichtet haben, selbst im preu-

ßischen Norden. Am Mittwochvormittag war der Mann mit der schwarzen Charakterbrille bei Provinzfürsten des DFB vorstellig geworden, bei Regionalverbändlern, die ihn mit großer Mehrheit als den kommenden Mann feierten – nur Sachsen schoss wieder quer. Dann ist er flugs rüber ins Hotel Maritim gegangen zu den alerten Herren der Deutschen Fußball-Liga. Spötter würden jetzt sagen, wie kurz doch der Weg von einer Oberberger Bassgeige zu Frank-

„Brauchen einen Präsidenten, der im Mittelfeld als Spielführer auftritt“

Rainer Koch,
DFB-Präsident ad interim

furter Arschgeigen ist, aber so ein überflüssiger Kommentar würde natürlich die neue, demonstrierend zur Schau gestellte Harmonie der Fußballverbands-oberen ganz erheblich stören.

Derlei Unbotmäßiges wäre von Fritz Keller auch nie zu hören, denn glaubt man den Worten der Leute, die den 62-jährigen kennen, ist Keller so etwas wie ein freundlicher Halbgott auf zwei Beinen, der offenkundig nicht nur zu Bacchus gute Beziehungen unterhält, sondern auch zu Christian Seifert, seines Zeichens Geschäftsführer der DFL. Dessen Kollege Reinhard Rauball, scheidender Chef der Deutschen Fußball-Liga, rühmte Keller als „unabhängi-

gen Unternehmergeist“, der einen „ganz klaren Wertekanon“ besitze. Auch mit dabei im Portfolio des Wohlverhaltens: „große Bodenständigkeit“.

DFB-Interimspräsident Rainer Koch sagte: „Mit Fritz Keller haben wir den idealen Präsidenten.“ Kein Wunder, dass auch die Vereinsvertreter der DFL, die sich ein wenig wegen der Ansprüche des sogenannten Teams Marktwert – eines losen Interessenverbands um Vereine wie Bremen, Frankfurt oder Stuttgart zur Akquise höherer TV-Gelder – in den Haaren lagen, Kellers Kandidatur am Mittwochnachmittag geschlossen begrüßten.

Mit Fritz Keller, das wurde in Berlin deutlich, möchte der DFB ein Projekt starten: #FritzeforFuture könnte man es nennen, wenn der Fußballverband den Anschluss an den Zeitgeist suchte. Es wird so oder so Zeit für Veränderung, denn in der Vergangenheit lief ja ziemlich viel schief. Grob zusammengefasst waren da: der Korruptionsskandal rund um die Fußballweltmeisterschaft 2006, die Ermittlungen gegen diverse DFB-Funktionäre, ja sogar gegen den Säulenheiligen Franz Beckenbauer. Es drohte die Aberkennung der Gemeinnützigkeit, und dann übernahm zu allem Übel auch noch der CDU-Mann Reinhard Grindel den Verband, um selbigen, um eine schöne Uhr reicher, als Unperson wieder zu verlassen. Nicht zu vergessen: das Gründeln der Nationalmannschaft und der Bedeutungsverlust des Deutschen Fußball-Bundes in internationalen Gremien wie der Uefa und der Fifa.

Jetzt musste also einer her, der es drauf hat und von allen gemocht wird. Oder wie Koch das Anforderungsprofil beschrieb: „Wir brauchen einen Präsidenten, der im Mittelfeld als Spielführer auftritt. Was wir nicht brauchen, ist ein Präsident, der sich in die engen Zweikämpfe im Strafraum hineinbeißt.“ Um das sicherzustellen, hatten DFB und DFL drei Headhunter-Agenturen kontaktiert. Ausgewählt wurde schließlich das Unternehmen Egon Zehnder („Leadership, die bewegt“) aus Stuttgart. Eine Handvoll Namen wurde der Fußballpräsidentenfindungskommission

übermittelt, und mit weitem Abstand, so wurde gesagt, obsiegte Fritz Keller.

Der überlegte nicht lang, auch wenn dieses Amt, wie er bekannte, „nicht in meiner Lebensplanung stand“, aber, so sagte er sich wohl in seiner badisch-pragmatischen Art, „wenn die glauben, dass ich mich da einbringen kann, dann mach ich das halt.“ Keller möchte von der „Kreisliga bis zur Nationalmannschaft“ alle vertreten. Dieser Anspruch ist wahrlich nicht neu, aber die greifbare Authentizität des Badeners schon: „Meine heilige Kuh sind die Vereine. Vereine waren die ersten Orte der Demokratie. Vereine geben heute Jugendlichen mehr mit, als wenn man aus dem Fitnessstudio kommt“, deklamierte er. Wieder einmal möchten die Amateure mit den Profis – oder umgekehrt? – versöhnt werden. Und nebenbei soll Keller einen Strukturwandel im DFB moderieren, der es in sich haben könnte.

Alle wirtschaftlichen Aktivitäten werden fürderhin in der DFB GmbH gebündelt, was bei einem Fußballunternehmen, das 400 Millionen Euro umschlägt, sinnvoll ist. Angedacht ist, dass sich der künftige Präsident peu à peu aus dem operativen Geschäft zurückzieht und in seiner Rolle als Chef des eingetragenen Vereins in seiner Rolle als Aufsichtsratsvorsitzender der GmbH aufgeht. Aber bis die Strukturen stramm sitzen, will Keller in einem „24/7-Job“ alles für den DFB geben und mitnichten nur ein „Frühstücksdirektor“ sein, wie die Presse vor schnell mutmaßte.

Dass der Fußballpräsident, wie es geplant ist, künftig keine „Richtlinienkompetenz“ mehr besitzen soll, das sei gar nicht so schlimm, erklärte DFL-Boss Seifert stellvertretend: „Richtlinienkompetenz war nur ein anderes Wort für Alleinherrschaft, diese Zeit endet jetzt, denn es war ein Übel in der letzten Zeit.“ Keller möchte nun sehr viel analysieren, im Team arbeiten, und nicht als Kontrolletti durch die Flure der Otto-Fleck-Schneise in Frankfurt am Main streifen: „Der Präsident ist keine One-Man-Show“, sagte er, „wir haben wirklich sehr gute Fachleute, de-

nen wir Freiräume geben müssen.“ Dass die Methode der langen Leine erfolgreich sein kann, dafür stehe zum Beispiel die Frauenfußballabteilung des SC Freiburg. „Die waren im Grunde autark.“ Und haben gute Arbeit geleistet. Bei der WM in Frankreich standen zuletzt neun Spielerinnen im Kader, die einmal in Freiburg zuhause waren.

Und überhaupt die Frauen. Die will Fritz Keller fördern, was keine schlechte Idee ist. Um darauf zu kommen, musste man sich nur im Berliner Hotel Maritim umschauen. Der geschätzte Frauenanteil im deutschen Fußballfunktionärs- und Fußballmanagerwesen betrug ein bis zwei Prozent, wenn überhaupt (Frauen gab's eigentlich nur im Hostessenkostümchen). „Der Frauenanteil wird sich erhöhen“, versprach Keller, „aber es muss natürlich über die Qualifikation gehen, anders macht es keinen Sinn.“ Dieser Offenlegung will er alsbald eine weitere folgen lassen – nach Gründung eines „Vergütungsausschusses“. Die Öffentlichkeit solle also erfahren, Stichwort Transparenz, was die Präsidiumsmitglieder im DFB so verdienen.

Glaubt man der Findungskommission, dann war auch die Berufung Fritz Kellers total transparent, Seifert wollte gar nicht verstehen, warum es in den Medien Kritik am Auswahlverfahren gegeben hat. „Das war keine Mausechlei“, insistierte er. In einem Unternehmen mache man das eben so. Punkt. Und wer sich jetzt noch bewerben wolle, der solle es bis zum Monatsende tun. Interessenten wie Ute Groth, Vorsitzende der DJK TuSA 06 Düsseldorf, müssten halt nur noch einen Landesverband finden, der sie unterstützt. Es versteht sich von selbst, dass Fritz Keller nichts gegen Konkurrenz hat. Warum auch, seine Wahl ist eh nur noch Formsache.

Ute Groth kommt von der Basis. Das hat sie auf gewisse Weise mit dem badischen Gemüts- und Genussmensch gemein: „Wenn man mit Leuten auf dem Platz steht, 'ne Wurscht isst, 'ne Schorle trinkt, dann ist das toll“, findet Fritz Keller. Die Zeit für solche Erlebnisse an der Graswurzel des Sports dürften knapp werden für ihn.



VOM WORT ZUR TAT

Wolfgang Herdtle ist taz Leser und Abonnent, Genosse und Förderer der taz Panter Stiftung

„Im Zeitalter digitaler Verwirrung ist die Förderung junger Journalistinnen und Journalisten durch die taz Panter Stiftung der richtige Weg und gibt mir Hoffnung.“

Journalistenausbildung machen viele. Wir nicht. Der taz Panter Stiftung geht es um die grundsätzliche Förderung von Journalismus. Wir holen jährlich 80 motivierte Menschen in unsere taz Akademie, um ihnen zu vermitteln, dass es ohne unabhängigen Journalis-



➔ BITTE UNTERSTÜTZEN SIE UNS! JETZT SPENDEN: TAZ.DE/SPENDEN

taz panterstiftung

GLS-Bank Bochum | BIC GENODEM1GLS | IBAN DE97 4306 0967 1103 7159 00
Weitere Infos: stiftung@taz.de | Tel. (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/stiftung



Mit dem E-Mountainbike durch die Alpen
Foto: imago-images

Lift unterm Hintern

Natursportler haben einen neuen Feind ausgemacht: die elektronisch betriebenen Mountainbikes. Sie erregen den Unmut der Wanderer und verursachen Unfälle in den Bergen. Das Fahren damit will gelernt sein

Von **Andreas Rüttenauer**

Der große Krieg ist eigentlich zu Ende. In den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden die letzten großen Schlachten geschlagen. Wanderer, die sich von Kiefernfeldern aus durch die wild-romantische Gießenbachklamm über steile Asphalt- und Schotterrampen hochgequält haben zum Brunnsteinhaus, wollten es lange nicht einsehen, dass die hochprozentigen Anstiege im Mangfallgebirge von Radfahrern als ideales Terrain betrachtet wurden. Wer seinerzeit mit dem Mountainbike in den bayerischen Voralpen unterwegs war, der musste mit Beschimpfungen rechnen. Weil aber die Hüttenbetreiber nichts gegen die neue Kundenschaft hatten, wurden Fahrradständer in über 1.300 Metern Höhe zur Normalerscheinung in den Bergen.

Längst haben sich die Wanderer daran gewöhnt, die breiteren Wege durchs Gebirge mit Radfahrern zu teilen. Dass Anfang August in einem Wandergebiet über dem Schliersee im Oberland ein Biker von einem Fußgänger regelrecht vermöbelt wurde, sodass er im Spital behandelt werden musste, darf man getrost als Ausnahme bezeichnen. Es gibt ohnehin neue Konfliktlinien in den bayerischen Bergen.

Michael Dürr kennt die Stimmung. Radlern, die sich ohne elektronische Unterstützung den Berg hinaufquälen, bekommen seit ein paar Monaten anerkennende Kommentare von Wanderern zu hören. „Bioradler“ nennt er sich, wenn er auf sein Mountainbike steigt. Dürr, ein Mann in den Vierzigern, so drahtig, wie man sich einen Bergfex im besten Sinne vorstellt, engagiert sich im Deutschen Alpen-

verein. Für die Sektion Schongau leitet er Mountainbike-Touren, gibt Techniktipps und führt Fahrtrainings durch. In diesem Jahr beackert er ein neues Feld. Er bringt interessierten Mitgliedern das Fahren mit dem E-Mountainbike bei.

Die sich angemeldet haben, waren alle schon mit dem E-Mountainbike unterwegs. Sie kommen mit dem eigenen Rad zur Schulung. Kursleiter Michael Dürr hat in einer Parkanlage einen kleinen Übungsparcours abgesteckt. Der wird am Übungstag nicht verlassen. Die Ammergauer Alpen hinter der malerischen Stadt im Pfaffenwinkel bleiben Kulisse an diesem Tag. Im Kurs geht es um das Erlangen der Bergreife für das Fahren mit dem E-Mountainbike.

Was die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dort feststellen: So richtig beherrscht keiner sein schweres Gefährt. Zwar ist es leicht, den Motor zuzuschalten, die kleinen Steigungen auf einem Grashügel zu überwinden, aber wenn es darum geht, immer kleinere Kreise zu fahren, Hindernisse zu überwinden, Geschicklichkeitsübungen mit einer Hand am Lenker zu absolvieren, sieht es anders aus.

Ganz schwierig wird es beim Bremsen. Für Dürr das zentrale Element seines Kurses. Die monströsen Räder mit den schweren Batterien so herunterzubremsen, dass die Wege keinen Schaden nehmen. Er sei vor Kurzem hochgefahren auf die Kenzenhütte, die auf gut 1.200 Metern Höhe über dem Lechtal liegt. Da seien ihm die Bremspuren aufgefallen. Er ist sich sicher, dass sie von E-Mountainbikes stammen. „Es geht darum, schonend zu fahren“, erklärt er. Die Übungsgruppe soll einen kleinen Schotterweg herunterfahren, Tempo aufnehmen und

am Ende so bremsen, dass die Laufräder nicht blockieren. So richtig mag das niemandem gelingen.

Das passt zu den Geschichten, die Bergführer in den Alpen zu erzählen wissen. Die Geschichte eines Paares aus Niedersachsen, das sich in Bad Reichenhall nagelneue E-Mountainbikes ausgeliehen hatte und damit hinaufgefahren war zum Müllnerhörndl in den Chiemgauer Alpen, hat Medienkarriere gemacht. Es wurde viel berichtet über den Einsatz der Reichenhaller Bergwacht. Die brauchte zwar das Paar nicht zu retten, doch weil die Sommerfrischler schließlich zu Fuß ins Tal hin-

„Die Regelung, dass E-Bikes als nicht motorisierte Fahrzeuge gelten, muss man überdenken“

Axel Döring, Revierförster

absteigen mussten, weil sie sich die steile Abfahrt nicht zutrauten, mussten die Bergretter die Bikes der beiden bergen.

Auch Robert Zimmermann, der im Kenzengebiet bei Schongau in der dortigen Bergwacht hütte regelmäßig Dienst schiebt, kennt das Problem. Im vergangenen Jahr hat er beobachtet, wie zwei Urlauber ihre Räder von der Kenzenhütte heruntergeschoben haben. Ein Rad fand die Bergwacht im Wald, während vom Besitzer keine Spur mehr zu finden war. Und in diesem Frühjahr habe er etliche Schürfwunden von E-Mountainbikern behandelt, die auf der Abfahrt gestürzt waren.

Zimmermann leitet die Sektion Schongau des Deutschen Alpenvereins. Er kennt die Debatten über die elektronischen Aufstiegshilfen im Fahrradlook, die in dem Verband geführt werden. Der wirkt einmal mehr ein wenig zerrissen, wenn es um das Thema E-Mountainbike geht. Einerseits ist der DAV ein Sportverband, der Bergsport ermöglicht und auch Wettbewerbe – etwa im Klettern – organisiert. Auf der anderen Seite versteht er sich als Umweltverband, der sich den Schutz der Bergwelt auf die Fahne geschrieben hat.

Im Juni vergangenen Jahres hat die Sektion München des Alpenvereins beschlossen, auf ihren neun Hütten in den Alpen keine Lademöglichkeiten für E-Mountainbikes mehr anzubieten. Kurz darauf hat die Mitgliederversammlung des DAV in Bielefeld eine Empfehlung an alle Sektionen ausgesprochen, diesem Beschluss zu folgen. Gleichzeitig schult der DAV weiterhin Übungsleiter wie Michael Dürr. Der tut nun sein Bestes, um den Kursteilnehmern wege- und naturschonendes Fahren beizubringen.

Für Axel Döring ist das ein Spagat. Döring war über 40 Jahre lang Revierförster in Garmisch-Partenkirchen und hat sich als Gegner von Olympischen Winterspielen in seiner Heimatgemeinde profiliert. Im BUND-Naturschutz kämpft er für den Erhalt des alpinen Lebensraums. Den sieht er durch E-Mountainbikes massiv bedroht. Mit dem „Lift unterm Hintern“ würden immer mehr Menschen auf schmalsten Pfaden die Berge hinauffahren. Es gehe schon lange nicht mehr darum, älteren Menschen einen Zugang zum Berg zu ermöglichen. Das E-Mountainbike sei zum Sport geworden, bei dem es darum gehe, mit Motorunterstützung

auch die abgelegensten Gipfel der Alpen zu erreichen.

Den Mountainbiker, der mit Muskelkraft unterwegs ist, halte die Schwerkraft noch auf. Für die E-Mountainbiker sei sie indes kein Problem mehr. Neben Flora und Fauna im Bergwald macht Döring noch ein weiteres „schützenswertes Subjekt“ in den Alpen aus: den Wanderer. Während dieser als Naturgenießer kontemplativ unterwegs sei, seien die E-Mountainbiker reine Naturbenutzer und letztlich auch -zerstörer.

Sorgen bereiten ihm vor allem die hohen Zuwachsraten im Bereich E-Mountainbike. Gut ein Viertel der 1 Million im Jahr 2018 verkauften E-Bikes waren Geländefahrräder. Im Vergleich zum Vorjahr ist der Absatz von E-Mountainbikes um beinahe 60 Prozent gestiegen. Die Tourismusindustrie in den Bergen hat den Trend längst entdeckt. Die ersten E-MTB Trails sind eröffnet: In der Schweiz bezeichnet sich die Eiger-Region um Grindelwald als E-MTB-Destination. Kitzbühel im österreichischen Tirol wirbt für sich mit einem Angebot von 77 Akkuwechselstationen als größte

E-MTB-Destination der Welt. Bosch, der führende Hersteller von E-Bike-Antrieben, schiebt diese Entwicklung an.

Mit einem aufwendig produzierten Clip wirbt Bosch für einen Bike-Park am Geißkopf bei Bischofsmais im Bayerischen Wald. In dem Video könne man sehen, wo der Trend hinführen werde, meint Döring. Es geht um Abenteuer in der Bergwelt, um das Erschließen neuer Wege durch die alpine Landschaft.

Dörings Idee ist einfach. Zum Schutz aller, die sich mit Muskelkraft durch die Berge bewegen, solle man das Bayerische Naturschutzgesetz neu anwenden. Darin sei geregelt, dass man sich durch Berge nur nicht motorisiert bewegen dürfe. Dass E-Bikes aufgrund ihrer Emissionsfreiheit als nicht motorisierte Fahrzeuge gelten, müsse man überdenken.

Handlungsbedarf sieht auch die bayerische Regierungspartei. In einem im Juni vorgestellten Papier schlägt die CSU Oberbayern vor, in den Alpen Schutz zonen auszuweisen, in denen Mountainbikes verboten wären. Das würde allerdings auch die Bioradler treffen.

Tipps & Infos

Die Geräte

Das Einsteiger-E-Mountainbike gibt es beim Discounter schon für 1.500 Euro. Die 25 Kilo schweren Räder sind für kürzere Touren über ebene Feldwege geeignet – für viel mehr nicht. Die sportlichen Geräte für Touren über Trails im Gebirge sind 5 Kilo leichter. Bis zu 11.000 Euro werden dafür gezahlt. Für 3.000 Euro ist ein voll gefedertes sporttaugliches E-MTB zu bekommen.

Die Gesetze

Ein Gefährt, das den Fahrer oder die Fahrerin bis zu einer Höchstgeschwindigkeit von 25 km/h nur dann elektrisch unterstützt, wenn in die Pedale getreten wird, ist einem Fahrrad ohne Motorunterstützung gleichgestellt. In Deutschland ist das motorunterstützte Fahren also grundsätzlich erlaubt. Fahren abseits von Wegen ist verboten.

An der Allgäuer Käsestraße gibt es nicht nur Emmentaler und Bergkäse. Franz Horn experimentiert mit Trüffeln und Basilikum

Ziemlich beste Freunde

Von Franz Lerchenmüller

Die besten Freunde von Franz Horn haben seltsame Namen: Streptococcus, Leuconostoc oder Lactococcus etwa. Und der Käser weiß genau, was er an ihnen hat: „Diese winzigen Kerle schlüpfen noch ins letzte Löchlein rein und machen ihre Arbeit. Ohne sie würde der Käse nach gar nichts schmecken.“ Denn erst sie, die Bakterien, bauen den Zucker ab und verwandeln ihn in Säure.

Wenn man dem stämmigen Westallgäuer mit der silbernen Käseharfe im Ohr in seiner kleinen, blitzblanken Käsestube zuhört, spürt man: Da mag einer, was er tut. „Man muss wissen: Was wollen die Bakterien, was können sie? Dann kann man mit ihnen spielen und immer wieder etwas Neues ausprobieren.“ Einen Frischziegenkäse mit Basilikum etwa, oder einen Schafskäse mit Trüffeln – das sind die beiden jüngsten Versuche.

Vor Kurzem ist der 62-jährige gesundheitsbedingt aus der Käseerei in Grünenbach ausgeschieden, wo er 35 Jahre lang gearbeitet hat. An die 2.000 kleine Laibe Bauernkäse reifen da für eine Lindenberger Firma heran, jeden Tag haben er und seine beiden Mitarbeiter 170 neue dazu gestapelt. Seine Privatsennerei hier oben aber ist seit fast zwanzig Jahren Experimentierstube und Spezialitätenwerkstatt zugleich: Alles, wofür der 5.200-Liter-Kessel in Grünenbach zu groß war, entstand hier.

Horns Heimat ist das Westallgäu, die sanfte Hügellandschaft zwischen Isny, Lindau und

Oberstaufen. Um die Region bekannter zu machen, wurde 1997 die Westallgäuer Käsestraße gegründet und 2013 zur Allgäuer Käsestraße erweitert. Die gibt es zum einen tatsächlich, als ein viele Kilometer umfassendes Rad- und Wanderwegenetz, das zwischen Isny, Immenstadt, Lindau und Wangen wo immer möglich Nebenstraßen nutzt.

Zum anderen ist sie ein Zusammenschluss am Wege liegender Betriebe: Käseereien, Gaststätten, Läden und Bauernhöfe, die ihre Kühe noch ohne Silage und Soja, nur mit Gras und Heu füttern. Das heißt: Der Besucher kann sich Teilabschnitte erwandern oder erradeln, und erfährt nebenbei alles über das Lebensmittel, das das Allgäu seit Beginn des 19. Jahrhunderts geprägt hat wie kein anderes.

In Sennereien in Steibis, Hopfen, Isny oder Börserscheidegg kann man zusehen, wie die Käser, immer picobello ganz in Weiß, mit ihren Käseharfen die gestockte Milch brechen, die körnige Masse in Formen packen oder die Käselaike in den Kellern immer wieder mit Salzwasser abbürsten. Man erfährt, dass die Beliebtheit des Emmmentalers gern schwankt, dass der Absatz des pikanten Bergkäses etwas zurückgeht und heute vor allem milde Sorten gefragt sind: Alles, was etwas weicher ist und nach Butterkäse schmeckt, erfährt derzeit großen Zuspruch.

Neben dem milden, fast süßlichen Emmentaler ist deftiger, rotschmieriger „Backsteiner“ im Angebot, sahniger Camembert und schließlich auch der scharfe „Weißlacker“, der genauso schmeckt, wie die Geschichte seiner Entstehung vermuten lässt: So, als habe jemand

Unterwegs im Allgäu

Hirnbein-Weg

An den Visionär und Geschäftsmann Carl Hirnbein, der Anfang des 19. Jahrhunderts den Käse ins Allgäu gebracht hat, erinnert der gleichnamige Weg, der sechseinhalb Kilometer zwischen Weitnau und Missen durch das Westallgäu führt.

Franz Horn

www.bergstätt-käse.de

Käseschule

www.kaeseschule.de

Allgäuer Käsestraße e. V.

Zu Fuß oder mit dem Rad – entlang der Allgäuer Käsestraße lässt sich diese schöne Ferienregion erleben.
www.allgäuer-käsestraße.de

Die Bauernläden

Betriebe wie das Hofgut Ratzenberg bei Lindenberg oder die Bergwies Biokäseerei Butterblume in Maierhöfen verkaufen meist nicht nur hausgemachten Käse.



Bei der Käseherstellung im Allgäu Fotos: Juice Images/Getty Images

einen Romadur ein halbes Jahr im Salzbad vergessen und hinterher festgestellt, dass das, was übrigblieb, durchaus noch zum menschlichen Verzehr geeignet sei. Schaf- und Ziegenkäse, wie Franz Horn sie produziert, kamen im Allgäu dagegen erst in den letzten Jahren auf den Markt.

Im Dorfhaus in Thalkirchdorf können Interessierte sogar ihren eigenen Käse herstellen. Unter den Schwarz-Weiß-Fotos attraktiver Allgäuer Braunvieh-Schönheiten erwärmen die Teilnehmer, mit weißen Schürzen und Kopfhäuben angetan, in Mini-Kupferkesseln die Milch auf 35 Grad. Anschließend geben sie Lab dazu, das Fermentiermittel, und schneiden die eingedickte Masse mit einer Minikäseharfe zu Käsebruch. Den füllen sie in einen Plastikbehälter und nehmen am Ende

einen Allgäuer Weichkäse nach Feta-Art mit nach Hause. Natürlich hat die Käseherstellung auch im Allgäu längst jede Romantik verloren. Produziert wird auf Masse, die EU achtet streng auf Hygiene. Dass Bauern beim Abfließen der Milch einst in der Käseküche herumstanden und die Sennerei der Umschlagort für Klatsch und Tratsch war, klingt wie Folklore aus guter, alter Zeit. Heute sind die Abläufe zeitlich streng getaktet, Computerprogrammierung und genaueste Protokollführung haben die schwere körperliche Arbeit von einst abgelöst.

Der Kunde erwartet angeblich ein immer gleiches Produkt. Und also gilt es, alle Schwankungen im Geschmack, wie sie einst durch Föhn, Schnee oder blühenden Löwenzahn ausgelöst wurden, auszuschließen.

In Börserscheidegg und Isny, Rutzhofen und Bremenried und all den anderen kleinen Betrieben an der Käsestraße aber spürt man: Da sind noch Leute zugange, die ihr Handwerk lieben. Die immer noch weiter alle Möglichkeiten ausloten wollen, die in der Milch stecken, die stolz sind auf ihr Produkt und gern darüber erzählen: „Man muss den Käse schätzen und manchmal auch mit ihm schwätzen“, verrät Franz Horn.

Er hat seine Neugier und seine Experimentierlust auch nach dreieinhalb Jahrzehnten im Beruf nicht verloren. Die Händler, mit denen er zusammenarbeitet, können ein Lied davon singen: Der Meister versucht sich an Käse mit Senfsorten oder Pfefferminz, er experimentiert mit Chiliflocken im Käseteig statt als Rinde, und er

räuchert: Wie groß dürfen Käse sein, um den Rauchgeschmack anzunehmen? Welche Holzsorten sorgen für welchen Nuancen? Vertragen sich Rosmarin oder Lavendel mit Rauch?

Wie der Käse schmeckt, hängt bei seiner Art der Produktion immer von vielen Faktoren ab. Die Niederschlagsmenge spielt eine Rolle, die Nord- oder Südlage der Wiesen, die Gesundheit und Lebenslust des Viehs. Kein Bordeauxliebhaber könnte kundiger und genussvoller über seine schönsten Flaschen sprechen. „Jeden Morgen komme ich hier rein und sehe mir den Käse an. Ich habe ihn gemacht, ich rieche ihn, ich kenne ihn und ich weiß sofort, ob irgendetwas nicht stimmt.“

Gute Freunde eben. Und die soll bekanntlich niemand trennen.

deutschland für eigensinnige

Wir machen Intervallfasten bei Reiseberichten aus der Ferne. Bis August werden wir ausschließlich spannende Deutschlandthemen auf unseren Reiseseiten veröffentlichen. Weil wir und unsere Leser*innen sensibel auf die Vielfliegerei reagieren, aber vor allem weil Deutschland ein interessantes Reiseland ist. Unsere Deutschlandgeschichten mit regionalen Qualitätsangeboten, Tipps, Anregungen und Hinweisen auf kulturelle Besonderheiten werden im Herbst 2019 in unserem neu überarbeiteten Reiseführer „Deutschland für Eigensinnige“ veröffentlicht.

reisen

UNTERWEGS
Reiseverliebt ...
Wandern | Berge | Meer
Skilanglauf | Stadt | Kultur
Reisekatalog: www.unterwegs.eu ☎ 0531-347427

anders reisen
POLARLICHTREISE ----- Finnland
----- thewhiteblue.de

frankreich
SPÄTSOMMER IN SÜDFRANKREICH:
Zimmer & großzügige FeWo im alten Gutshaus, entspannte Atmosphäre, Frühstück auf der Terrasse, Park, Pool & Boules, südfranzösische Küche & beste Weine... neue Website:
www.auberge-du-cedre.com

griechenland
Ferien im "Garten der Musen" am Strand am Golf von Korinth im traditionellen Seliatika für Enthusiasten von Natur, klassischer Musik und Alt-/Neugriechisch Lernen. Neu: nur 2 Stunden mit dem Zug vom Flughafen Athen. Auch

für ein schöpferisch-geselliges und günstiges Überwintern vorausplanen mit freiem Pflücken aller Zitrusfrüchten aus unserem 4000qm Obstblumengarten. Schimmel-Flügel, Klaviere, Cello u.v.m! Dazu ein 6-Zi-Ferienhaus mit Klavier, Obstgarten, Meerblick und ein idyllisches Berghaus nahe Bergsee zum Baden und Wandern www.idyllion.eu
☎ 00 30 210 34 61 034
mobil 0030 69 72 26 33 56

Kleinanzeigen online aufgeben?

www.taz.de

Erste Hilfe!
Leisten Sie erste Hilfe für die Tiere dieser Welt!
IFAW INTERNATIONALER TIERSCHUTZ-FONDS
Tel.: 040-866 500-0
Email: info-de@ifaw.org

Hermann von Pückler-Muskau: Semilasso in Afrika

Eine Reise durch Nordafrika im Jahr 1835.

In Algerien begann die mehrjährige Reise Pücklers rund um das Mittelmeer. Durch seine Herkunft standen dem Fürsten Türen offen, die kaum ein anderer Reisender ungestraft durchschreiten konnte. Ebenso fachkundig wie die politische Situation bereitet der große, ironische Stilist die vieltausendjährige Besiedlungsgeschichte Nordafrikas für uns auf.



»Pückler vertritt wie neben ihm nur noch Goethe die kosmopolitische Tendenz deutscher Kultur und Literatur.«
(Heinz Ohff, Pückler-Biograph)

ISBN 978 3 941924 03 1,
736 Seiten, Leinen im Schutzzumschlag. Im Originalumfang von 1836, mit allen Abbildungen der Erstausgabe, einem ausführlichen Register, Erläuterungen zum geschichtlichen Hintergrund und Kurzbiographien der erwähnten Personen. 49 € (D). In jeder Buchhandlung oder unter www.verlag-der-pioniere.de



taz shop

Ziehtiere

Die ersten Follower für Ihre Kleinen eiern mit ihren asymmetrisch gelagerten Rädern auf lebenswürdige Art den Kindern hinterher. Aus massivem Holz hergestellt in einer Schweizer Werkstatt für Menschen mit Behinderung.
Frosch Falk, B 9 x H 11,5 x T 10 cm, € 29,00
Hund Jan Maße: B 16 x H 12 x T 18 cm, € 19,00



10% Rabatt für taz-Abonent*innen & taz-Genoss*innen

tazShop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21
10969 Berlin | T (030) 25902138 | tazshop@taz.de | www.taz.de/shop

Verschämte Stellvertreter

Besuch bei einer Agentur, die von Flug- bis Autoscham sämtliche unangenehmen Klimagefühle ihrer zahlungswilligen Kunden übernimmt

Von **Andreas Rüttenauer**

Die Wände sind nicht verputzt, auf dem Boden sind eher notdürftig ein paar Teppiche ausgebreitet und an den Fenster- rahmen kleben noch die Werbehinweise des Herstellers. Der nüchterne Raum, in dem sich an diesem Samstagvormittag etwa 100 Menschen versammeln, ist nicht viel mehr als ein Provisorium. Seit etwa einem Jahr kommen dort Menschen zusammen, um gemeinsam Schamdienste zu verrichten.

Menschen von allen Generationen treffen sich in dem ehemaligen Kühlhaus einer Schlachtereier: Männer mit weißen Rauschbärten, wursthaarige Jugendliche, Frauen, die ihre gebatikten T-Shirts so gut gepflegt haben, dass sie nach gut dreißig Jahren immer noch zu gebrauchen sind. Es ist ruhig in der Halle. Wie eine Andacht mag diese stille Versammlung auf die Beobachter wirken. Doch es ist kein Gottesdienst, der da veranstaltet wird. Die 100 Menschen, die so kontemplativ und gelassen wirken, sind gekommen, um gemeinsam zu arbeiten. Sie sind professionelle Fremdschämer.

„Scham ist das große Thema unserer Zeit“, erläutert Otto Hankel. Als sich Greta Thumborg, die schwedische „Nervensäge“, wie er sie augenzwinkernd nennt, vor einem Jahr das erste Mal vor ihre Schule gesetzt hat, um für den Klimaschutz zu schwänzen, ist ihm die Idee für sein Business gekommen. Der Mittvierziger, der mit seinen kurz geschorenen Haaren und seinem krokodilbesetzten Poloheemd so aussieht, als würde er den Klimawandel am liebsten mit seinen Golfschlägern vertreiben, bezeichnet sich selbst als überaus umweltbewusst.

„Natürlich bin ich kein Öko“, sagt er und zeigt auf seinen BMW. „Aber die Umwelt liegt mir dann schon am Herzen.“ So sehr, dass ihn im Oktober des vergangenen Jahres ein unerwartet schlechtes Gewissen plagte, nachdem er von Frankfurt nach München geflogen war. „So etwas kannte ich bis dato nicht.“ Für Hankel begann an diesem Tag ein neues Leben.

Den Moment bezeichnet der Selfmademan heute als sein Erweckungserlebnis. Ihm war sofort klar, dass er sich umgehend zu schämen hatte. Das Wort Flugscham war damals schon in vieler Munde. Nun hatte es ihn erwischt. „Glauben Sie mir“, ruhig fixiert Hankel jetzt mit den Augen seinen Gesprächspartner. „Ich hätte mich damals wirklich gerne geschämt.“ Hankel lehnt sich zurück. „Aber ich hatte beim besten Willen keine Zeit dafür.“

Geschäftsidee nach Inlandsflug

Termine habe er gehabt, stand kurz vor wichtigen Vertragsabschlüssen mit großen Playern in der Branche. „Amazon, Google, Microsoft ...“, so Hankel. Mit einer kleinen Textnachricht habe dann all das begonnen, was er sich hier bis heute aufgebaut hat, erzählt er. „Habe Mist gebaut. Inlandsflug Frankfurt–München. Ich liebe dich!“ Mehr stand nicht in der WhatsApp, die er seiner Freundin geschickt habe. Die Antwort kam postwendend. „Das ist ja schrecklich. Ich denk ganz fest an dich. Kim.“ Er habe sofort, so Hankel, gespürt, dass sich Kim für ihn geschämt hat. „Verstehen Sie, ich brauchte mich nicht mehr selbst zu schämen. Kim hat das für mich erledigt.“ Eine neue Geschäftsidee war geboren.

Heute kann er über mangelnde Kundschaft nicht klagen. Das Geschäft

läuft. Seine Agentur für Fremdscham kann die Nachfrage kaum noch stillen. Immer mehr Menschen wenden sich über die kundenfreundliche Shame-App an Hankels mittlerweile weit über 300 Mitarbeiter. Jede Woche stelle er neue Bewerber ein – für das Callcenter oder direkt für den Schambereich, das Herz seines Unternehmens.

Beim Business mit dem schlechten Umweltgewissen seien die Grenzen des Wachstums noch lange nicht erreicht. Es seien nicht nur die teuren Pakete, die über die App gebucht würden. Wer sich die Scham für einen Inlandsflug abnehmen lassen möchte, der muss bis zu 600 Euro bezahlen. „Dafür schämt sich eine Mitarbeiterin aber auch mindestens einen ganzen Tag lang.“

Erstschämer würden natürlich Rabatte bekommen, erklärt Hankel. „Wir gehen da in gewisser Weise schon auch in Vorleistung“, sagt er. Billiger kommt weg, wer sich die Scham über das Verwenden einer Plastiktüte abnehmen lassen möchte. Wer wissen möchte, was es kostet, sich das schlechte Gewissen wegen eine Fahrt mit dem SUV zum nächstgelegenen Bäcker reinigen zu lassen, der findet in der App eine detaillierte Preisliste.

„Ich habe mich schon lange nicht mehr selbst geschämt“, sagt Joachim Frauendorfer. Er steht neben seinem nagelneuen Porsche Cayenne und wirft einen anerkennenden Blick über das Firmengelände der Fremdschamagentur. „Klar weiß ich, dass es scheiße ist, heute noch einen SUV zu fahren“, sagt er. Deshalb sei es ihm ja auch so wichtig, dass sich jemand für ihn schämt.

Frauendorfer ist Stammkunde bei Hankel. Der lädt in regelmäßigen Abständen seine besten Kunden ein, damit sie die Mitarbeiter, die sich für sie



Illustration: Deniz Metz

schämen persönlich kennenlernen können. Frauendorfer ist beeindruckt von der Begegnung mit seiner Schämerin. Andrea Reifensteiner hat zwar nicht viel Zeit für den Mann, dem sie in gewisser Weise ihren Job verdankt, ein paar Worte konnten die beiden immerhin wechseln. Nun ist Frauendorfer voller Bewunderung für die Frau, die schon seit acht Jahren vegan lebt, den Behörden ihren Führerschein zurückgeschickt hat und im Urlaub nur an Orte verreis, die sie zu Fuß erreichen kann. „Ich könnte das nicht“, sagt Frauendorfer mit glasigen Augen.

Anwerbung auf dem Kirchentag

„Da treffen oft Welten aufeinander“, meint Hankel. Die Dankbarkeit der Kunden sei für ihn mindestens ebenso wichtig wie der Umsatz, den er mit seinem Geschäft mache. Dass er schon so bald voller Zufriedenheit über seine Zahlen schauen würde, hätte er zunächst nicht gedacht. Er habe sich nicht vorstellen können, überhaupt genug Leute zu finden, die bereit sind, sich für andere zu schämen. Das Re-

cruiting, mit dem er auf dem Evangelischen Kirchentag begonnen hat, habe ihn dann schnell eines Besseren belehrt. „Da finden Sie genug Leute, die sich sowieso den ganzen Tag schämen für die Schlechtigkeit der Welt“, sagt Hankel. Viele hätten gezögert bei der Vorstellung, Geld anzunehmen für etwas, was sie ohnehin den Lieben, langen Tag täten. Dann hätten sie allerdings angeheuert. Hankel reibt Zeigefinger und Daumen aneinander und grinst.

Nun brummt der Laden. Ein neues Fremdschamzentrum wird gerade gebaut. 500 Schämerrinnen und Schämer sollen bald dort arbeiten. Das gemeinsame Schämen habe sich als unheimlich effektiv erwiesen, so Hankel. Die Mitarbeiter unterstützen sich gegenseitig, wenn es gilt, sich für einen Interkontinentalflug zu schämen. „Da wird auch schon mal geweint“, sagt Hankel und wirft einen Blick über seine Mitarbeiter. „Ohne Greta“, sagt er dann, „wäre all das hier nicht möglich.“ Eine Träne läuft über seine Wange: „Wir sollten ihr unendlich dankbar sein.“

gurke der woche

Auf den rund um die Uhr laufenden **Nachrichtentickern** erscheinen nicht nur Meldungen, sondern auch **gekauften Pressemitteilungen**. Schon länger verschwendet die AfD auf dieser Bühne Geld im **hysterischen Muss-Modus**. „Weidel: Wirtschaft muss sich endlich laut zu Wort melden“ oder „Gauland: Russland muss zurück in die G7-Runde“ oder „Gauland: Seehofer muss endlich handeln“, kreischt es dauernd. Da gibt es nur eine Antwort: **Ruhig, Brauner!** Müssen müssen wir gar nichts.

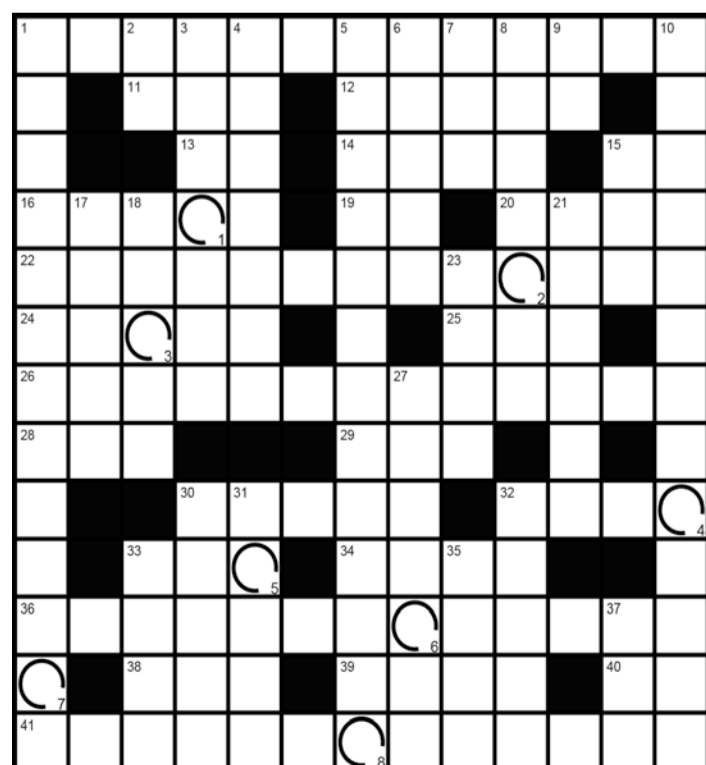


das wetter

Der Weltmeister

Blut und Schweiß flogen fett durch die Seile. Die dicken Tropfen landeten auf den Gesichtern der Zuschauer, die entsetzt aufsprangen. Aber ihre Protestschreie gingen unter in den Buhrufen der tobenden Menge. Tjard Wilbur war seinem Gegner im Ring wie immer haushoch überlegen. Jede seiner Aktionen wurde von Pfiffen begleitet. Er würde dem Boxen schaden, behaupteten seine Feinde. Denn Wilbur war der erste

boxende Formwandler, wie nie ein Champ zuvor hatte er völlig neue Kampftechniken entwickelt. Kam er mit Schlägen nicht weiter, veränderte Wilbur den Aggregatzustand seines Gegners. Statt ihn mit einer harten Geraden auf die Bretter zu schicken, ließ er ihn flüssig oder gasförmig werden. Was dem Ringrichter das Anzählen nicht erleichterte. Einen Boxer zu verflüssigen, war das nun ein technischer K.o.? Weltmeister Wilbur war das egal.



Wahres Rätsel 363 von RU

Die Ziffern hinter den Fragen zeigen die Buchstabenanzahl.

- Beritt der Aljiew-Dynastie (13); Gaubereiter Meiler (13)
- Knapp bevor und sowieso (2)
- Robert Gernhardt bemerkte, dass zwar jedes dumme Schwein berühmt werden, aber keine Sau das machen wolle (7)
- Er passt nicht recht in die Adelslinie (7)
- Tendenziell autistisch (13)
- Bitte, woher? (5)
- Worüber führen wir noch mal mit ruderloser hölzerner Wurzel? (3)
- Möglichkeiten, beim Lotto gering (7)
- Retroruf zu 2 (2)
- Tarifkonsequenzen infolge von Hartz IV (13)
- Maosukzessor (3)
- Keine Distanz für Teleobjektive (5)
- Das passt doch! (2)
- Doro hat sie verlassen (4)
- Nicht wahr?! (2); Hyperrar (3)
- Laut Oscar Wilde die einzige Lust, derer man nicht müde wird (5)

- Vorgelegt macht es den Kommissaren weiter Arbeit (5)
- Mal Hirschhaltiges, mal Wildschweines, mal Hasenhaftes (5)
- Die Hälfte von 39 (2)
- Für Wilhelm Busch die aufrichtigste Form der Anerkennung (4)
- Sie geht mit Lob, Urkunden und Orden einher (6)
- Für Trump die verlogenensten Fake-News-Verbreiter (13)
- Süßgetränk mit Sack (4)
- An seinen Ufern stritten sich John Wayne und Montgomery Clift rot (5)
- In jeder Aera ist noch Luft (3)
- Zeitliches Angebot von Späts (13)
- Die aufzumachen, löst bei Durstigen große Freude aus (7)
- Albernes Kraftwort für Zukunftsvorbereitungen (3)
- Kommt angeblich mit der Zeit (3)
- Tabea kann es nur bei Schüttelfrost zu dem Geistlichen bringen (5); Großfürst der Magyarenstämme und Dynastiebegründer (5)

- Fontane'sche Baumfrucht(5)
- Dadurch wird es etwas teurer (4); Immer geradeaus (5)
- So redeten Onassis Maria und Jacqueline an (3); Götternasen (4)
- Tiroler Berg mit Olympiaschanze (4)
- Biblischer Staatssekretär am persischen Hofe (4)
- Gar nicht mal schlecht, wenn sich eine Sache derart pflanzlich entwickelt (13)
- Mit dem Mit-Wort haben Ex-Perten krumme Milliarden-Dinger gedreht (3)
- Der Code steht gestrichen auf fast allem, was über den Ladentisch geht (Abk.) (3)
- Doppelt verstärkte Antwort aufs Kontra? Fließt letztlich in den Atlantik (4)
- Wir alle in New York (Abk.) (2)
- Sie zu erfüllen, sollten Erwachsene für den Nachwuchs wachsam sein (13)
- Umlaute sind nicht zugelassen. Die Buchstaben in den eingekreisten Zahlenfeldern ergeben in geänderter Reihenfolge das Lösungswort: Die stellt der List sich klug entgegen (8)

Auflösung vom 17. 8. 2019: **TAGESTOUR**
 1 FERTIGPRODUKT, FRIEDENSREICH; 2 RHEIN; 3 TARNANZUEGE; 4 INTER; 5 GA; 6 PUMPENSUEMPFE; 7 REO; 8 ORT; 9 ULTRA; 10 KATUN; 11 TUERKISFARBIG; 12 HANAUER; 13 LAU; 14 INERT; 15 MOTETTE; 16 INE; 17 RUR; 18 DONAR; 19 ORETO; 20 EISBANK; 21 INCH; 22 BELOHNNUNG; 23 ER; 24 INN, INK; 25 NETZANSCHLUSS; 26 TAG; 27 ULEN; 28 SAMEN; 29 STAU; 30 KUH; 31 OLAF; 32 ROGER; 33 RANGE; 34 THEMA, TEE; 35 GASMAENNER; 36 ANTI; 37 IMMEN; 38 MAN; 39 PNEU; 40 NB; 41 GIFT; 42 IR; 43 HINTEREINGANG
 Gewinner: Eva Emstkötter, Münster; Rainer Grimm, Bayreuth; Hanna Rosentreter, Amstetten
 Zu gewinnen gibt es je ein Buch eines taz-Autors oder einer taz-Autorin. Schicken Sie das Lösungswort bitte bis zum Einsendeschluss am 28. 8. 2019 (Datum des Poststempels) per Postkarte an: taz, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, oder per E-Mail an: raetsel@taz.de. Der Rechtsweg ist wie immer und für alle Ewigkeit ausgeschlossen.

ÜBERM KESSEL RAND

Die Menschen, die in Biarritz leben, nennen ihre Stadt und die Region drumherum momentan einen „Bunker“. 10.000 Polizisten wurden an die Atlantikküste verlegt, um den Gipfel der Staats- und Regierungschefs der sieben führenden Industrienationen (Russland gehört nicht mehr dazu) zu schützen. Das Heer wurde mobilisiert, die Luftwaffe und die Marine. Sogar Boden-Luft-Raketen sind auf den grünen baskischen Hügeln installiert worden.

Auf der Gegenseite treffen seit Montag Menschen aus ganz Europa im Protestcamp am Rand der französischen Grenzstadt Hendaye ein. Das Camp wurde mithilfe lokaler Behörden durchgesetzt, unterstützt von Bürgermeister Kotte Ezenarro, der genervt ist von der Angstmacherei vor den Demonstranten durch die Sicherheitsbehörden. Es ist für Ezenarro „verrückt“, den G7 hier durchzuführen, noch dazu mitten im Urlaubshochsommer. Er will als „Privatmann“ an den „interessanten Debatten“ teilnehmen.

Im Camp werden bis zum Wochenende des G7-Gipfels, vom 24. bis zum 26. August, zwischen 5.000 und 10.000 Menschen leben, protestieren und auf dem Gegengipfel debattieren. Der wird in Hendaye und auf der anderen Grenzseite auf dem Messegelände Ficoba in Irun von Mittwoch bis Samstag stattfinden. Er endet mit einer internationalen Großdemonstration über die streng kontrollierte Grenze hinweg. Vorher soll auf 40 Veranstaltungen und 70 Workshops über Alternativen zu G7 und deren neoliberale Politik gesprochen werden, die von den USA, Kanada, Japan, Deutschland, Großbritannien, Frankreich und Italien vorangetrieben wird.

An Händen und Füßen gefesselt

Letztlich kann daran wohl auch Luc (sein voller Name ist der Redaktion bekannt) teilnehmen. Der freie Mitarbeiter von Radio Dreyeckland (RDL) in Freiburg befindet sich erneut auf dem Weg durch Frankreich zum Gegengipfel. Bis vergangenen Montag war aber noch unklar, ob er überhaupt bis dorthin durchkommt.

Bereits am 8. August geriet Luc in der Nähe der französischen Stadt Dijon, wo er derzeit wohnt und arbeitet, in eine Polizeikontrolle. Er wurde sofort festgenommen, in eine Abschiebezelle gesperrt und fast 24 Stunden später nach Deutschland abgeschoben. „Mit Hand- und Fußfesseln versehen, wurde ich mit 160 Kilometern pro Stunde mit Blaulicht nach Kehl gefahren und dort abgesetzt“, sagt er. Gedroht wurde ihm mit einer dreijährigen Haftstrafe, sollte er vor dem 29. August, also vor oder während dem Gipfel, französischen Boden betreten. Denn sein Name steht auf einer der Listen, auf denen unter



Karikatur: Oliver Stenzel

Vorfall „fatal“ an die Vorgänge beim G20-Gipfel in Hamburg. Sie hat sich mit einer umfassenden Frageliste an die französischen Behörden gewandt.

Für RDL zeigt sich daran, wie willkürlich gegen missliebige Personen vorgegangen werde, die Unschuldsvermutung nichts mehr gelte und Grundrechte wie die Freizügigkeit für EU-Bürger ausgehebelt würden, wenn diese, aus welchen Gründen auch immer, auf einer „Schwarzen Liste“ stehen. Im Fall von Luc sei im ersten französischen Beschluss lediglich ausgeführt worden, er sei „verdächtig“, beim G20-Gipfel in Hamburg Straftaten verübt zu haben. Dazu komme, dass er vor eineinhalb Jahren in der Nähe des geplanten französischen Endlagers Cigéo für hochradioaktiven Atom Müll in Lothringen in eine Polizeikontrolle geraten sei, wo seine Personalien aufgenommen wurden, als er für RDL über den Widerstand gegen das Endlager berichtete. „Das war mein erster Kontakt mit der französischen Polizei mit Kontrolle der Personalien überhaupt“, sagt er.

Experten vom „Institut für Bürgerrechte & öffentliche Sicherheit“ an der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin haben immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass auf Schwarzen Listen nicht nur „Gewalttäter“ oder „Straftäter“ geführt werden, sondern auch Beschuldigte, Verdächtige oder „sonstige Personen“. Es genüge sogar eine „Prognoseentscheidung“, um jahrelang in diesen Listen gespeichert zu bleiben. Und die reiche aus, um aus einem EU-Mitgliedsland geworfen zu werden, in dem man gemeldet ist und arbeitet.

Der potenzielle Delinquent

Die Staus an der Grenze zu Frankreich sind derzeit kilometerlang, die Gegend rund um das mondäne Seebad Biarritz, Bühne des G7-Gipfels am Wochenende, gleicht einem Hochsicherheitstrakt. Ein Mitarbeiter von Radio Dreyeckland wurde aus dem Land geworfen.

Von Ralf Streck

„Politisch Motivierte Kriminalität Links (PMK Links)“ sogenannte „Störer“ oder „Gefährder“ geführt werden.

Die Informationen über ihn stammen mit großer Wahrscheinlichkeit vom Bundeskriminalamt, das verschiedene Gefährder-Listen führt. Es war zu erwarten, dass das BKA sie vor dem G7 an die französischen Behörden übermitteln würde. Offenbar folgt Frankreich einem Vorgehen, wie man es schon vom G20-Gipfel in Hamburg her kennt. Dort wurde Journalisten eine zuvor erteilte Akkreditierung wieder entzogen (Kontext berichtete). Aufklärung? Fehlzeige. Nachdem

weder das Bundeskriminalamt noch das Bundespresseamt plausible Gründe für dieses Vorgehen nennen konnten, klagten betroffene Journalisten. Aber auch nach fast zwei Jahren wurde am Verwaltungsgericht in Berlin dazu nichts entschieden.

Rauswurf war illegal

Im Fall von Luc ging zumindest die vorübergehende Klärung in Frankreich deutlich schneller. Seine Anwältin Muriel Ruff erzwingt vergangene Woche eine Eilentscheidung vor dem Verwaltungsgericht in Paris. Dabei stellte sich heraus, dass das Vorgehen der französischen Be-

hörden und der Beschluss des dortigen Innenministeriums illegal waren. Dem RDL-Mitarbeiter wurde eine Entschädigung von 1.000 Euro zugesprochen – ein „kleiner Erfolg“, wie er sagt, auch gegen Frankreichs Innenminister Christophe Castaner.

Im Verfahren erfuhr die Anwältin, dass aus dem Innenministerium bereits ein neuer Beschluss gegen ihren Mandanten Luc vorliegt. Der versuchte zunächst in Kehl bei der deutschen Polizei Näheres zu erfahren, dann auf der Polizeistation in Straßburg. „Die Beamten erklärten mir nur, dass nichts gegen mich vorliegt“, erzählt er. Also machte er sich erneut auf den Weg quer durch Frankreich – zunächst nach Dijon, um sich bei seinem Arbeitgeber zu melden, denn seinen Arbeitsvertrag konnte er seit seiner Abschiebung nach Deutschland nicht mehr erfüllen. Ob er je in Biarritz ankommen wird? „Nach Ansicht meiner Anwältin habe ich aber nun genug getan, um die Lage zu klären“, sagt er.

Nur ein Bluff?

Bleibt die Frage, ob der zweite Beschluss des Innenministeriums nur ein Bluff war, eine Maßnahme zur Einschüchterung, um den RDL-Mitarbeiter doch noch an einer kritischen Berichterstattung zu hindern? Für das freie Radio stand das fest. Der Freiburger Sender hatte deshalb „auf Schärfe“ gegen die Maßnahme protestiert. Die RDL-Redaktion erinnert der



Luc wieder auf freiem Fuß und auf dem Weg nach Biarritz. Foto: Indymedia

Von unserer Kontext-Redaktion

Possierliche Tierchen

EDITO RIAL

Politiker sind faszinierende Geschöpfe, wendig wie Mauersegler, anpassungsfähig wie Chamäleons, lernfähig wie ... ähm, ja. Diesen Eindruck wollen sie zumindest gerne vermitteln, mit selbstlosem Blick auf die jeweils nächste Wahl. Die geschätzten SZ-Kollegen Roman Deinerer und Wolfgang Wittl illustrierten diese Eigenheiten kürzlich sehr hübsch am Beispiel des bayrischen Ministerpräsidenten Markus Söder: Der habe sich „als Bienenretter neu erfunden“ und könne „praktisch keinen Satz mehr ohne das Wort ‚Blühstreifen‘ bilden.“

Für derlei Phänomene muss man freilich nicht erst nach Bayern schauen. In Baden-Württemberg wirbt derzeit CDU-Fraktionschef Wolfgang Reinhart vehement für mehr Bäume und kritisiert den

grünen Koalitionspartner für zu wenig konkrete Maßnahmen im Klimaschutz. Noch viel grüner als die Schwarzen sind aber die Gelben: Dass FDP-Landeschef Theurer kürzlich blumenumrankte Avancen gegen Kretschmann schickte, dass es nur so knisterte, ist dabei mitnichten erst der Anfang. Nein, die Liberalen haben nun offenbar die Klimakrise als verbindendes Element mit den Grünen entdeckt, und seit Längerem vergeht kein Landesparteitag ohne den Hinweis darauf, dass eigentlich die FDP die erste Umweltpartei war, dass sie schon für Ökologie standen, als die jungen Grünen noch mit dem Einmotten ihrer Mao-Bibeln beschäftigt waren.

Das mag all jene verwundern, die bisher dachten, die FDP stehe vor allem für radikalen Wirtschaftsliberalismus, Steuerersenkungen, kurz: für ein Selbstverständnis als Stütze des kapitalistischen Systems. Na

ja, das sind sie schon auch noch, aber auf liberaler Seite gibt man sich zuversichtlich, dass mit den entsprechenden Anreizen ja wohl Umwelt- und Klimaschutz im Kapitalismus unterzubringen wären.

Nein, geht nicht, meint dagegen Tomasz Konicz. Im Kapitalismus sei ressourcenschonendes Wirtschaften aufgrund der dem System innewohnenden Logiken schlicht nicht möglich, schreibt der Journalist in einem Kommentar für Kontext. Grund sei vor allem der Wachstumszwang der Volkswirtschaften, der letztlich auch dazu führe, dass selbst Konzepte wie „Green New Deal“ und „Green Growth“ nur Chimären bleiben. Die einzige Rettung: das System ändern, so Konicz in seinem meinungsstarken Debattenbeitrag.

Ob wirksame Maßnahmen noch ergriffen werden oder nicht, der Klimawandel sei ohnehin nicht mehr zu verhindern oder aufzuhalten, meint der ehemalige Stuttgarter Stadtklimatologe Jürgen Baumüller. Die Anpassung an das Unvermeidbare sei daher die Devise, und dafür ist die Stadt im topografisch ungünstigen, weil Extremhitze förderlichen Talkes-

sel gar nicht so schlecht aufgestellt – im Prinzip. Denn seit 2012 hat Stuttgart ein Klimawandel-Anpassungskonzept, kurz KLIMAKS. Nur mit der Umsetzung der darin geforderten Maßnahmen sieht es momentan noch etwas mau aus, wie unser Autor Jürgen Lessat in „Hallo Hexenkessel“ dokumentiert (nur online).

Ist ja alles sehr ernüchternd und demprimierend, und dann bringt Kontext



Zoon politikon. Foto: Jens Volle

auch noch seine erste Katzen-Schaubühne. Zur Hölle, was kommt als nächstes?! Die Promi-Big-Brother-Dokumentation, wild in die Artikel ploppende Auto- und Discounter-Werbung oder Gastbeiträge von Jan Fleischhauer? Keine Sorge, auch im Falle der possierlichen Pelznäuel sind wir nicht von unserem streng aufklärerischen Impetus abgewichen und haben uns von einer hochseriösen Studie der Uni Wien namens „Funny Cats and Politics“ leiten lassen. Der zufolge wird auf Social-Media-Seiten die Aufnahmefähigkeit für Beiträge mit politischen Inhalten verbessert, wenn diese zwischendurch immer wieder mit Humoristischem wie lustigen Katzen-Videos aufgelockert werden.

Sehen Sie es daher, liebe Leserinnen und Leser, als unseren Beitrag dafür, Sie noch aufnahmefähiger zu machen. Für den schweren Konicz-Text etwa, oder für die Gesellschaftsutopie der feministisch-kommunistischen Soziologin und Philosophin Frigga Haug – ein Text, der so anregend ist, dass wir ihn knapp vier Jahre nach dem ersten Erscheinen glatt noch einmal aus dem Archiv holen (nur online).

DEBATTE

Besonders zu Beginn der Proteste der Fridays-for-Future-Bewegung prangerten deren Kritiker gerne die scheinbare Inkonsistenz der Streikenden an: Es seien größtenteils Mit-

telklasse-Kids, die von ihren Eltern mit lukrativen Jobs in energiehungrigen Konzernen in spritfressenden SUVs zur Demo chauffiert würden. Das Alltagsverhalten der Protestierenden würde also ihren eigenen Postulaten einer radikalen ökologischen Wende widersprechen. An wenigen Orten tritt dieses absurde Phänomen deutlicher zutage als in den „Autostädten“ wie Wolfsburg oder eben Stuttgart, den Zentren der deutschen Exportindustrie, die den Verbrennungsmotor in alle Winkel der globalisierten Welt ausführt. Das Auto scheint den Regionen ihren Wohlstand zu verschaffen – und es ist Träger der drohenden ökologischen Verwerfungen.

Doch diese evidente Widersprüchlichkeit ist gerade keine Frage der subjektiven Heuchelei angeblicher „Gutmenschen“, wie es die Neue Rechte in ihrer reaktionären Kritik der Klimaproteste gerne behauptet. Sie ist die Folge der dem Kapitalismus innewohnenden Widersprüche, die sich auch im Handeln der einzelnen Subjekte widerspiegeln. Konkret: Die soziale Existenz unterm Kapital ist gegenwärtig nur um den Preis der eskalierenden Klimakatastrophe möglich. Die kapitalistische Ökonomie ist, wie hier gezeigt werden soll, nicht in der Lage, die ökologische Krise zu lösen.

Wachstumswang und endliche Ressourcen

Einen ersten Ansatzpunkt, die Unvereinbarkeit von Kapitalismus und Klimaschutz zu erfassen, bietet der Wachstumswang, der die kapitalistischen Volkswirtschaften charakterisiert – die, sobald die Konjunktur erlahmt, in den Krisenmodus übergehen. Das permanente, uferlose Wachstum des Bruttosozialproduktes ist dabei nur der volkswirtschaftliche Ausdruck der Verwertungsbeziehung des Kapitals. Als Kapital fungiert Geld, das durch einen permanenten Investitionskreislauf vermehrt, also „akkumuliert“ oder „verwertet“ werden soll.

Entscheidend dabei ist: Diese Akkumulationsbewegung ist an eine stoffliche Grundlage in der Warenproduktion gebunden. Der Verwertungsdynamik des Kapitals muss – einem Waldbrand



gleich – immer neues „Brennmaterial“ zugeführt werden. Spätestens seit dem Ausbruch der Finanzkrise ab 2007 dürfte klar geworden sein, dass der Prozess der Kapitalakkumulation an die Warenproduktion gekoppelt ist – und nicht etwa auf den Finanzmärkten aufgrund reiner Spekulationsprozesse dauerhaft aufrechterhalten werden kann.

Auch die Idee einer Dienstleistungsgesellschaft nach dem Vorbild der USA, die sich von der warenproduzierenden Industrie weitgehend entkoppelt haben, hat sich als Chimäre entpuppt. Ohne nennenswerte warenproduzierende Industrie geht die gesamte kapitalistische Volkswirtschaft langfristig vor die Hunde. Deswegen stellen die gegenwärtigen Handelskonflikte, insbesondere zwischen den USA und China, vor allem Kämpfe um Standorte der Warenproduktion dar.

Trump will die USA wieder „groß machen“, indem er sie durch Protektionismus reindustrialisiert. Alle größeren Volkswirtschaften und Wirtschaftsräume sind bemüht durch entsprechende Politik, durch Protektionismus oder Exportorientierung, ihre Industrie zu halten oder auf Kosten der Mitbewerber zu sanieren. Der Exportweltmeister BRD ist hier das große Vorbild.

Die aktuellen Handelskriege sind damit eine implizite Bestätigung des Marx'schen Wertbegriffs. Demnach wird Wert haupt-



Kapital killt Klima

Wer Klima und Menschheit retten will, muss an den Wurzeln ansetzen: Die kapitalistische Weltwirtschaft ist aufgrund der ihr innewohnenden, zunehmenden Widersprüche nicht in der Lage, die drohende Katastrophe abzuwenden. Ein Diskussionsbeitrag.

Von Tomasz Koniecz

sächlich bei der Warenproduktion generiert. Ohne nennenswerten Industriezweig fällt die Dienstleistungsbranche in eine Elendsökonomie nach US-Vorbild, die Finanzmärkte gehen in Blasenbildung und Crashes über.

Wie gestaltet sich nun der Kernprozess der Verwertung von Kapital? Auf der bornierten betriebswirtschaftlichen Ebene scheint ja alles rationell abzulaufen: Ein Unternehmen investiert in Lohnarbeit, Rohstoffe, Maschinen, Produktionsstandorte, um die dort hergestellten Waren mit Gewinn zu veräußern – wobei die Lohnarbeit alleinige Quelle des Mehrwerts ist. Es ist die einzige, auf dem Arbeitsmarkt zu erwerbende Ware, die mehr Wert herstellen kann, als sie selbst wert ist. Letztendlich akkumuliert das Kapital immer größere Mengen verausgabter, abstrakter Arbeit. Hiernach wird das nunmehr vergrößerte Kapital reinvestiert – in mehr Rohstoffe, Maschinen etc., um einen neuen Verwertungskreislauf zu starten. Die scheinbare Rationalität kapitalistischer Warenproduktion auf betriebswirtschaftlicher Ebene dient somit gesamtgesellschaftlich einem irrationalen Selbstzweck, einer verselbstständigten und unkontrollierbaren Dynamik: Der uferlosen Vermehrung des eingesetzten Kapitals.

Der konkrete Gebrauchswert einer Ware ist dabei nur als notwendiger Träger des Mehrwerts von Belang. Und genauso sehen auch die Gegenstände aus, die diese kapitalistische Verwertungsmaschine ausspuckt: Sie sollen durch moralischen Verschleiß oder durch geplante Obsoleszenz möglichst schnell veralten, unbrauchbar und ersetzt werden, damit die Nachfrage

Kätzchen als Köder

Knuffig, oder? Ha, reingefallen! Der Cat-Content ist nur ein Mittel zum Zweck: Laut einer Studie der Uni Wien verbessern lustige Kätzchen zwischen den Schlagzeilen die Konzentrationsfähigkeit der Leserschaft und erleichtern die Verarbeitung politischer Inhalte. Und weil man für diesen Text beides gut brauchen kann, haben wir ihn mit Katzen bebildert. Außerdem sind sie halt einfach süß. Aber jetzt genug Kätzchen gekuckt!

nie gesättigt ist. Die Autoindustrie muss Jahr um Jahr neue Modelle auf den Markt werfen, Apple-Notebooks mit Unibody können kaum noch repariert werden, und nichts ist peinlicher als das iPhone vom vorletzten Jahr. Der Spätkapitalismus produziert buchstäblich für die Müllhalde, um hierdurch der stockenden Verwertungsmaschine immer wieder neue Nachfrage zu verschaffen. Und dies ist ja für jedes Marktsubjekt nur zu vernünftig.

Die Produktivitätsfalle

Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene entfaltet diese Logik aber ihr verheerendes Potenzial, da mit erfolgreicher Kapitalakkumulation auch die Aufwendungen für den Produktionsprozess – Rohstoffe und Energie – permanent erhöht werden müssen. Somit gleicht schon das kapitalistische „Business as usual“ einem Prozess der Verbrennung von immer mehr Rohstoffen. Die zusehends schwindenden Ressourcen dieser Welt bilden das immer enger werdende Nadelöhr, durch das sich dieser irrationale Prozess der Kapitalverwertung unter immer größeren Friktionen hindurchzwängen muss. Beide ökologischen Krisenprozesse – die Ressourcenkrise wie die Klimakrise – werden durch diesen Verwertungsprozess, der wie ein automatisch nach Maximalprofit strebendes Subjekt agiert, entscheidend befördert.

Das Kapital als verselbstständigte Dynamik (Marx sprach in diesem Zusammenhang vom „Fetischismus“) ist aufgrund dieser Notwendigkeit permanenter Expansion das logische Gegenteil einer ressourcenschonenden Wirtschaftsweise, die notwendig wäre, um ein Überleben der Zivilisation zu sichern. Die Menschen sind unterm Kapital einer blindwütigen Verwertungsdynamik ausgeliefert, die sie buchstäblich selber erarbeiten.

Befeuert wird dieser Prozess der Weltverbrennung durch das immer höhere Produktivitätsniveau der kapitalistischen Weltwirtschaft. Hier ließe sich von einer regelrechten Produktivitätsfalle sprechen: Es sind gerade die ungeheuren Produktivitätssteigerungen der spätkapitalistischen Warenproduktion, die zur Eskalation der ökologischen Krise maßgeblich beitragen. Mit technologischen Fortschritten müsste es eigentlich möglich sein, Ressourcen immer effizienter zu verwerten – tatsächlich aber steigt ihr Verbrauch in der Gesamtbilanz Jahr für Jahr. Da die Lohn-

arbeit die Substanz des Kapitals bildet, führen die permanenten Steigerungen der Produktivität dazu, dass die „effiziente“ Verschwendung von Ressourcen ins Extrem getrieben wird. Je höher die Steigerung der Produktivität, desto weniger abstrakte Arbeit ist in einem gegebenen Quantum Ware verdinglicht. Mit steigender Produktivität nimmt der Druck zu, immer mehr Waren abzusetzen. Wenn etwa ein Fahrzeughersteller die Produktivität um zehn Prozent bei der Einführung eines neuen Fahrzeugmodells erhöht – was durchaus branchenüblich ist –, dann muss er auch zehn Prozent mehr Autos umsetzen, um bei gleichem Produktpreis die gleiche Wertmasse zu verwerten – oder jeden zehnten Arbeiter entlassen.

Um den Verwertungsprozess des Kapitals aufrechtzuerhalten, müssen daher bei steigender Produktivität entsprechend mehr Waren produziert und abgesetzt werden. Je größer die Produktivität der globalen Industriemaschinerie, desto größer ist also auch ihr Ressourcen hunger, da die Wertmasse pro produzierter Einheit tendenziell abnimmt. Ein Versuch, in der kapitalistischen Weltwirtschaft eine ressourcenschonende Produktionsweise einzuführen, ist somit unmöglich – er käme einer Kapitalvernichtung gleich.

Es scheint absurd: Eine Produktivitätssteigerung, die eigentlich zur Realisierung einer ressourcenschonenden Wirtschaftsweise unabdingbar ist, wirkt im Kapitalismus wie ein Brandbeschleuniger. Denn die funktionalistische Rationalität muss stets dem irrationalen Selbstzweck uferloser Kapitalverwertung dienen. Aus diesem durch Rationalisierungsschübe ins Extrem getriebenen Verwertungsdruck ergibt sich die besagte Tendenz zur immer weiter beschleunigten effizienten Ressourcenverschwendung.

Chimäre Green New Deal

Das globale Produktivitätsniveau lässt auch die Vorstellung einer ökologischen Energiewende binnenkapitalistisch zu einer Chimäre verkommen, die im Rahmen



des „Green New Deal“ gerade diskutiert wird. Die Idee, durch staatliche Investitionsprogramme mit der „Ökobranche“ eine neue Leitindustrie zu etablieren, scheitert an der mangelnden Verwertung von Lohnarbeit in der Warenproduktion. Den notwendigen massiven Investitionen in eine entsprechende Infrastruktur stehen keine Massen von Arbeitsplätzen in der Ökobranche gegenüber, deren Besteuerung die Staatsinvestitionen tragen könnte.

Der Vergleich mit dem Fordismus kann hier lehrreich sein. Es ist illusorisch

Uferloses Wachstum ist ein irrationaler Selbstzweck.

Fotos: Jens Volle (links) und Joachim E. Röttgers (alle übrigen)

zu glauben, dass bei der Produktion in der „ökologischen“ Industrie im 21. Jahrhundert solch hohe Beschäftigungseffekte erzielt werden könnten, wie sie im Zuge der Automobilmachung des Kapitalismus in den 1950er oder 1960er Jahren erreicht wurden. Solarzellen und Windkraftträder werden nicht so produziert wie Autos noch vor wenigen Jahrzehnten, als Tausende ArbeiterInnen an endlosen Montagetageländern in genau festgelegten Zeitintervallen stupide Handgriffe tätigten. Bei der heute erreichten Automatisierung gelten auch für die Herstellung alternativer Energieträger ähnliche Probleme der „Überproduktivität“, die die deutsche Autoindustrie und der Maschinenbau nur durch Exportoffensiven auf Kosten anderer Volkswirtschaften kompensieren können. Deswegen diskutieren auch alle über die Kosten, und nicht über die Chancen einer „Energiewende“.

Ein ökologischer Wandel hätte sich allein wegen der krisenbedingt zunehmenden Konkurrenz zwischen Konzernen und Nationalstaaten längst durchgesetzt, wenn er einen Konkurrenzvorteil böte und den nationalen Standorten neue wachstumsstarke Industrien erschließen würde. Aufgrund des sehr ungünstigen Verhältnisses zwischen den gigantischen Kosten und der mageren realen Verwertung von Arbeitskraft in der „Ökobranche“ ist die Energiewende aber eher ein Klotz am Bein der Nationalstaaten im globalen Konkurrenzkampf. Deutschland hat es ja bereits im Rahmen seiner Energiewende versucht – mit bekanntem Ausgang. Inzwischen ist die Bundesrepublik einer der größten Klimasünder Europas. Ein kapitalistischer Green New Deal



scheitert somit an den eskalierenden inneren Widersprüchen des hyperproduktiven Kapitalismus.

Zukunft nur jenseits des Kapitals

Dabei sind die materiellen und technischen Bedingungen einer ökologischen Wende längst gegeben. Das enorme Produktivitätspotential, das die Umweltzerstörung aktuell nur weiter beschleunigt, könnte jenseits des Kapitalverhältnisses zur Errichtung einer nachhaltigen Wirtschaftsweise beitragen. Erst wenn die gesellschaftliche Reproduktion nicht mehr dem Selbstzweck der Kapitalverwertung untergeordnet ist, sondern direkt der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dient, kann eine ökologisch nachhaltige Wirtschaftsweise umgesetzt werden. Eben dies müsste auch die sich formierende Klimabewegung reflektieren.

Beim Kampf gegen den drohenden ökologischen Kollaps geht es somit nicht um einen reaktionären Antiproduktivismus, um eine Rückkehr zu archaischen Produktionsweisen. Vielmehr müssten die technischen Möglichkeiten, die der Kapitalismus hervorgebracht hat, in einem ungeheuren transformatorischen Akt jenseits des Kapitalverhältnisses zum Aufbau einer nachhaltigen Gesellschaftsformation verwendet werden. Die Produktivitätsfortschritte, die derzeit nur die Verbrennung der globalen Ressourcen beschleunigen, würden dann tatsächlich deren Schonung ermöglichen. Es geht letztendlich, auch im Zusammenhang mit dem Kampf gegen die Klimakrise, um die Befreiung der Produktivkräfte aus den Fesseln der kapitalistischen Produktionsverhältnisse.

Die Überwindung des Kapitals als einer verselbstständigten gesamtgesellschaftlichen Dynamik stellt folglich eine Überlebensfrage der Menschheit dar. Die ökologische Bewegung müsste bei ihrer diesbezüglichen Argumentation somit nicht so sehr an die Moral der Menschen appellieren, sondern an ihren Überlebensinstinkt.

GESELLSCHAFT

Ein heißer Spätnachmittag im August. Autoschlängen zuckeln in Stop-Motion durch den zähen Feierabendverkehr. Motorenlärm und miese Luft. Ein Mann mit Helm brüllt heiser „Segg!“ in das halb heruntergelassene Fenster eines neuen Volvos, nachdem der ihn schier in seinem Liegefahrrad touchiert hat. Tatort Stuttgarter Süden.

Wer das „Revier 5“ nur von seinen legendären Veranstaltungen kennt, läuft den kurzen Weg von der U-Bahn-Haltestelle Erwin-Schöttle-Platz meist im Dunkeln. Wenn alle Liegefahrradfahrer schlafen. Sieht die Fassade und Umrisse des historistischen Baus an der Böheimstraße, Ecke Karl-Kloß-Straße nur im sanft-orangen Licht der nächtlichen Straßenbeleuchtung. Ist beeindruckt von der stattlichen Erscheinung des denkmalgeschützten Gebäudes. Wer das Revier von innen kennt, kennt nicht nur die Menschen, die in ihm wohnen, sondern auch die alternative Kulturszene Stuttgarts. Oder er kennt jemanden, der mal einen kannte, der mal eine Nacht in der geschlossenen Arrestzelle im Keller des Kulturdenkmals verbracht hat.

Bei Tageslicht sieht das Revier aus wie eine dicke Oma, die zwei Weltkriege gesehen hat: Porös, aber stolz. In den Mauern des ehemaligen Polizeireviers Nummer 5 stecken viele persönliche Geschichten. Nachdem das 1904 erbaute Gebäude in jungen Jahren als Pfarrhaus diente, nutzte es die Polizei. Danach zogen mit der Evangelischen Gesellschaft wieder Kirchenfreunde ein, die das alte Revier zum Frauen- und Mädchenwohnheim umfunktionierten. Vier Stockwerke. Zehn Zimmer. Gewölbekeller. Bröckelnde Fassade. Schimmelnde Bäder. Undichte Fenster. 390 Quadratmeter vollrenovierungsbedürftige Gesamtfläche. Das Objekt hat in über hundert Jahren viel mitgemacht.

Einmal ist sogar ein riesiger Steinbrocken aus dem lädierten äußeren Gemäuer gebrochen. Einfach so. Ein Glück, dass niemand erschlagen wurde. Der Bewohner des Zimmers dahinter hielt sich schon aufgrund seiner emotionalen Ausbrüche beim Videospiele für verantwortlich (was natürlich Quark ist). Auf einem Streifzug durch das Treppenhaus und die Zimmer muss man ebenfalls keine Superheldin sein, um festzustellen: Die dicke Oma ist hart runtergrockt.

Dank der WG atmet die alte Lady

Doch die Wohngemeinschaft des Revier 5 hat sich trotzdem in sie verknallt. Seit zehn Jahren kümmert sie sich in wechselnder Besetzung liebevoll um dieses Haus. Belebt die alte Dame mit Herzblut und viel Kreativität. Akzeptiert ihre Alterserscheinungen, hält sie fit und haucht ihr mit Lesungen, Konzerten, Partys, Vorträgen, Spenden-, Soli- und Politveranstaltungen einen subkulturellen Atem ein. Immer offen als Treffpunkt für verschiedene Gruppen wie Bands, die Regionalgruppe des Netzwerks für Demokratie, Courage e. V. oder eine Sambagruppe. Immer stark für ein solidarisches Miteinander. Immer bereit für Diskussionen und kritische Auseinandersetzungen. Bereit, 750.000 Euro zu stemmen, um das Haus endlich nicht nur zu mieten, sondern gemeinsam mit dem Miethäusersyndikat zu kaufen.

2016 stand das Projekt in den Startlöchern. Kurz darauf kam die Ernüchterung: Der Eigentümer zog sein Verkaufsangebot aus steuerlichen Gründen vorläufig wieder zurück und vertröstete



Home is where 1 Heart is

Wo in Stuttgart sind eigentlich die Vermieter, die normal im Kopf sind? Hier kein Platz mehr für Band-Proberäume. Dort fliegen Menschen aus ihren vier Wänden und können nichts dagegen tun. So ergeht es auch der Wohngemeinschaft „Revier 5“, die nach jahrelangem Kampf Ende des Jahres ihr Zuhause verlieren wird. Ein Stich in den Rücken der alternativen Stuttgarter Kulturlandschaft.

Von Elena Wolf, mit Fotos von Jens Volle



Das Haus war einmal eine Polizeiwache.

die WG auf 2019. Doch jetzt macht ihnen der Hausbesitzer nach einem jahrelangen Balztanz um die Trümmer-Oma einen endgültigen Strich durch die Rechnung. Ende des Jahres heißt es für die Revierler überraschend „Tschö“. Ende Gelände.

„Wir haben davon geträumt, bezahlbaren Wohnraum zu schaffen, der nicht vom regulären Immobilienmarkt abhängig ist“, erzählt Revierlerin Jule, während sie am großen Holztisch in der Wohnküche des Erdgeschosses sitzt und durchs Fenster auf die vielbefahrene Straße schaut. Es ist erstaunlich still hier drin. Als hätten sich die vielen Autos im Feierabendverkehr vor dem Haus in Liegefahrräder verwandelt. „Das liegt an den dicken Panzerglasscheiben“, erzählt Jule weiter und grinst. „Die sind noch aus der Zeit, in der die Polizei hier drin war“. Einmal hätten nachts besoffene Reviergegner aus dem rechten Milieu versucht, die Scheibe mit einem Stein einzuwerfen. Sie hat jedoch nicht einmal einen Kratzer davon getragen. Wie die anderen BewohnerInnen schüttelt Jule nur enttäuscht den Kopf, wenn sie über die aktuelle Situation ihrer Wohngemeinschaft spricht.

„Klar haben wir die Kündigung vom Stuttgarter Mieterverein checken lassen. Doch da hat sich rausgestellt, dass der Hauptmietvertrag zwischen dem Besitzer und dem Hausverwalter geschlossen wurde und wir nur einen Untermietvertrag haben“, sagt Mitbewohner Jo, während er wie ein Tiger durch die Küche streunt und hastig einen Milchcafé im Glas ext, bevor er zur Abendschicht in ein Stuttgarter Café ausruht. „Und da nur Hauptmieter gerichtlich gegen eine Kündigung vorgehen können, haben wir keine Chance, die anzufechten.“ Schöner Scheiß.

Generell sei die Kommunikation mit dem Hausbesitzer über den zwischengeschalteten Verwalter immer schwierig gewesen. Selbst wenn es um existenzielle Schäden wie einen drohenden Wasserrohrbruch im Haus gegangen sei. Einmal stand der Revierkeller sogar unter Wasser. Im Frühjahr dieses Jahres beauftragte der Besitzer des Gebäudes dann zwei GutachterInnen, um den Zustand der alten Lady zu prüfen. „Hier gibt es nicht viel schönzureden“, war damals deren Aussage, erzählt Jule. Kurz darauf sei ein Architekt im Haus gestanden, der es wohl kaufen wollte – für eine Million Euro. „Aha, dachten

Selbst gezogenes Gemüse auf selbst gebauter Terrasse.

wir, da sind sie also, die Konditionen, die uns der Hausbesitzer nach mehrmaligem Nachfragen dieses Jahr nie mitgeteilt hat“, sagt Jule. „Wir sind einfach übergangen worden.“ Basti nickt. Auch er fliegt Ende des Jahres aus dem Revier und weiß noch nicht recht, wie es weitergehen soll.

Der Plan ist trotzdem: Zusammenbleiben und zusammenhalten. Am liebsten würde der Verein geschlossen in eine andere Immobilie ziehen. Aber das scheint in Anbetracht der Wohnraumsituation ein nur wenig aussichtsreiches Unternehmen. Dabei haben sie so viel zusammen erlebt und in das Wohnprojekt investiert. „Wir haben das Revier auch immer als politisches Projekt verstanden, das Chancen sucht, Wohnraum mit sozialverträglichen Mieten zu etablieren und Raum für kreative Projekte zu schaffen“, erzählt Sarah. Während Jo durch die Türe nach draußen flitzt, kommt eine Revierlerin von der Arbeit und wirft ihre Tasche auf die Sitzbank am Holztisch.

Gegen jegliche Moral und ohne Rücksicht

So wie das Revier 5 ein Paradebeispiel für eine kreative, clevere Lösung gegen Wohnungsnotstand ist, scheint der Besitzer des Gebäudes ein Beispiel für das aktuelle Problem in Großstädten zu sein: Hausbesitzer und Vermieter, denen es nur darum geht, Objekte möglichst teuer zu vermieten oder zu verkaufen. Gegen jegliche Moral. Ohne Rücksicht, ohne das Bewusstsein für die eigene Rolle, die sie in einer Stadtgesellschaft spielen, in der Menschen irgendwann nur noch arbeiten, damit sie sich Wohnungen leisten können, die sie nur zum Schlafen nutzen, weil weder Raum noch Zeit oder Geld für Freizeitgestaltung und Leben übrig sind.

Der Rausschmiss der Revier-5-WG ist ein Stich in den Rücken von Menschen und Projekten, die sich gegen die Zombifizierung der Stadt einsetzen. „Wir sind traurig, dass wir uns von unserem Zuhause trennen müssen“, sagt Sarah, die auf der Terrasse hinter dem Haus sitzt und Jule zuschaut, wie sie kleine Tomaten von einem Strauch pflückt. Kürzlich erst haben die Revierler die Terrasse zusammen fertig gebaut. Und sie wären auch bereit gewesen, in Zukunft weiter an der dicken Oma zu basteln und sie zu renovieren. Doch diese Gedanken müssen sie sich jetzt nicht mehr machen.

Was mit dem Gebäude nach dem Auszug der Wohngemeinschaft passiert, wissen sie auch nicht. Ebensowenig was mit ihnen selbst nächstes Jahr passiert. Irgendwie mögen sie nicht so recht glauben, dass Schluss ist. Nach all den Jahren. „Irgendwie surreal“, sagt Sarah und legt einen kleinen, messingfarbenen Kompass mit Kette auf den Holztisch.

„Den habe ich von meinem besten Freund geschenkt bekommen“, sagt sie. Der wohne zwar nicht hier, sei aber Mitglied im Verein. Denn das Revier ist nicht nur Wohnort, sondern auch Treffpunkt. „Ein Zuhause halt“, sagt Sarah und wiegt in ihrer Hand den kleinen Kompass, auf dem in schwungvollen Lettern steht: „Home is where 1 Heart is – von REVIER her.“

Angebote, Nachrichten aller Art und Liebesbriefe sind von der Wohngemeinschaft Revier 5 ausdrücklich erwünscht. Am besten per Facebook oder per Mail an wohnprojekt_stuttgart@gmx.de.



Ein Prosit dem Untergang: Revierler Jo, Basti, Jule.



Die Arrestzelle im Keller.



Michael Theurer (rechts) mit Christian Lindner und Nicola Beer beim FDP-Dreikönigstreffen. Fotos: Joachim E. Röttgers

468

POLITIK

Michael Theurer ist mit vielen Wassern gewaschen. Als Deutschlands jüngster Oberbürgermeister regierte er einst in Horb, er saß im Landtag und im Europaparlament,

inzwischen ist er Fraktionsvize im Bundestag und jederzeit willig, Schlagzeilen zu produzieren. Erst recht mitten im Sommerloch. Der 52-Jährige rechnet seine FDP auf rund zehn Prozent hoch bei der nächsten Landtagswahl, und den Grünen unter Winfried Kretschmann traut er zu, „nach oben abziehen“, eher in Richtung 40 Prozent. Und prompt stellt sich als Ergebnis Folgendes ein: „Und plötzlich ist es nicht mehr ausgeschlossen oder würde es mich jedenfalls nicht wundern, wenn am Ende sogar Grün-Gelb möglich wäre.“

Mal davon abgesehen, dass sich am Ende sehr viel schütteln und rütteln müsste, bis eine derartige Konstellation zu Stande käme, ist Theurers Vorstoß auch als Eingeständnis liberaler Fehleinschätzungen zu werten. Auf Bundesebene spielt die Partei, die 2018 nach dem Wiedereinzug in den Bundestag keine Regierungsverantwortung übernehmen wollte, eine der kleineren Nebenrollen. In der Demoskopie hängt sie bei acht, höchstens neun Prozent fest oder auch schon mal darunter. Und ein alter Spruch von Ex-Landeschef Walter Döring drängt sich in die Erinnerung: „Wenn in den Umfragen eine Sieben auftaucht, droht Gefahr.“

Die FDP könnte längst mitregieren

Im Land könnte die FDP längst mitregieren, wenn Fraktionschef Hans-Ulrich Rülke nur gewollt hätte. Er wollte aber nicht, vermutlich nicht zuletzt, weil der Bundesvorsitzende Christian Lindner zwar der SPD in Rheinland-Pfalz, nicht aber den Grünen in Baden-Württemberg mit FDP-Stimmen zur Macht verhelphen mochte. Rülke hatte seinen Landesverband auf einem kleinen Parteitag in Pforzheim wenige Wochen vor der Wahl 2016 praktisch im Alleingang auf die stramme Ablehnung einer Koalition mit der SPD und den Grünen festgelegt, nicht zuletzt des Zupferds Kretschmann wegen. Ausdrücklich mit ihm begründet der FDP-Landeschef nun die Wende: Er sehe niemanden, der „Kretschmann den Schneid abkauft“. CDU-Spitzenkandidatin Susanne Eisenmann werde am engen Band geführt und bekomme in wesentlichen Punkten der Bildungspolitik nichts durch: „Ich bin gespannt, ob die CDU unter Eisenmanns Führung zulegt oder noch weiter absackt.“

Gespannt sind auch andere, die ebenfalls über den Sommer mit Malen nach Zahlen beschäftigt waren. In zyklischen Wellen schwappen die Debatten über die

Malen nach Zahlen

Jetzt also Grün-Gelb: Der Liberale Michael Theurer errechnet sich eine Regierung mit Winfried Kretschmann. Dabei wird doch seit Monaten über eine Deutschland-Koalition diskutiert, die den grünen Ministerpräsidenten kippen möchte. Die Flexibilität, die die FDP an den Tag legt, wird der Osten der Republik nach den drei anstehenden Wahlen vielleicht noch brauchen.

Von Johanna Henkel-Waidhofer

sogenannte Deutschland-Koalition aus CDU, SPD und FDP über die landespolitische Szene. Erst recht, seit sich wesentliche Teile der CDU nach der Nominierung ihrer resoluten Spitzenkandidatin Susanne Eisenmann gut vorbereitet fühlen für einen Aufbruch zu neuen Ufern. „Wir haben die richtige Spielerin“, jubelte CDU-Fraktionschef Wolfgang Reinhart, „spätestens 2021 wollen wir die Villa Reitzenstein wieder einnehmen.“ Spätestens, wohlgemerkt.

Vom Großfeuerwerk ist unter grünen StrategInnen die Rede, mit dem der kleinere Regierungspartner im Herbst versuchen werde, die Arbeit zu stören. In einzelnen Ministerien gehe die Angst um vor einem „fliegenden Wechsel“, sagt einer, der es wissen muss. Und vom Ministerpräsident selber ist ohnehin bekannt, dass er schon mal mit dem Zaunpfahl winkt, wenn seine Partei in heiklen Fragen nicht so will wie er: Dann buchstabiert er vor, dass die CDU rein rechnerisch schon heute ganz anders könnte.

Bei einem fliegenden Wechsel wäre Kretschmann Geschichte

So gesehen hat der FDP-Landeschef mehr als nur einen Sommerloch-Luftballon steigen lassen. Mit den Grün-Gelb-Spekulationen – statt Jamaika käme flaggenmäßig Brasilien – ist aber klar, dass ein derartiger fliegender Wechsel nicht nur die SPD, sondern die Liberalen ebenso in heftige Turbulenzen stürzen würde. Dass die Spekulationen dennoch nicht verstummen wollen, hängt vor allem daran, dass die CDU nicht nur den ungeliebten Komplementärpartner los würde. Auch Kretschmann wäre bei einem fliegenden Wechsel Geschichte, dürfte kaum in die Rolle des Oppositionsführers rotieren, sondern das Feld insgesamt Jüngeren überlassen und 2021 gar nicht mehr antreten.

Theurer schaut aber nicht nur auf Baden-Württemberg, sondern zugleich in den Osten und auf die anstehenden

Wahlen am 1. September in Sachsen und in Brandenburg und am 27. Oktober in Thüringen. In allen drei Ländern komme die FDP von einem „sehr, sehr niedrigen Niveau“ und sei zudem „strukturell nicht besonders stark verankert“. Maximal fünf Prozent weisen die aktuellen Umfragen aus, und objektiv betrachtet würde die Regierungsbildung in Dresden, Potsdam und Erfurt erheblich einfacher, wenn die Liberalen den Einzugs in die drei Landtage nicht schafften.

Angesichts des Hochs der AfD ist nach heutigem Stand in keinem der drei Länder eine Zweier-Koalition möglich. Vielmehr müssten sich beispielsweise in Sachsen CDU, SPD und Grüne zusammenschließen – ob das reicht gegen AfD und Linke, steht aber dahin. Schwarz-Rot-Gelb käme den aktuellen Umfragen zufolge sogar nur auf 40 bis 42 Prozent. Noch schwieriger ist

die Lage in Thüringen. Bevor die Klimadebatte die Grünen von ebenfalls fünf oder sechs Prozent auf im Osten noch nie erreichte Werte über zehn Prozent spülte, ließen Umfragen Regierungen ohne AfD überhaupt nur dann möglich erscheinen, wenn sich CDU und Linkspartei in eine für beide Seiten kaum zumutbare Koalition begäben. Inzwischen hat sich das Bild aufgehellt: Es könnte reichen für Rot-Grün-Rot, ebenso wie in Brandenburg, wo die Demoskopie für die Ökopartei derzeit noch nie dagewesene 16 Prozent ausweist.

Die FDP sieht sich als erste Ökopartei

In der Theorie wird, gerade seit die großen alten Volksparteien nicht mehr nur an den Rändern erodieren, viel über Koalitionsfähigkeit unter DemokratInnen nachgedacht. Ein zusätzlich verbindendes Element ist die Klimakrise. Im Südwesten, dem Stammland der Liberalen, vergeht kaum ein Parteitag ohne den Hinweis darauf, dass eigentlich die FDP die erste Umweltpartei war. Noch Mitte der Achtziger sahen sich Linksliberale rund um den damaligen Innenminister Gerhart Baum als „wichtiges Stütze“ der jungen ökologischen Bewegung. Landes- und Fraktionschef Jürgen Morlok zog 1984 in den Landtagswahlkampf unter anderem mit den Forderungen, Baden-Württemberg müsse sich in Umweltfragen „an die Spitze des Geleitzugs der Länder stellen“ und der Umweltschutz ins Grundgesetz.

Dennoch ist zwischen Grünen und Liberalen über viele Jahre viel gewachsen, was nicht zusammengehört. Erst recht nicht seit Christian Lindner – wie beziehungsreich – in der baden-württembergischen Landesvertretung in Berlin Jamaika endgültig hat platzen lassen. Der Freiburger Politikwissenschaftler Ulrich Eith analysierte zudem ein strategisches Problem: „Beiden Parteien geht es darum, die Meinungsführerschaft bei Wählern der gehobenen Mittelschicht zu gewinnen“, was die neu ins Spiel gebrachte Konstellation unwahrscheinlich mache. Er sagte allerdings noch etwas. Die FDP wolle keine Partei von gestern sein und von dem wirtschaftsliberalen Image wegkommen, deshalb springe auch sie auf das Thema Klimaschutz auf.

Eines wenigstens würde, anders als in viel zu vielen anderen Koalition übrigens, schon mal passen: die Chemie. Kretschmann und SPD-Landeschef Nils Schmid sind wirklich entspannt nur in jenen Zeiten miteinander umgegangen, in denen Letzterer noch dachte, er werde die Nase vorn haben bei den Landtagswahlen 2011. Das Verhältnis zwischen dem Grünen und Thomas Strobl ist und bleibt schwierig. Theurer hingegen hält so viel vom Ministerpräsidenten, dass er ihm vor sechs Jahren zum 65. einen ganz besonderen Wunsch zugerufen hatte. Jenseits der gewiesenen Taktik, ohne die ein Politiker schon in der eigenen Partei scheitert, sei er ein Mensch, der für seine Überzeugungen steht und mit offenem Visier kämpft: „Bleib wie D' bisch und lass Dich net verbiege!“ Auch das spricht dafür, dass die FDP, statt aufs Stürzen im Herbst, auf Anderes setzt: aufs Mitregieren 2021.



Phantastische Ideen, Herr Theurer. Bei einem Landesparteitag klatscht Landtagsfraktionschef Hans-Ulrich Rülke (rechts).

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

Sichere Festplatte

Vor zwei Jahren hat das Innenministerium die Online-Plattform „links-unten.indymedia“ verboten. Betreiber konnten bislang keine ermittelt werden. Die Staatsanwaltschaft Karlsruhe hat nun ihre Ermittlungen gegen Beschuldigte aus Freiburg eingestellt. Von Minh Schredle

Pisa-Alptrium CDU

In Baden-Württemberg fällt Kindern aus sozial schwachen Familien der Aufstieg durch gute Schulnoten schwer. Bildungsarmut nennen das Fachleute und empfehlen Ganztagschulen. Davon will die CDU nichts wissen, ebenso wenig wie von ehrlicher Gleichberechtigung. Und die Grünen leisten keinen Widerstand. Von Johanna Henkel-Waidhofer



Hallo Hexenkessel

Klimaschutz ist dank Fridays for Future in aller Munde. Um die Anpassung an den Klimawandel bleibt es still. Große Hitze, Starkregen, Hagel und Stürme machen sie extrem wichtig – denn sonst drohen Städte wie Stuttgart zeitweise unbewohnbar zu werden. Von Jürgen Lessat

Kontext fördern

Unterstützen Sie KONTEXT dauerhaft mit einer regelmäßigen Spende von 10,00 € / Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter www.kontextwochenzeitung.de/soli. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.

Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8506 00
BIC: GENODEM1GLS

KONTEXT e.V. ist gemeinnützig, Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an verwaltung@kontextwochenzeitung.de oder rufen Sie uns an unter **Telefon 0711 66 48 65 48**.

Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig. Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist. **KONTEXT:Wochenzeitung** erscheint mitwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der taz. **Herausgeber:** KONTEXT Verein für Ganzheitlichen Journalismus e. V., Hauptstätter Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Uli Reinhardt (Vors.), Anni Endress, Jürgen Klose und Johannes Rauschenberger. **Redaktion:** KONTEXT:Wochenzeitung, Hauptstätter Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, Fax: 0711 66 48 65 47, redaktion@kontextwochenzeitung.de **Redaktionsleitung:** Susanne Stiefel (verantwortl. gem. § 8 PresseG BW / § 55 RStV.) **Produktion:** Michael Uszinski **Druck:** prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg; A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.



Trans Menschen in der Türkei haben es schwer. Nicht nur konservative Männer, sondern auch Feministinnen stellen ihre Rechte in Frage. taz gazete hat mit drei trans Menschen über ihre Erfahrungen gesprochen.

Schon wieder Beweislast

Von **Burçin Tetik**

Über Jahrzehnte hinweg hatten trans Menschen in der Türkei kaum die Möglichkeit, einer anderen Arbeit als Sexarbeit nachzugehen. Das ändert sich allmählich. Doch mit zunehmender Sichtbarkeit von trans Menschen in der Gesellschaft und in sozialen Medien werden transphobe Erzählungen wieder aufgewärmt – sogar in feministischen Kreisen in der Türkei. In jüngster Zeit haben mehrere feministische Akademikerinnen argumentiert, trans Frauen genossen „männliche Privilegien“ und sollten aus Frauenräumen ausgeschlossen werden. Taz gazete hat mit trans Menschen über die praktischen Auswirkungen der transphoben Diskurse gesprochen. Drei Protokolle.

Midori Koçak

„Es ist schwer, trans Frau zu sein. Ich hatte mein Leben lang keines der männlichen Privilegien, von denen akademische Feministinnen jetzt sprechen. Denn wenn du als trans Kind aufwächst, kommst du nicht in den Genuss der Vorteile von Maskulinität. Feminine Kinder werden eben nicht gepusht, sondern ausgegrenzt. Meine Mutter hat schon mitgekriegt, wie ich bin, als ich noch ganz klein war, und mich überhaupt nicht so behandelt wie meinen jüngeren Bruder. In der Arbeitswelt ist die Diskriminierung besonders hoch.“

Einmal haben mich Polizisten auf der Straße herausgegriffen. Sie hielten mich für eine Sexarbeiterin. Einer der Polizisten belehrte die anderen: „Solche wie die müsst ihr alle durchficken.“

Ich lebe seit fünf Jahren in Tschechien. In Prag habe ich mit meiner offenen Identität eine Stelle angetreten. Gemeinsam mit zwei männlichen Ingenieuren. Gesprochen wurde aber nur mit denen. Ich wurde nicht zu Meetings dazugeholt, ich wurde unterbrochen. Sobald ich mich etwas weiblich anzog, hat niemand mit mir gesprochen. Am Ende hieß es, die Firma sei nicht in der Lage, mir eine inkludierende Umgebung zu geben und ich sei im Team isoliert. Das war dann ein Kündigungsgrund.

Überall werden trans Frauen ermordet, von welchen Privilegien sprechen wir hier bitte? In den USA wird diskutiert, dass bei trans Frauen „genetische Informationen“ darüber entscheiden sollen, welche Toiletten sie benutzen dürfen. Wenn Tests über zivile Rechte entscheiden sollen, wird es bedenklich. Gleichzeitig macht die Forschung Fortschritte, und in 40 Jahren wird es vielleicht unmöglich, zu unterscheiden, wer trans ist und wer nicht. Genau deshalb wollen sie auch trans Kinder in ihren Möglich-

keiten einschränken, denn deren Stimmen und Erscheinungsbilder unterscheiden sich nicht von denen von cis Menschen.“

İlgaz Yalçınoğlu

„TERFs merken nicht, dass sie mit ihren Äußerungen mit dem Leben anderer Menschen spielen. Sie haben ein negatives Bild davon, trans zu sein oder Hormone zu nehmen, aber sie sprechen nicht über den Stress, den eine ungewollte, verhasste Entwicklung in der Pubertät bei Kindern auslöst. TERFs denken, sie hätten Gender verstanden. Ich glaube, sie fürchten sich davor, Frauen und Männer nicht mehr unterscheiden zu können, da sie ihre Weltsicht und ihre akademischen Karrieren auf dieser Dichotomie aufgebaut haben. Es fällt ihnen

kogruppe. Blocker und Hormoneinnahme sind Errungenschaften, die nicht mehr zur Diskussion stehen sollten.“

Diren Coşkun

„Als ich inhaftiert wurde, hätte ich eigentlich als trans Frau in ein Frauengefängnis gebracht werden müssen. Da ich nicht operiert wurde, hat der Staat meine Identität einfach ignoriert und mich in ein Männergefängnis gesteckt. Dort wirst du jeden Tag von den Gefängniswärtern belästigt, ohne dein Einverständnis fassen sie deinen Körper an. Es ist dort verboten, Frauenkleidung zu tragen oder sich zu schminken. Bei der Ankunft im Gefängnis werden die Haare der trans Frauen abgeschnitten, eigene Kleidung wird beschlagnahmt. Schrecklich! Auch meine Zellengenossin war eine trans Frau, aber die Gefängnisleitung behandelte uns beide unterschiedlich. Während meine Haare lang bleiben konnten, wurden ihre kurzgeschoren, ich durfte Brüste haben, sie nicht. Ich habe dafür gekämpft und schließlich erreicht, dass ich nur noch mit einem Scanner durchsucht werde, meine Freundin wurde weiterhin händisch durchsucht. Meine Zellengenossin hat jeden Morgen geweint, während sie sich rasierte.“

Ein Mensch in dieser Lage kann mit dem Konzept „body positivity“ nichts anfangen. In den Jahren, die sie im Gefängnis verbracht hat, wurden ihr alle Rechte genommen, die sie zuvor erkämpft hatte. Und sie durfte nicht über ihren eigenen Körper bestimmen. Als Frau wird sie dazu gezwungen, ihr Dasein als Frau unter Beweis zu stellen. Warum müssen wir unser Frausein unter Beweis stellen? Wenn wir uns nicht in Frauenräumen bewegen dürfen, wo dann?

In Gefängnissen, in denen Kategorien binärer Geschlechtlichkeit und Heterosexismus vorherrschen, ist es sehr schwer, unsere Bedürfnisse zu erfüllen. Eine trans Frau zu sein hat nichts damit zu tun, ob man lange oder kurze Haare, einen Bart oder keinen Bart trägt, ob man eine Vagina oder einen Penis, Brüste oder keine Brüste hat. Ich finde das sehr verletzend, wenn uns gesagt wird, wir würden die Welt als Männer erfahren.

Wir dekonstruieren Identitäten und bauen sie dann wieder auf. Dabei sollten Menschen nicht gegen ihre eigene geschlechtliche Identifikation kategorisiert werden. Ich kämpfe auch gegen das Patriarchat.“

Aus dem Türkischen von Oliver Kontry und Volkan Ağar



Midori Koçak hat Wonder Women gegründet. Sie unterstützt LGBTI im Bereich Informatik Foto: privat

Was ist die Stiftung?

Die taz Panter Stiftung wurde 2008 gegründet, um die Erfahrungen von unabhängigem Journalismus weiterzugeben. Sie unterstützt JournalistInnen aus Ländern, in denen die Pressefreiheit eingeschränkt ist. Mehr als **3.500 SpenderInnen** haben inzwischen fast **100 journalistische Projekte** finanziert.

Weitere Informationen zu den Projekten der taz Panter Stiftung finden Sie unter:
www.taz.de/stiftung

Was ist taz gazete?

taz gazete ist die zweisprachige Onlineplattform für **Pressefreiheit in der Türkei**. Ein dichtes Korrespondentennetzwerk mit zum Teil arbeitslosen KollegInnen in und aus der Türkei ist entstanden und liefert wöchentlich neue Geschichten.

Bitte spenden Sie!

taz Panter Stiftung
GLS-Bank Bochum
IBAN: DE97 4306 0967 1103 7159 00
BIC: GENODEM1GLS
www.taz.de/spenden
Jede Spende zählt!
Ihre finanzielle Unterstützung kann steuerlich geltend gemacht werden.

1b

taz berlin

*Jenseits der Stille liegt ein Land,
voll schillernder Farben am Meeressaum.
Voll Erdtönen und Himmelssehnsucht,
voll Wasserwispern und Gefiederrauschen.*

*Dort werden die Worte neu gewebt,
in einem Tuch mit Mustern,
schimmernd wie der Regenbogen,
noch nie gehört und geschrieben,
neu geschöpft aus Altpapier,
mit Blättern verwoben,
die lang schon vergessen waren,
im Wald der Geschichten zu Humus geworden,
dort, wo das Schweigen beginnt.*

„Jenseits der Stille“ von Katrin Dinges



41

sonnabend/sonntag, 24./25. august 2019

Katrin Dinges
kommuniziert
unter anderem
über das Lormen,
ein Hand-
alphabet für
Taubblinde
Foto:
Sebastian Wells/
Ostkreuz

Jenseits von Stille und Dunkelheit

„Zu zeigen, dass ich noch hier bin, die Kraft weitertragen, die in mir steckt, das ist das Thema meiner Texte und meiner Lyrik.“
Katrin Dinges ist Künstlerin, sie schreibt Gedichte und tanzt seit ihrer Kindheit, sie liebt Märchen und Kinder, Musik und die Natur. Und sie ist taubblind. Mit 14 verlor die 33-Jährige ihr Augenlicht, vor zehn Jahren einen Großteil des Hörsinns. Wie lebt man mit einer Behinderung, die viele Tore zur Welt verschließt, wie öffnet man andere? Ein Schwerpunkt zum Thema Taubblindheit
44–45

Anzeige

KONZERTHAUS BERLIN

JURAJ VALČUHA
Dirigent

06. - 07.09.2019
20.00 UHR
KONZERTHAUS BERLIN
GROSSER SAAL

KONZERTHAUSORCHESTER BERLIN
VALERIY SOKOLOV *Violine*
Werke von Béla Bartók,
Claude Debussy,
Arthur Honegger

Ticket-Hotline 030 · 20 30 9 2101 · konzerthaus.de

Foto: Philine-GSN/FAI

die woche in berlin

Berlin ist mal wieder Vorreiter: bei prekären Beschäftigungsverhältnissen

Susanne Memarnia
über die Ergebnisse des „Betriebspanels Berlin 2018“

In Berlin steigt die Zahl der Jobangebote – leider sinkt die Qualität der angebotenen Jobs. Die Ermittlergruppe, die Innensenator Andreas Geisel (SPD) für die Rigaer Straße eingesetzt hat, erinnert an seinen CDU-Vorgänger. Aus Angst vor ihrem alten Image als Verbotsparterie trauen die Grünen sich nicht, einen guten Vorschlag aufzunehmen: weniger Fleisch in städtischen Kantinen

Ihr Rider dieser Welt, vereinigt euch!

Es gibt wieder mehr Jobs in Berlin – vor allem prekäre

Sagen wir mal so: An dem reaktionären Spruch „Wer Arbeit sucht, der findet auch welche“ ist derzeit etwas dran. „VerkäuferIn auf 400-Euro-Basis gesucht“: Zettel wie dieser hängen momentan in vielen Geschäften der Stadt. Berufe ganz neuer Art entstehen in der sogenannten Start-up-Szene: Da gibt es die „Juicer“, die leer gefahrene E-Roller einsammeln, deren Batterien aufladen und die Gefährte dann wieder auf die Gehwege stellen, oder die „Rider“, Fahrradkurier, die warmes Essen möglichst schnell zur hungrigen Kundschaft fahren – alles selbstständig und auf eigene Rechnung, versteht sich. Was vielen Jobs der schönen neuen Arbeitswelt noch gemeinsam ist: Die Arbeit ist unsicher, der Verdienst reicht kaum zum Leben und schon gar nicht für eine auskömmliche Rente.

Und Berlin ist bei solchen prekären Beschäftigungsverhältnissen mal wie-

Auf die Politik hoffen sollten die „modernen Arbeitssklaven“ aber lieber nicht

der Vorreiter. Das besagt das „Betriebspanel Berlin 2018“, die Auswertung einer repräsentativen Befragung deutscher Unternehmen, die Arbeitssenatorin Elke Breitenbach (Linke) am Montag vorgestellt hat. Darin steht: Die Zahl der Betriebe wächst in Berlin überdurchschnittlich, ebenso die der Arbeitsstellen. Aber eben auch: Immer mehr Arbeitsplätze sind Teilzeit (20 Prozent), ohne Sozialversicherung (7 Prozent) oder befristet (13 Prozent). Passend dazu sind auch nur noch 18 Prozent der Berliner Betriebe tarifgebunden (bundesweit 27) – und nur 46 Prozent der Beschäftigten profitieren davon (Bund 54 Prozent).

Scheinselbstständige Mikrojobber wie „Juicer“ kommen da noch hinzu, mit ihnen hat sich das Betriebspanel gar nicht befasst. Dennoch erwähnte Breitenbach diesen neuen Job als „eine der absurdesten und prekärsten Sachen, die sich gerade entwickeln“.

Was ist zu tun? Natürlich könnte die Politik einiges besser regeln, Breitenbach hat darauf hingewiesen. Die Bundesregierung könnte die Möglichkeit zur sachgrundlosen Befristung abschaffen. Sie könnte erleichtern, Tarifverträge für ganze Branchen als verbindlich zu erklären. Oder die Vorgaben zum Arbeitsschutz verschärfen: etwa beim Homeoffice, einem anderen Trend, der weithin unreguliert wuchert, und Arbeitnehmer in ständige Erreichbarkeit und immer größeren Stress treibt.

Auf die Politik hoffen und warten sollten die „modernen Arbeitssklaven“ aber lieber nicht, sondern besser gemeinsam für mehr Rechte kämpfen. So wie die „Rider“, die am Donnerstag in Berlin tagten, um sich über ihre Erfahrungen etwa mit der Gründung von Betriebsräten auszutauschen und Strategien zur Verbesserung ihrer „Arbeit 4.0“ zu entwickeln.

Und auch die KonsumentInnen können etwas tun: zum Beispiel nicht jeden früher gelaufenen Kilometer jetzt mit dem E-Roller fahren – auch wenn es Spaßig ist. Dann gibt es vielleicht bald ein paar Juicer-Jobs weniger in der Stadt. Aber wäre das so schlimm?

Susanne Memarnia

Rot-Rot-Grün auf Henkels Spuren

Wie zu CDU-Zeiten: Wieder Ermittlergruppe für die Rigaer Straße

Man kann das, was seit Jahren in der Rigaer Straße in Friedrichshain passiert, einfach hinnehmen und sogar als Ausdruck eines besonderen Berliner Lebensstils interpretieren. Man kann es auch für nicht weiter schlimm halten, dass Ende Juli ein Fernsehteam des RBB in der Rigaer Straße, wo es mit CDU-Fraktionschef Burkard Dregger verabredet war, attackiert wurde. Erst flogen nach RBB-Darstellung Orangen, später wurde der RBB-Wagen von zwei Vermummten besprüht.

Das kann man so sehen. Muss man aber nicht. Innensenator Andreas Geisel von der SPD gehört zur zweiten Gruppe. Wenn man mit ihm über das Thema Rigaer Straße und vor allem das dortige Haus mit der Nummer 94 spricht – dann ist spürbar, wie sehr es ihn anfrisst, die Situation dort nicht verändern zu können. Eine Räumungsklage für die Kadeterschmiede, die Kneipe im Innenhof des Gebäudes, scheiterte mehrfach. Versuche, das Haus von der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft Degewo kaufen zu lassen und so Zugang zu bekommen, sind nach jüngsten Senatsangaben „bisher ergebnislos“.

Bei allem Ärger weiß Geisel, dass er in der Rigaer Straße 94 nicht den großen Fehler von Frank Henkel, seinem Vorgänger als Innensenator, wiederholen darf: Der CDU-Politiker hatte die Polizei widerrechtlich und ohne gerichtliche Erlaub-

Geisels SPD hat mit Henkels CDU ja immerhin sogar registriert

nis in das Haus eindringen lassen. In einer Sache aber folgt Geisel dem CDU-Mann: Die, wie am Mittwoch bekannt wurde, zu Monatsbeginn eingerichtete neue Ermittlungsgruppe für Straftaten rund um die Rigaer Straße erinnert stark an die zu Henkels Zeit eingesetzte Ermittlungsgruppe LinX.

Auf eine solche Gruppe zu setzen ist nur konsequent: Wenn Geisel tatsächlich die jetzige Situation in der Rigaer Straße verändern will, muss er alle rechtlich erlaubten Möglichkeiten nutzen. Dass sich der Innensenator und damit auch Rot-Rot-Grün dadurch auf den Spuren des im linken Lager mehr als ungeliebten Frank Henkel bewegen, ist dabei hinzunehmen – der führende Koalitionspartner, Geisels SPD, hat mit dessen CDU ja immerhin sogar fünf Jahre lang registriert. Stefan Alberti

Die große Angst vorm Fleischverbot

Die Grünen fürchten Verbote, die SPD verschläft sie einfach

Die Grünen haben mittlerweile wohl panische Angst davor, Privilegien einzuschränken – das Label „Verbotsparterie“ schwebt immer über ihnen. Am Dienstag hat die Initiative Klimanotstand Berlin dem Abgeordnetenhaus eine Liste mit mehr als 43.000 Unterschriften von Menschen übergeben, die eine Ausrufung des Klimanotstands fordern. Daran knüpft die Initiative konkrete politische Forderungen, etwa: kein Fleisch mehr in städtischen Mensen und Kantinen.

Nicht nur bei den Grünen werden da sofort Erinnerungen an den „Veggie-Day“ wach. Der Vorschlag, dass Kantinen einmal pro Woche auf ein fleischhaltiges Angebot verzichten könnten, versaut der Partei den Bundestagswahlkampf 2013. Dem Deutschen sein Schnitzel verbieten zu wollen, das sorgte für Hysterie. Endgültig war mit den Grünen das Image der Verbotsparterie verknüpft.

Nach einigen Jahren der Rehabilitation läuft es für die Partei gerade echt gut, das zeigt der Blick auf Wahlergebnisse und Umfragewerte. Auch in Berlin und sogar in den neuen Bundesländern sammelt sie viele Stimmen. Da käme es gänzlich ungelegen, würde der Bevölkerung das alte Image wieder in Erinnerung gerufen. Also hält man sich von allem fern, das auch nur entfernt wie ein Verbot aussieht.

Aus der Forderung der Initiative machte die Partei diese Woche den schüchternen Wunsch, es dürfe gern mehr Veggie-Angebote in Berlins Mensen und Kantinen geben. Dabei wäre es ein durchaus mutiger Schritt, Fleisch von städtischen Tischen zu verbannen – und müsste eigentlich eine Kernforde-

Einen Klimanotstand beendet man nicht ohne spürbare Veränderungen

rung der Grünen sein. 14,5 Prozent der weltweit produzierten Treibhausgase stammen aus der Fleischproduktion. Kühe zum Beispiel pupsen viel, das dabei freigesetzte Methan ist 25 Mal schlimmer als CO₂.

Welche Partei, wenn nicht die Grünen, könnte die Forderung der Initiative aufgreifen? Städtische Veggie-Mensen und -Kantinen bedeuten ja kein grundsätzliches Fleischverbot. Sie bedeuten lediglich, dass die Verwaltung dem klar klimaschädlichen Bedürfnis nach täglichem Fleischkonsum nicht mehr nachkäme. Wer vom Klimanotstand spricht, muss begreifen, dass ein solcher nicht ohne spürbare Veränderungen beendet werden kann.

Vom Begreifen ganz weit entfernt ist die Berliner SPD. Was das Thema Klimanotstand angeht, scheinen die Hauptstadt-Sozis tief zu schlafen. Man wolle das Thema demnächst in der Fraktion ansprechen, sagt der umweltpolitische Fraktionssprecher Daniel Buchholz. Anders gesagt: Mit einer Meinung ist bald zu rechnen.

Dabei wäre es bei dem Thema auch für die SPD so einfach, mit realpolitischen Forderungen aktiv zu werden und dafür zu sorgen, dass Berlin möglichst schnell emissionsfrei wird. Ein Kompromissvorschlag wäre etwa, Kantinen-Speisepläne so umzustellen, dass nur noch ein Fleischgericht pro Tag oder Woche angeboten wird – und das vielleicht von Schweinen oder Geflügel. Diese Tiere pupsen nicht so viel. Lukas Waschbüsch

Mediensalon

Rechte Populisten auf dem Vormarsch? Hass im Netz und an der Wahlurne?

Wie gehen Medien mit einer sich verändernden Gesellschaft um?

Diskussion mit:

Bernd Gäbler, Medienwissenschaftler, **Nicole Diekmann**, Korrespondentin des ZDF, **Thomas Hacker**, Medienpolitischer Sprecher der FDP Bundestagsfraktion, **Simone Rafael**, Chefredakteurin von belltower.news – Netz für digitale Zivilgesellschaft der Amadeu Antonio Stiftung

Moderation:

Tina Groll, ZEIT online und Bundesvorsitzende dju in ver.di

Anmeldung unter: www.mediensalon-2019-08.eventbrite.de

Eine Veranstaltung von



Mittwoch, 28. August 2019, um 19 Uhr, Eintritt frei
taz Kantine, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin-Kreuzberg



Damals gab's noch Zweiraumwohnungen. Beim Brot & Spiele Cup 2016
Foto: Amélie Losier



Andreas Hergeth
Behelfsetikett

Niemand hatte die Absicht, sich regional zu identifizieren

Ach die Achtziger, ich habe haargenau auch mal so ausgesehen wie dieser Jugendliche auf dem Bild an der Wand. Roger Melis hat wie beiläufig drei junge Leuten fotografiert, ein Mädchen, zwei Jungs. Einer von ihnen hat eine Popperfrisur mit diesem übermäßigen Pony, der das halbe Gesicht verdeckt. Die Kopfbewegung dazu, um die Popperrolle wenigstens für eine Sekunde vom Auge wegzuzuwedeln, habe ich noch drauf. Im Rückblick würde ich zugeben, dass ich ein paar Jahre lang quasi einäugig durchs Leben ging. Eine passende Metapher, kurz vor den Landtagswahlen in Brandenburg, Thüringen und Sachsen. Die Ostdeutschen stehen mal wieder im Fokus. „Die Ostdeutschen“, so war auch die Ausstellung mit den genialen Fotografien von Roger Melis betitelt. Man kann sie sich im gleichnamigen Bildband (Lehmstedt Verlag) nachträglich zu Gemüte führen. Ein in die Irre führender Titel für eine Schau mit über 150 „Fotografien aus drei Jahrzehnten DDR“, wie der Untertitel treffender hieß. Denn die Ostdeutschen gibt es nicht. Das ist ein Konstrukt aus Nachwendzeiten, eine ethnologische Zuschreibung, wie sie ganz ähnlich schon den amerikanischen Ureinwohnern und anderen Ethnien widerfuhr.

Zu DDR-Zeiten nannte sich niemand ostdeutsch. Aber wie dann? Das Wort DDR-Bürger – eigentlich Bürger der DDR – nahm keiner in den Mund. „Ich bin DDR-Bürger“, das gab es nicht im Alltagssprachgebrauch; der sich bekanntlich erheblich vom DDR-Amts- beziehungsweise Staatsdeutsch abhob. Am ehesten gab der Heimatort eine verbale Verankerung. Der nächstgrößere administrative Rahmen zum Dorf oder zur Stadt war der Kreis, dann der Bezirk, in meinem Falle der Bezirk Schwerin. „Ich komme aus dem Bezirk Schwerin“, das klang einfach grausig, war aber irgendwie okay. Wobei: Die DDR hatte ihren Einwohnern im Jahr 1952 die Länder und damit die Ländernamen genommen. Mit den Jahren kam es auch bei Älteren zwangsläufig aus der Mode, davon zu sprechen, Mecklenburger, Brandenburger oder Sachse zu sein.

Regionale Identität ging verloren. Ich würde so weit gehen zu behaupten: Die normalen DDR-Bürger haben sich deshalb nicht groß als irgendwo örtlich/administrativ zugehörig benannt, es sei denn, sie oder er musste das vor offiziellen Stellen tun.

Das wurde mit der Wende anders. Die Länder wurden wieder eingeführt. Zaghaft begannen die Mecklenburger, sich wieder Mecklenburger zu nennen. Aber immer noch nicht Ostdeutsche. Und die kann es auch gar nicht geben. Weil Mecklenburger (um mal beim gewählten Beispiel zu bleiben) anders ticken als Sachsen. Die Norddeutschen sind den Mecklenburgern näher als die Thüringer. Das hat geografische wie mentale Gründe. Die Einwohner der ostdeutschen Bundesländer sind alles andere als eine homogene Einheit. Denn sie kommen zu großen Teilen sonst wo her. Aus ehemals deutschen Gebieten in Polen, Russland, Tschechien – also aus Schlesien, Ostpreußen oder dem Sudentenland.

45 Prozent Vertriebene
Das hat eine lange Geschichte, die vor allem in der DDR als tabu galt. Aber die kleine DDR mit ihren 17 Millionen Einwohnern hat nach dem Zweiten Weltkrieg ungleich mehr Heimatvertriebene aufgenommen als die Westzonen. In Mecklenburg-Vorpommern machten die Heimatvertriebenen rund 45 Prozent der Wohnbevölkerung aus. Muss man sich mal vorstellen! Meine Oma, aus Schlesien geflohen und mit zwei Kindern in Mecklenburg hängen geblieben, hat mir davon erzählt, wie das zugeht, als die Heimatvertriebenen in Mecklenburg strandeten. Sie waren nicht willkommen. Wurden geschnitten. Blieben unter sich. Bei einem Bauer einquartiert, ließ dieser nachts den Hund frei auf dem Hof laufen, damit niemand von den Habenichtsen auf den „Donnerbalcken“ kam. Ja selbst noch im Tode wurde deutlich gemacht, wer wer war. Auf dem Friedhof standen die Alteingesessenen auf der einen Seite des Grabs, auf der anderen die Neuen, die Anderen, die Fremden. So etwas setzt sich fest in den Seelen. Und wirkt fort.

Sound of Fußballkultur

Der Verein Brot & Spiele organisiert sport- und fußballkulturelle Events. Etwa den Brot & Spiele Cup mit Spielen zwischen Freizeitteams und Geflüchteten

Von Gunnar Leue

Die Bundesliga-Spielplaner haben Christoph Gabler eine Chance gegeben. Er könnte es am 25. August noch zum Spiel Hertha gegen Wolfsburg ins Olympiastadion schaffen. Zuvor hat er selbst ein wichtiges Fußballturnier, den Brot & Spiele Cup im Jahn-Sportpark. Der Fußballliebhaber Gabler ist Mitglied sowohl bei Hertha BSC als auch im Verein Brot & Spiele, der das Turnier mit Teams von Geflüchteten, Fanklubs oder Freizeitmannschaften zum fünften Mal veranstaltet. Gablers Verbundenheit mit beiden Vereinen hat keinen direkten Zusammenhang, aber einen indirekten. Im Jahr 2000 war Gabler nach Berlin gekommen, nachdem er in Tübingen Ethnologie studiert und für seine Magisterarbeit „Fußball und Identität“ jugendliche Fußballfans im indischen Kalkutta beobachtet hatte.

Sein eigener Beziehungsstatus in puncto Fußball und Identität lautete in seiner frühen Berlinphase: ungeklärt. Als Scheidungskind von zwei Vätern in zwei grundverschiedene Fanausrichtungen gelenkt (VfB Stuttgart und KSV Hessen Kassel), fristete er zunächst ein „Fußballkneipendasein“, ehe er mit Schicksalsgenossen ausbrach – ins Olympiastadion. „Wir waren auch bei Union, die fanden wir toll, aber wir wollten Bundesliga-Fußball sehen.“ Ein Projekt nennt er rückblickend seine Hertha-Dauerkarte. Es funktioniere jetzt seit 15 Jahren. „Das war wie ein neues Ankommen in Berlin. Ich habe einen Verein gefunden, in dem ich mich total wohlfühle.“ Geradezu familiär sei es in seiner Stadionrunde, zu der ein ehemaliger türkischer Gastarbeiter mit seiner Familie gehöre und ein alter Gewerkschafter, der seit 40 Jahren zu Hertha gehe. Man treffe sich zur Saisonöffnung und auch mal zum Grillen. „Das Stadion ist zu einem Stück Heimat geworden, zu einem wichtigen Teil meines sozialen Lebens und meiner Fußballkultur.“

Hertha sei ja als graue Maus und langweilig verschrien, das empfinde er ganz anders. „Große Westberliner Fußballkultur“ nennt er das, was er als Gegenteil erlebt und als Ausdruck von Vielfalt. Inklusive einer großen Ultraszene, die auch sehr politisch sei und sich notfalls an der Vereinsführung reibe. Man kann sagen, Christoph Gabler hat einen Weg zur Hertha gefunden, wie sich das der Klub genauso von den Berlinzuzüglern wünscht. Leider spielen die nur bedingt mit, wofür Ina-Marie Bargmann beispielhaft ist. Die Bremerin ist 2004 mit einem zwar grün-weiß gefärbten, aber offenen Fußballher-

zen in die Stadt gekommen. „Hertha war jedoch überhaupt keine Option.“ Sie ist gleich nach Köpenick gefahren, hatte sogar eine Union-Dauerkarte, die sie aus Zeitgründen vor einem Jahr aufgab.

Die Kulturwissenschaftlerin gehört ebenfalls dem Brot & Spiele e. V. an, der sich seit seiner Gründung 2003 „als Teilhaber, Konsument und Produzent von Fußballkultur“ versteht, auch als Beobachter der kommerziellen, politischen und kulturellen Entwicklungen, die den Fußball in den letzten Jahren verändert haben. Dem Verein geht es, kurz gesagt, um die „Annäherung zweier Leidenschaften: Fußball und Kultur“. Fuß-

Was den Verein Brot & Spiele mit der Gesellschaft noch verbindet, ist ein Problem: Es gibt eine gewisse Überalterung

ballkultur klingt toll, bleibt aber ein schwammiger Begriff, weil sich in ihm alles aufsaugen lässt. „Wir fassen den ziemlich weit“, sagt Christoph Gabler. Für ihn gehört fast alles dazu, was in und um Stadien stattfindet und die Fans tangiert.

Die beginnende Entfaltung einer neuen, bunten Art und Weise der Beschäftigung mit Fußball datiert er auf die Zeit vor der WM 2006. Damals sei eine Kneipe namens Brot & Spiele in der Pappelallee eine der ersten gewesen, in der sich viele Fußballfans getroffen hätten, um ihre Leidenschaft beim gemeinsamen Fernsehgucken zu teilen. Die mitreißenden Champions-League-Spielen von Le-

verkusen mit Ballack zum Beispiel. Heute sei Fußballkultur keine widersprüchliche Wortkombination mehr und Berlin eine Stadt, wo sie extrem bunt sei. „Zwei Erstligavereine, die sehr unterschiedlich sind, dazu die vielen unterklassigen Vereine. Jede Klientel kann sich aussuchen, worauf sie Lust hat.“

Wie Fußballkultur abseits des Stadion heute riecht und klingt, erfährt Ina-Marie Bargmann häufig beim Fanprojekt Berlin im Haus der Fußballkulturen in Prenzlauer Berg. Hier riecht sie nach Farbe und klingt nach dem Rattern einer Nähmaschine, weil Fans verschiedener Vereine, nämlich von Hertha und BFC, Fahnen bemalen oder Stoffbahnen zusammennähen. „Die Fans stecken da echt viel Zeit und Geld rein. Das macht ja auch den Fußball aus. Die Fans treiben das voran und sorgen für die Stimmung im Stadion.“ Was natürlich gern goutiert wird von den Kommerzprofis, wie das legendäre Getöse des genervten Uli Hoeneß auf einer FCB-Mitgliederversammlung Richtung Bayern-Ultras bezeugte: „Für die Stimmung, da seid ihr doch zuständig!“

Und wenn die Ultras, längst Teil einer Popkultur, mal über die Stränge schlagen mit ihrer Affinität zur Pyrotechnik, herrscht Alarm. Dabei passiert in den Stadien an einem Bundesliga-Spieltag in der Regel weniger als an einem Tag Münchner Oktoberfest, sagt Ina-Marie Bargmann, die als Projektmanagerin beim Lernort Stadion e. V. arbeitet, der politische Bildung für Jugendliche rund um den Fußball fördert.

Bei Brot & Spiele ist sie eine der ganz wenigen Frauen. Trotzdem wirkt sie gern mit, weil der Verein die oft nicht so zu vereinbarenden Welten Fußball und Kultur eben doch gut verbindet, noch dazu mit einem starken gesellschaftspolitischen Ansatz. So sei das jährliche „11mm“-Fußballfilm-Festival, das sie mit organisiert, zunehmend politisch ausgerichtet. Schwerpunkte wie Fußball und Macht oder Frauenfußball würden gewählt, um Diskussionen anzuregen.

Was den bundesweit und sogar international vernetzten Verein Brot & Spiele mit der Gesellschaft allgemein noch verbindet, ist ein Problem. Es gibt eine gewisse Überalterung, das heißt, es fehlt Nachwuchs im Kreis der 40 bis 50 Mitglieder, zu denen Sozialwissenschaftler, Juristen, Apothekerinnen, Lehrer, Musikmanager und Kulturarbeiter zählen. „Wir suchen händeringend nach Leuten, die sich daran erfreuen, dass das Spiel so eine Kraft hat als gemeinsame Sprache“, so Gabler. „Und die Lust haben, Fußballkultur auch in Form von Projekten zu organisieren.“

Brot & Spiele für alle

Der Verein Brot & Spiele begreift sich als Teilhaber, Konsument und Produzent von Fußballkultur, zum Beispiel mit dem internationalen Fußballfilm-Festival „11mm“ (das als Mitglied von FestiWelt am Samstag, 24. August, zur 7. Langen Nacht der Filmfestivals ab 15 Uhr ins Zukunft am Ostkreuz lädt) oder dem Brot & Spiele Cup.

Der Cup Das Treffen von Fußball spielenden Freizeitteams und Teams in Berlin lebender Geflüchteter findet am Sonntag zum fünften Mal statt, Anpfiff zum Brot & Spiele Cup auf dem Kunstrasenplatz im Jahn-Sportpark in Prenzlauer Berg, Cantianstraße, ist um 10 Uhr, der Eintritt ist frei. (taz)

Anzeige

Monat der zeitgenössischen Musik

1.-30. September 2019

www.field-notes.berlin #fieldnotesberlin

INITIATIVE NEUE MUSIK BERLIN | Senatverwaltung für Kultur und Europa | be Berlin | INP Innovationspotential KULTUR | EUROPÄISCHE UNION

Raus aus der großen Isolation



Kommunikation durch Berührung: Dinges mit ihrer Assistentin Foto: Sebastian Wells/Ostkreuz

Wie lässt sich ein selbstbestimmtes Leben führen, wenn man nicht oder kaum sieht und hört? Bei taubblinden Menschen ist die Inklusion noch ganz am Anfang. Katrin Dinges betrachtet sich dabei als „echt privilegiert“

Von **Manuela Heim**

Es beginnt mit einem Händeschütteln. Am Eingang zu ihrer Wohnung greift Katrin Dinges nach der Hand ihres Gastes, um einen ersten Eindruck zu gewinnen: groß oder klein, warm oder kalt, die Form, der Druck. Die Person dazu kann sie nicht sehen und oft auch nicht verstehen. „Manchmal geben mir die Leute gar keine Hand, dann stehe ich da mit meiner ausgestreckten Hand und es entsteht ein seltsames Vakuum.“

Katrin Dinges ist 33, Künstlerin, Lyrikerin, vor einem Jahr hat sie ihr Studium der Literaturwissenschaft und europäischen Ethnologie an der HU abgeschlossen. In ihrem Schwerbehindertenausweis steht „TBL“ für taubblind. Aufgrund einer genetischen Abweichung, dem Alström-Syndrom, ist Dinges als Jugendliche erblindet, seit ihrem 16. Lebensjahr trägt sie Hörgeräte. Nach einem Hörsturz vor 10 Jahren ist sie außerdem auf dem linken Ohr erblendet. „Ich kann zwar hören, wenn jemand spricht, aber ich weiß nicht, aus welcher Richtung es kommt und kann es auch meistens nicht verstehen. Das ist das, womit ich leben muss.“

Katrin Dinges ist typisch und untypisch zugleich für die Lebenswirklichkeit der Taubblinden in Deutschland: Wie die meisten als taubblind eingestuft Menschen verfügt sie noch über einen Sinnesrest, die Kommunikation auf diesen Kanälen ist aber stark eingeschränkt. Weil Dinges lange nach der Geburt erblindet und schwerhörig geworden ist, stehen ihr aber Wege offen, die anderen Taubblinden verschlossen sind. „Aber selbst ich, die ich für eine taubblinde Person echt privilegiert bin, stoße an so viele Grenzen, drohe so oft die Kraft zu verlieren. Wie muss es da anderen gehen?“

Bis zu 10.000 taubblinde Menschen gibt es in Deutschland, die Dunkelziffer soll hoch sein, weil viele ohne genaue Diagnosen in Wohnstätten, Altersheimen oder zuhause isoliert leben. „Taubblind leben in Deutschland, das ist ein Leben am äußersten Rand der Gesellschaft, vielfach ein Leben in menschenunwürdigen Verhältnissen, eine Lebenswelt, die von der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen wird“, schrieb Ursula Benard im November 2016 in ihrem Buch „Wenn einem Hören und Sehen vergeht“. Die Autorin hat in Nordrhein-Westfalen jahrelang mit Taubblinden gearbeitet und mit ihnen zusammen um eine Anerkennung als eigenständige Behinderung mit besonderen Bedürfnissen gekämpft.

2013 gingen in der weltweit ersten Demonstration hör- und sehbeeinträchtigter Menschen Hunderte in Berlin auf die Straße. Es war ein stiller Zug mit Plakataufschriften wie „Taubblinde in Isolations-

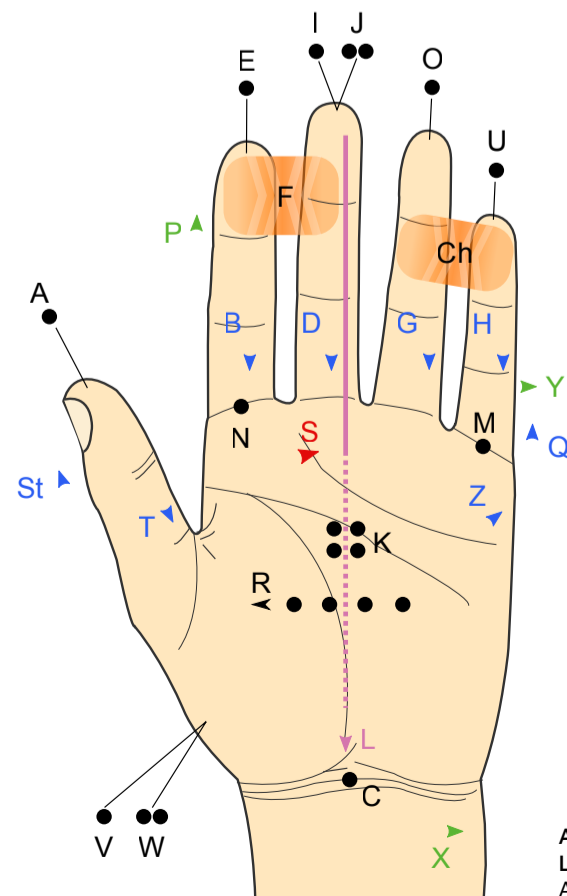
haft“ und der Forderung nach der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. Seit Dezember 2016 gibt es nun das Merkzeichen TBL – erstmals ist Taubblindheit als eigenständige Behinderung anerkannt. Als taubblind gelten demnach alle Menschen mit einem Grad der Behinderung von 100 wegen einer Störung des Sehvermögens und mindestens 70 wegen einer Störung der Hörfunktion. Interessenvertretungen wie dem Deutschen Taubblindenwerk ist das zu eng gefasst: Bei allen Menschen, deren Fähigkeit zur visuellen und akustischen Kommunikation so stark eingeschränkt ist, dass sie weder Gebärdensprache klar sehen noch Lautsprache gut hören können, ergäben sich schließlich die besonderen Bedürfnisse von taubblinden Menschen.

So oder so kann auch ein Merkzeichen nur ein Anfang sein. Nur in wenigen Bundesländern folgen aus der Anerkennung als taubblind auch direkte Leistungen. Berlin gehört seit diesem Jahr dazu. Mit dem

zum 1. Januar geänderten Landespflegegeldgesetz stehen BerlinerInnen mit dem Merkzeichen TBL 1.189 Euro Pflegegeld im Monat zu – unabhängig von Einkommen und Vermögen. Auch Katrin Dinges profitiert von dieser Neuregelung, hat nun mehrere Hundert Euro mehr im Monat zur Verfügung. Doch warum dies im Leben vieler Taubblinder nur ein Schritt auf dem Weg hin zu einem selbstbestimmteren Leben sein kann, wird verstehen, wer den Alltag Katrin Dinges genauer betrachtet.

Katrin Dinges ist ein geselliger Mensch, „ich kenne viele Leute und vernetze mich gern“. Sie begeistert sich für Musik, tanzt seit sie drei ist, macht Kunst, die man fühlen kann, gibt Workshops. Solange sie „nur blind“ war, aber noch recht gut hören konnte, konnte sie sich sehr eigenständig bewegen, sich an Seminaren und Vorlesungen beteiligen. „Der Hörsturz war ein Riesenschok.“ Danach saß sie in Vorlesungen nur noch wie ein Theatergast, der zeitverzögert das Drehbuch liest. Eine Beteili-

Dinges' Assistentin streicht ihr über den kleinen Finger, tippt an die Daumenspitze, streicht zweimal vom Mittelfinger in die Handfläche, tippt an die Spitze des Ringfingers: H – A – L – L – O



Anleitung für das Lorm-Alphabet Abb: Wikipedia/CC

Anzeige

wfa fabrik

40

THEATER

WONDERLAND
STATIONENTHEATERSPEKTAKEL
MIT KARNEVALESKEN MOMENTEN

755030 UFAFABRIK.DE **28.-30.8.** MI-FR 19:00 FREILUFTBUHNE

gung war unmöglich. Es brauchte Zeit, um mit der neuen Situation zurechtzukommen – und besondere Unterstützung und Fertigkeiten.

Wenn Katrin Dinges heute mit anderen kommunizieren möchte, hat sie drei Möglichkeiten. Erstens: Die Person spricht sehr laut in ihr rechtes Ohr, am besten in einer mittleren Stimmlage und in einem ruhigen Raum. Weil das nur selten so klappt, bevorzugt Dinges den zweiten Weg: Eine Assistentin oder der Gesprächspartner selbst tippt in einen Laptop, der mit Dinges' Braillezeile per Bluetooth verbunden ist und das getippte in Blindenschrift übersetzt. Kleine Metallstifte schnellen dann auf der Braillezeile in die Höhe und ergeben Buchstaben und Worte, die Dinges mit ihren Fingern erfühlt. So kann sie leicht zeitverzögert auch Fragen stellen und antworten – bei Veranstaltungen, früher in Vorlesungen oder jetzt beim Interview mit einer Zeitungsjournalistin.

Und drittens: das Lormen. Dinges' Assistentin streicht ihr über den kleinen Finger, tippt dann an die Daumenspitze, streicht zweimal vom Mittelfinger in die Handfläche, tippt an die Spitze des Ringfingers: H – A – L – L – O. Das Lorm-Alpha wurde im 19. Jahrhundert von dem österreichischen Schriftsteller Hieronymus Lorm für den Eigengebrauch entwickelt. Katrin Dinges nutzt es mit ihren Assistentinnen, anderen Taubblinden und einzelnen Freundinnen, wenn sie an lauten Orten unterwegs und der Laptop nicht verfügbar ist.

Für nahezu jeden Einkauf, jeden Besuch, jede Veranstaltung braucht Dinges inzwischen Assistenz. „Manchmal gehe ich auch noch allein nach draußen, an Orte, die ich sehr gut kenne, aber das ist sehr anstrengend für mich.“ Der Rest Hören, der ihr noch bleibt, reicht oft nicht zur Orientierung, in lauter Umgebung ist sie schnell erschöpft. Ohne Assistenz hat Dinges nur den Taststock. Wenn sie am falschen Ort landet, wie vor ein paar Monaten, als sie verabredet war und nicht am richtigen S-Bahn-Gleis stand, hilft nur fragen. „Ich bin zum Glück nicht schüchtern.“ Aber auch das geht nur, weil Dinges sprechen kann und mit dem rechten Ohr noch ein wenig hört. Was passiert, wenn sie auch ihren Hörrest noch verliert? „Horror, darüber will ich nicht nachdenken“, sagt Dinges. Für viele Taubblinde ist Assistenz die einzige Möglichkeit, die Wohnung zu verlassen. So wird die Wohnung zum sicheren Ort und Gefängnis zugleich.

Tatsächlich gibt es speziell geschulte TaubblindenassistentInnen, die das Lormen, Führtechniken und die deutsche Gebärdensprache beherrschen. Taubblinde müssen diese Assistenz beim Sozialamt beantragen, das ihnen dann nach eingehender Prüfung des Bedarfs ein Stundenkontingent bewilligt. Dabei werden Einkommens- und Vermögensverhältnisse einbezogen. Sprich: Wer erbt hat, eine Rente bekommt oder vor dem Sinnesverlust gut verdient und gespart hat, soll bei der Bezahlung in die eigene Tasche greifen. Bei 49 Euro pro Assistenzstunde schmelzen auch die 1.189 Euro, die es in Berlin jetzt als Pflegegeld für taubblinde Menschen gibt, schnell dahin.

Dinges hat vom Sozialamt nach monatelanger Auseinandersetzung wöchentlich 15 Stunden Taubblindenassistenten bewilligt bekommen. „Ich habe ein dreiviertel Jahr gebraucht, um dem Amt zu vermitteln, dass ich diese Assistenz wirklich benötige und dass das nicht jeder machen kann.“ Zusammen mit der Einzelfallhilfe und dem Pflegedienst, der sie wegen ihrer Gesamterkrankung betreut, sei das schon ganz gut. Aber: Es gibt zu wenig AssistentInnen, und wenn sie Pech hat, dann kann an ihrem Wunschtermin keine von denen, mit denen sie zum Teil seit Jahren zusammenarbeitet. „Meist kann ich dann auf eine Veranstaltung, die ich gern besuchen möchte, nicht gehen.“

Nur zwei Handvoll TaubblindenassistentInnen kenne sie in Berlin, nur rund 200 gibt es in ganz Deutschland, und viele von ihnen arbeiten nicht hauptberuflich. Die Qualifizierung

Taubblindheit

Die Sinnesbehinderung Eine der bekanntesten Taubblinden ist Helen Keller – das Leben der 1880 geborenen amerikanischen Schriftstellerin wurde mehrfach verfilmt. In Deutschland wurden Menschen, die zugleich hör- und sehbehindert sind, bis vor Kurzem als mehrfachbehindert eingestuft – ungeachtet der Tatsache, dass die Kombination eine eigenständig zu betrachtende Behinderung mit ganz spezifischem Bedarf bedeutet, weil die Beeinträchtigung des einen Sinns nicht durch den anderen kompensiert werden kann. Deshalb wird von Taubblindheit auch nicht erst dann gesprochen, wenn beide Sinne komplett ausgefallen sind. Seit dem 30. Dezember 2016 ist Taubblindheit mit dem Merkzeichen „TBL“ als eigenständige Behinderung anerkannt.

Die Ursachen Mehr als 70 verschiedene Ursachen gibt es für Taubblindheit. Zu den häufigsten gehören genetische Abweichungen wie das Usher- oder das Charge-Syndrom oder die Komplikationen nach extremen Frühgeburten. Früher trat Taubblindheit auch als Folge einer Röteln-Erkrankung der Mutter während der Schwangerschaft auf. Das kommt aber durch die entsprechende Impfung heute kaum mehr vor. Interessensvertretungen gehen davon aus, dass bei älteren oder geistig behinderten Menschen eine erworbene Taubblindheit häufig gar nicht diagnostiziert und das Problem der Kommunikation stattdessen zum Beispiel als Demenz verkannt wird.

Die Kommunikation Das Lormen, ein in die Hand geschriebenes Alphabet, kann auch von nicht taubblinden Menschen schnell erlernt werden. Außerdem gibt es die taktile Gebärdensprache, eine Abwandlung der unter Gehörlosen verwendeten Gebärdensprache, bei der die Gebärden auf kleinem Raum ausgeführt und vom Gesprächspartner erfühlt werden. (mah)



Dinges mit Tarot-Karten in Brailleschrift Foto: Sebastian Wells/Ostkreuz

ist nicht einheitlich geregelt und es gibt nur wenige Qualifizierungsstellen – etwa in Bayern, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, in Berlin gibt es keine einzige.

Um die Situation für beide Seiten – die Taubblinden und die Assistenten – zu verbessern, stellen TaubblindenvertreterInnen zwei Forderungen. Zum einen: Für alle mit dem Merkzeichen TBL soll automatisch eine bestimmte Zahl von Assistenzstunden gewährt werden, unabhän-

Für viele Taubblinde ist Assistenz die einzige Möglichkeit, die Wohnung zu verlassen. So wird diese sicherer Ort und Gefängnis zugleich

gig von Einkommen und Vermögen. Zum anderen: eine Professionalisierung der Ausbildung und Anerkennung der Taubblindenassistenten als Beruf. Nur so könne auf Dauer sichergestellt werden, dass genug und ausreichend qualifizierte AssistentInnen zur Verfügung stehen – auch für die, die den Kampf um Assistenz nicht allein kämpfen können. „Wenn man Teilhabe ernst nimmt, dann muss man akzeptieren, dass taubblinde Menschen auf die Hilfe speziell ausgebildeter Dritter angewiesen sind und dass das Geld kostet“, sagt Manfred Scharbach vom Berliner Blinden- und Sehbehindertenverein.

Katrin Dinges hat zwar Taubblindenassistentenstunden für ihre Freizeit erkämpft. Für ihre Honorartätigkeiten, ihren Traum von der Selbstständigkeit als Kunstvermittlerin, darf sie die aber nicht verwenden. Für den Job bekommt sie erst dann Assistenz

bewilligt, wenn sie dem Integrationsamt einen Businessplan vorgelegt hat. „Ich brauche doch aber auch für die Erstellung des Businessplans Assistenz“, sagt Dinges. „Das ist wie eine Mauer, gegen die ich da laufe.“ Neben diesen bürokratischen Hürden zeigt der Kontakt zum Jobcenter aber auch noch eine ganz andere, vielleicht viel größere Barriere für ein selbstbestimmteres Leben taubblinder Menschen.

„Schon im ersten Gespräch hieß es: „Sie sind nicht vermittelbar, nicht konkurrenzfähig“, erzählt Dinges. „Ich musste mich dagegen wehren, in die Grundsicherung oder eine Werkstatt geschickt zu werden. Dass das so abweisend, so demoralisierend ist, das hätte ich nicht erwartet.“ Es sind Erfahrungen, von denen man auch im Deutschen Taubblindenwerk zu berichten weiß. Die meisten Taubblinden könnten nie eine Ausbildung machen, für sie bleibe nur die Arbeit in der Behindertenwerkstatt oder Nichtstun, berichtet Geschäftsführer Volker Biewald. Wer erst im Laufe seines Lebens taubblind werde, verliere oft seinen Job. Und wer nicht einen Partner oder eine Familie an der Seite hat, müsse nicht selten auch die eigene Wohnung aufgeben und in eine spezielle Wohnstätte ziehen. „Wir stehen bei der Inklusion taubblinder Menschen erst ganz am Anfang“, sagt Biewald, der auf Bundesebene zusammen mit anderen Institutionen für rechtliche Verbesserungen kämpft. Die große Isolation bleibe das Hauptthema, und es brauche noch viele Anstrengungen für mehr Teilhabe.

Katrin Dinges ist vielleicht weniger isoliert als andere Taubblinde, aber inkludiert fühlt auch sie sich nicht. „Ich wünschte, ich könnte überall dabei sein, ohne das Gefühl zu haben, ich störe oder nerve, weil ich die Anderen nicht verstehe“, sagt Dinges. Da würde es manchmal schon reichen, jemand würde sich einfach den Laptop schnappen, um mit ihr ganz direkt zu kommunizieren. In der Künstlergruppe, in der sie sich aktuell bewegt, ist das so. „Das gibt mir das Gefühl: Ich bin willkommen.“

„Es begann mit einem Kind“

Seit 130 Jahren ist das Oberlinhaus in Potsdam eine Institution in der Taubblindenarbeit. Tina Mäueler über Anfänge und Herausforderungen

Interview Manuela Heim

taz: Das Oberlinhaus in Potsdam-Babelsberg war die erste Einrichtung für taubblinde Menschen in Deutschland. Wie kam es dazu?

Tina Mäueler: Es begann mit einem Kind. In Nowawes, wie Babelsberg damals hieß, lebten viele arme Weberfamilien. Seit den 1870er Jahren betrieb der diakonische Verein Oberlinhaus deshalb hier eine Kleinkinderschule. 1886 begann die Arbeit mit behinderten Kindern. Tatsächlich war es einfach so, dass jemand ein Kind brachte und die Diakonissen bat, sich darum zu kümmern.

So kam das erste taubblinde Kind ins Oberlinhaus?

Genau. Im Januar 1887 wurde Hertha Schulz gebracht. Das Mädchen war 10 Jahre alt und konnte nach einer Hirnhautentzündung nicht mehr sehen und hören. Die Eltern, ein Polizist und eine Hausfrau aus Berlin hatten Kontakt zu der Einrichtung aufgenommen, weil es zu Hause im Mietshaus nicht mehr ging. Hertha war so laut, weil sie sich selbst nicht hörte. Das ist übrigens heute noch ein Grund, warum taubblinde Menschen in unsere Wohnstätten ziehen müssen. Im Oberlinhaus wurde eine Diakonisse damit beauftragt, Blindenschrift zu lernen und Hertha darin zu unterweisen. Das gelang auch. 1891 kam dann der königliche Taubstummen-Oberlehrer Gustav Riemann ins Oberlinhaus und hat Hertha unterrichtet. Es wurden dann immer mehr taubblinde Kinder aufgenommen und ein ehemaliges Siedlerhaus zum ersten Taubblindenhaus Deutschlands umgebaut.

Wie wegweisend war diese Arbeit?

Damals hat das Oberlinhaus als Erstes den Fokus auf die Förderung der Kommunikation gesetzt. Es gibt zum Beispiel ein eigenes Oberlin-Alpha, ein Alphabet, das in die Hand gebärdet oder daktyliert wird. Es gab auch einen Austausch mit Helen Keller aus den USA, das ist ja die Taubblinde, die jeder kennt. Da hat sich das Oberlinhaus Input geholt, welche Förderung taubblinde Kinder brauchen. Und so haben wir bis heute Wohnstät-

ten, die ganz und gar auf taubblinde Menschen ausgerichtet sind. Es gibt zum Beispiel Zimmer, da geht ein Ventilator an, wenn man es betritt. Damit der Bewohner, der nichts hört und sieht, am Luftzug spürt, dass jemand da ist. Unsere Mitarbeiter sind genauso spezialisiert.

Wie viele taubblinde Menschen wohnen bei Ihnen?

Wir haben das Hertha-Schulz-Haus für 20 taubblinde/hör-sehbehinderte Kinder und eine Wohnstätte für Erwachsene mit 55 Plätzen. Wir arbeiten inzwischen überwiegend mit geburtstaubblinden Menschen, die noch viele andere Beeinträchtigungen mitbringen, weil sie gar keine Sozialisation ohne Behinderung erlebt haben.

Was ist die größte Herausforderung?

Immer ist der Schlüssel die Kommunikation. Bei einem kleinen Kind, mit dem ich Ball spiele, würde ich „Da ist der Ball“ sagen. Bei einem taubblinden Kind daktyliere ich es in die Hand und hoffe, dass sich ein Sprachverständnis entwickelt. Das erfordert natürlich eine ganz intensive Betreuung und Beziehung. Früher haben das die Diakonissen geleistet, die mit den Bewohnern gelebt haben. Heute brauchen wir dafür ausreichend Mitarbeiter und Freiwillige.

Kämpfen Sie gemeinsam mit anderen für mehr Selbstbestimmung für Taubblinde?

Wir sind wie alle Einrichtungen der Taubblindenhilfe in einer Arbeitsgemeinschaft vernetzt. Wir haben natürlich einen anderen Fokus als etwa die Selbstvertretungen von Taubblinden, die erst spät erblinden und gehörlos werden und oft sehr selbstbestimmt leben. Aber grundsätzlich ist die Gefahr bei allen taubblinden Menschen: Wenn sie nicht genügend Assistenz haben, sind sie isoliert. Taubblinde brauchen auch in Einrichtungen eine Eins-zu-eins-Betreuung. Ich kann auch mal mit zweien spazieren gehen, aber dann kann man schon nicht mehr alles erzählen, was im Umfeld passiert.

Tina Mäueler ist Sozialarbeiterin und leitet den Bereich Wohnen im Oberlinhaus in Potsdam

Anzeige

LANGE NACHT DER MUSEEN

31.8.2019

75 MUSEEN
750 EVENTS
1 TICKET

10 MUSEEN NEU DABEI!

BERLIN 365/24

Programm und Tickets: www.lange-nacht-der-museen.de, in den teilnehmenden Museen, bei BVG, S-Bahn, Berlin Tourist Infos und den HEKTICKE-Filialen.

#LNDMberlin
WWW.LANGE-NACHT-DER-MUSEEN.DE

„Erfolg ist die beste Rache“

Finch Asozial ist passionierter Fürstenwalder, posiert gerne vor Trabis und besitzt wirklich einen Fliesentisch. Im Interview spricht der ehemalige Battle-Rapper über das Ironieverständnis seiner Fans, sexistische Texte, die er nicht noch einmal schreiben würde, und rät dem zugezogenen Sänger Rainald Grebe, über Brandenburg zu schweigen

Interview **Thomas Winkler**
Fotos **Karsten Thielker**

Ein Schnellrestaurant am Tempelhofer Damm. Die frittierten Hähnchenteile, die hier serviert werden, sind ebenso halal wie die Burger gegenüber. An der nächsten Ecke ist Woolworth, ein paar Meter weiter eine Filiale des Second-Hand-Kaufhauses Humana. Finch Asozial hat verschlafen, er ist eine halbe Stunde zu spät, weil er erst heute Vormittag gelandet ist von einem Kurztrip nach Mallorca, wo er im Sauf-Tempel Megapark drei Songs gespielt hat. Der Ausflug war ein Test, ob der Chartsstürmer aus Brandenburg auch am Ballermann funktioniert. Finch bestellt ein halbes Hähnchen, Fritten, Hummus und Fladenbrot. Das Gespräch kann losgehen.

taz: Herr Asozial, zum Einstieg ein kleines Quiz zu Ihrer Heimatstadt. Wie heißt der Bürgermeister von Fürstenwalde?

Finch Asozial: Als ich weggezogen bin, hieß der Hengst. Jetzt, wo ich nicht mehr da wohne, weiß ich das nicht mehr. Aber ich habe gehört, es gab Wahlen und es ist ein Jüngerer geworden.

Genau. Auf Hans-Ulrich Hengst folgte 2018 Matthias Rudolph von der BFZ. Das steht für Bündnis Fürstenwalde Zukunft, das extra für diese Wahl gegründet wurde. Siehste.

Wie viele Einwohner hat die Stadt?
Ich glaube 32.000 oder 33.000.

Sehr gut. Es sind genau 32.098.
Es waren mal über 34.000. Wird immer weniger.

Städtepartnerschaft?
Irgendwas mit Reichen. Rein... Reinen...

Reinheim.
Siehste. In NRW.

Ihre Heimat Brandenburg spielt in Ihren Songs immer wieder eine Rolle. Was macht den Brandenburger aus?
Erst mal berlinert er viel stärker als der Berliner selber. Daran erkennt man ihn sofort. Außerdem hat er ein großes Herz, ist loyal, und er ist sehr freundlich.

Ach, das sehen aber nicht viele so.
Bin ich nicht freundlich? Ich bin doch megafreundlich. (imitiert einen bedrohlichen Tonfall) Oder wollen Sie was anderes sagen?

Der Boulevardzeitung B.Z. haben Sie mal gesagt: „Bei mir und meinen Kumpels ging es immer um Fußball, Trinken und nun ja ... Brandenburger Leben halt.“ Ist Brandenburg wirklich so?

Ja, ich finde schon, dass die Geselligkeit in Brandenburg eine große Rolle spielt. Die Leute sitzen nicht so gern allein zu Hause und saufen. Und wenn man in der Gruppe unterwegs ist, wird es generell schwierig, nicht mitzutrinken. Was soll man sonst auch machen? Als ich klein war, gab es noch einen Jugendclub. Auf den Dörfern gibt es das alles nicht mehr, erst recht nicht ein Angebot wie in der Stadt – aber immerhin noch einen Fußballverein. Also schrauben sich die jungen Leute jeden Tag

nach dem Fußballtraining einen rein. Oder ziehen gleich weg.

Wer hat mehr für das Image Brandenburg getan: Sie oder Rainald Grebe?
Ich weiß leider nicht, wer Rainald Grebe ist. So geschichtsbewandert bin ich nicht, ich hab in der Schule zu wenig aufgepasst.

Der ist keine historische Figur, sondern ein Sänger, und „Brandenburg“ ist eines seiner bekanntesten Lieder: „In Brandenburg ist mal wieder jemand gegen einen Baum gekurkt.“
Ach der. Finde ich jetzt nicht so lustig. Ist der Brandenburger?

Nein, ursprünglich nicht, aber er hat ein Haus in der Uckermark.
Dann sollte er erst recht nicht lästern. Ich mag nicht, dass sich so viele über Brandenburg lustig machen und nur das Hässliche darstellen.

Machen Sie sich nicht auch lustig über Brandenburg?
Nein. Wenn, dann mache ich mich über den Osten lustig. Ich spiele mit gewissen Klischees, die dem Osten immer auferlegt werden. Aber Brandenburg wird von mir immer hochgejubelt. Ich bin nicht wie andere, die nach Berlin kommen und dann nichts mehr von ihrer Herkunft wissen wollen. Ich sage oft und gern, ich bin Fürstenwalder – in Berlin wohne ich nur.

Warum sind Sie dann nach Berlin gekommen?
Damals, als ich herkam, war der Job der Grund. Ich konnte nicht jeden Tag von Fürstenwalde hierher pendeln. Aber ich gebe zu, ich genieße mittlerweile den Luxus, den Berlin bietet. Dass man mitten in der Nacht was Warmes zu essen kriegt, dass man sich in eine Bar setzen kann, wann immer man Lust hat. Du hast hier alle Möglichkeiten: Wenn du deine Ruhe haben willst, fährst du raus nach Köpenick. Willst du Trubel, fährst zur Warschauer Straße.

Was ist Heimat für Sie? Was ist zu Hause?
Zu Hause ist da, wo man wohnt, also in meinem Fall Berlin. Und Heimat ist da, wo man aufgewachsen ist, also Fürstenwalde, Brandenburg.

Verfolgen Sie die Diskussionen um den Heimatbegriff?
Ich habe überhaupt keine Lust, mich damit zu befassen. Denn egal, was man sagt: Man sagt eh immer nur was Falsches. Ich sehe das so: Ich gucke mir den einzelnen Menschen an, und wenn der nett ist und mit mir cool ist, dann bin ich mit dem cool – egal wo der herkommt, welche sexuelle Ausrichtung er hat oder wie er sonst gestrickt ist. Aber was politisch gerade richtig oder falsch läuft, das interessiert mich nicht. Ich guck auf mein Ding, jeder ist seines Glückes Schmied. Man hat viele Möglichkeiten, man muss sie nur nutzen. Und das mache ich gerade.

Klingt ziemlich neoliberal.
Kann sein.

Sehen Sie sich als Botschafter Brandenburgs?



Die Geldbörse des Herrn Asozial

Nils alias Finch

Der Nils Nils Wehowsky wird am 13. April 1990 in Frankfurt (Oder) geboren und wächst in Fürstenwalde auf. Er absolviert eine Mechatroniker-Ausbildung, bekommt einen Job in Berlin und verlässt 2013 Fürstenwalde. Nach einem zusätzlichen Fachstudium Elektrotechnik konzentriert er sich 2018 auf seine Musikerkarriere.

Der Finch Ab Mitte der Zehnerjahre macht sich Finch Asozial als Battle-Rapper einen Namen. In den Demütigungs-Duellen mit anderen Rappern entwickelt Finch seine Persona als stolzer Ostler mit Vokuhila und Polyester-Jogginganzügen, der die Beschimpfungen des Gegners ins Positive kehrt: Wir sind arbeitslos und saufen, wir köpfen ein Bier am heimischen Fliesentisch, wir sind die Härteren. Im Video zu seiner ersten Single „Richtig saufen“ schlüpft Finch in die Rolle eines Wendeverlierers, fährt mit dem Trabi in die Dorfkneipe, sampelt Walter Ulbricht („Niemand hat die Absicht eine Mauer zu errichten“), reimt „dermaßen toll“ auf „sternhagelvoll“ und stellt fest: „Ostdeutschland – wir sind eine Trinkergesellschaft“. Finch, wundert sich *Zeit Online*, „erklärt die eigene Minderwertigkeit zum neuen Oberstyle“, aber die *Bravo* präsentiert „10 Facts“ über „den derzeit wohl umstrittensten Rapper Deutschlands“ („Fact #6: Finch hat ein großes Anliegen: Er möchte den Osten wieder nach vorne bringen“) und die *B.Z.* fragt sich, „was die Mutter von Finch Asozial von seinen derben Texten hält“ („Mutter kann differenzieren: Was ist Kunstfigur und was ist wirklich mein Sohn?“). Die Brachialironie hat Erfolg: Sein erstes Album, „Dorfdisko“, erscheint im März 2019 und steigt bis auf Platz 2 der deutschen Album-Charts. Einer der beiden Berliner Live-Termine (19. und 21. 10. im Astra) ist bereits ausverkauft. (tw)

Finch Asozial besitzt alle Insignien des stolzen Klischee-Ostlers: Polyester-Jogginganzug und Schnauzer. Zu Hause isst er allerdings am Fliesentisch

Ich sehe mich als Brandenburger. Und ich habe das auch noch nie verleugnet. Tatsache ist doch, dass es außer mir in der Musikwelt niemanden gibt, der sagt: Yo, Brandenburg, das ist was Cooles. Aber bin ich Botschafter? Nee, dazu ist mein politisches Wissen zu gering. Ich sehe mich eher als Sprachrohr.

Was tun Sie, wenn die Verantwortlichen des Brandenburg-Marketings Humor entwickeln sollten und Sie als Testimonial verpflichten wollen?
Was ist ein Testimonial?

Eine Werbefigur.
Schreiben die mir vor, was ich zu tun habe? Dann mache ich es nämlich nicht. Aber wenn die mit mir werben wollen, so wie ich bin, dann: ja, klar. Wenn ich ein, zwei Leute davon überzeugen kann, dass es doch ganz schön ist in Brandenburg, dann ist das doch prima. Weil wir haben eine schöne Gegend. Aber ich behaupte mal: In zehn Jahren spätestens sind die Leute, die jetzt abgehauen sind aus dem Oder-Spree-Kreis oder aus MOL (*Landkreis Märkisch-Oderland, d. Red.*), alle wieder zurückgekommen. Wenn ich mir mal ein Haus leisten kann, würde ich auch wieder in die Richtung ziehen, wo ich herkomme.

Wenn Sie sich schon als Sprachrohr fühlen, empfinden Sie da auch eine Verantwortung?
Jeder, der in der Öffentlichkeit unterwegs ist und viele Leute erreichen kann, hat eine Verantwortung. Und mit einer großen Reichweite hat man auch eine große Verantwortung.

Wie nehmen Sie diese Verantwortung wahr?
Ich überlege mir schon, was ich in Interviews sage. Wenn ich persönlich rauche, muss ich ja nicht noch Werbung dafür machen. Und auch wenn meine Texte vielleicht mitunter etwas gröber sind, sage ich ausdrücklich: Hey Leute, dit is Musik, ihr sollt jetzt nicht gleich rausgehen und euch besaufen oder prügeln oder so eine Scheiße. Zugegeben, wenn man sich nur meine Musik anhört als Außenstehender, könnte man leicht denken: Oh, mein Gott.

Was genau könnte man denken, wenn man nur Ihre Songs hört?
Dann könnte man denken, dieser Finch Asozial hat absolut nichts auf der Platte. Der will nur provozieren. Der ist ein frauenfeindlicher, homophober Rassist, der Wessis hasst – also alles, was man jemandem vorwerfen kann.

Aber diese Vorwürfe stimmen nicht?
Es gibt Nils. Und es gibt die Kunstfigur Finch, die ja nicht umsonst Asozial heißt mit Nachnamen.

Was ist asozial an Ihnen?
Ich sage ja nicht, dass mein Benehmen als Nils im Alltag asozial ist. Meine Texte als Finch sind asozial. Und das sind sie doch – oder etwa nicht? Aber dazu muss man auch wissen, dass ich vom Battle-Rap komme. Und da geht es darum, auf der Bühne Sachen zu sagen, die man auf der Straße nicht sagen könnte. In so einem Rap-Battle muss





”

„Rainald Grebe sollte nicht lästern. Ich mag nicht, dass sich so viele über Brandenburg lustig machen und nur das Hässliche darstellen“

dann aber auch jede zweite Zeile treffen – und das schwappt halt gelegentlich noch rüber.

Was unterscheidet Nils von der Kunstfigur Finch?

Es gibt natürlich einige Parallelen, die Kunstfigur hat ja echte Wurzeln. Das Ostdeutsche, das Saufen, das ist ja alles nicht aus der Luft gegriffen. Einiges von Finch steckt auch in Nils, das ist ja nicht ausgesponnen. Aber es gibt auch einige Punkte, in denen sich die beiden unterscheiden. Dieses dauerhaft Aggressive von Finch zum Beispiel, das ist nicht Nils. Mit mir kann man ganz normal reden.

Ganz konkret: Besitzen Sie wirklich einen Fliesentisch?

Ja, ich besitze einen Fliesentisch.

Wann haben Sie Ihren letzten Pfeffi getrunken?

Vor drei, vier Tagen. Um das abzukürzen: Ich besitze auch tatsächlich eine Schwalbe (in der DDR weit verbreiteter Motorroller, d. Red.), aber die ist nicht zugelassen und steht zu Hause bei meiner Mutter in der Garage, weil sie mir hier in Berlin bloß geklaut werden würde. Aus demselben Grund habe ich auch momentan leider keinen Trabi, aber irgendwann werde ich mir sicher noch einen holen.

Sie haben mal gesagt: „Ich kann zwischen der Realität und der Kunstfigur schon gut unterscheiden.“ Wie viele Ihrer Fans können das auch?

Sehr viele. Ich sehe meine Fans ja auf den Konzerten – und die benehmen sich jetzt nicht, nur weil sie meine Songs hören, wie die letzten Neanderthaler. Die allermeisten können ganz gut erkennen, was Ironie ist, was überspitzt ist – und was Wahrheit ist. Ich kann natürlich nicht für alle sprechen, aber es ist ja auch nicht meine Aufgabe, deren Erziehung zu übernehmen. Da müssen die Eltern ja auch einen Teil zu beitragen, die sind schließlich die Erziehungsberechtigten.

Finden Sie, dass Eltern sich aus ihrer Verantwortung stehlen?

Das würde ich nicht sagen. Aber auf jeden Fall wird auf Leute wie mich gern mal Verantwortung abgewälzt. Wenn wieder ein Anschlag an einer Schule ist, wird erst einmal das Zimmer von demjenigen untersucht, und wenn dann da eine Bushido-CD steht, ist Bushido schuld. Und wenn da Counterstrike steht, dann ist Counterstrike schuld. Aber sich mal mit dem Einzelfall zu befassen, ob der Vater Säufer ist, ob die Mutter ihn geschlagen hat, das findet nicht statt. Es wird immer nach der leichten Erklärung gesucht. Und das ist oft halt der Rapper, dessen Texte angeblich zur Gewalt aufrufen.

Werden Sie oft mit solchen Vorwürfen konfrontiert?

Selten. Aber das mag daran liegen, dass ich momentan noch eher unter dem Radar fliege. Ich bin ja kein Sido oder Bushido, bei denen gleich die Debatten aufgemacht werden.

Sie haben allerdings auch schon gesagt, dass Sie einzelne Ihrer frühen Songs wie „Sex & Gewalt“ und „Rich-

Vor der Wahl



Am 1. September sind Landtagswahlen in Brandenburg.

Mit unserer Brandenburg-Serie werfen wir bis dahin in loser Folge Schlaglichter auf das Bundesland, das Berlin umgibt, das aber manchmal weiter entfernt scheint von der großen Stadt als viele andere Bundesländer. Wir sehen dahin, wo es knirscht: Wo das Alte mit dem Neuen kämpft, wo es stagniert oder wo es boomt, wo die Menschen weggehen oder wohin sie zurückkehren, wo sie auf dem Althergebrachten bestehen oder etwas Neues versuchen.

Alle Folgen unserer Brandenburg-Serie finden sich auf taz.de unter taz Ost. (taz)

tig saufen“ heute so nicht mehr machen würden ...

Ja, die würde ich heute nicht genau so noch einmal schreiben. Man kann bestimmte Sachen heute eben einfach nicht mehr sagen. Heute ändere ich lieber einen Satz, weil ich mir dann zwanzig Stunden Diskussionen erspare. Ich habe „Sex & Gewalt“ und „Richtig saufen“ ja nicht gemacht, weil ich schockieren wollte, sondern weil ich das in dem Moment lustig fand. Für den Satz „Ein echter Mann kommt aus der Kneipe und er schlägt seine Frau“ aus „Richtig saufen“, musste ich mich schon so oft rechtfertigen, da sage ich heute lieber: Ich muss solche Sätze nicht mehr schreiben, ich kann auch mit anderen Texten erfolgreich sein.

Aber waren es nicht genau solche Provokationen, mit denen Sie bekannt wurden?

Ich glaube nicht, dass ich bekannt wurde, weil ich der bin, der aus der Kneipe kommt und seine Frau schlägt. Sondern weil das, was ich mache, überspitzt ist, weil es witzig ist, weil es Humor hat. Ich bin bekannt geworden, weil ich der bin, der nicht vor einem Porsche, sondern vor einem Trabi steht. Ich muss nicht immer provozieren und schocken, das ist nicht mein Ziel.

Was ist dann Ihr Ziel?

Erfolg. Denn Erfolg ist die beste Rache. Ich habe mich früher sehr gern aufgeregt über andere Künstler, ich habe gesagt, deren Musik sei billig und scheiße. Aber dann habe ich mich gefragt: Wie kann das sein, dass die trotzdem so viel erreichen? Heute finde ich diese Musik vielleicht immer noch scheiße, aber es interessiert mich nicht mehr, ich rege mich nicht mehr darüber auf. Denn irgendwann habe ich gemerkt: Ich kann noch mehr Erfolg haben als die. Der Kuchen ist groß genug für alle.

Ich hätte ja gedacht, die Kunstfigur Finch Asozial hat auch eine politische Botschaft.

Inwiefern?

Finch Asozial als Rache der Modernisierungsverlierer.

Das ist mir zu kompliziert.

Finch Asozial als Stimme jener, die sich abgehängt fühlen – vor allem im Osten.

Ja, da könnte was dran sein. Ich glaube schon, dass Finch Asozial gehört wird von Leuten, die sich veräppelt und immer über einen Kamm geschert fühlen. Mich hört das einfache Volk, der kleine Mann. Wenn ich nur über Mercedes, Goldketten und lila Scheine rappe würde, da würde sich der Tom, Malerlehrling, 21 Jahre alt und eben so die Schule geschafft, wohl nicht angesprochen fühlen, weil er ganz genau weiß, dass er das nie erreichen wird. So einer wie Tom findet Finch Asozial gut, weil der sagt, dass der Trabi, den er fährt, geil ist, und auch die alte Jogginghose, die er trägt, und dass seine Haare zwar fettig sind, aber dafür sein Vokuhila cool ist. Solchen Leuten wie Tom, denen gebe ich ein bisschen Selbstbewusstsein und ein bisschen Mut fürs Leben.

berliner szenen

Der Ho-Chi-Minh-Pfad der Ranch

Eine Frau, die brüllend über den U-Bahnhof läuft, als kehrt sie ihr Inneres nach Außen, kommt an mir vorbei. Ich trete ein paar Schritte zurück, sodass ich neben einem Mann stehe. „Bleiben Sie ruhig, passiert nichts!“ Er hat graue Haare, einen grauen Bart und ein oft getragenes Sakko. In seinem Gesicht findet sich eine gutmütige Mischung aus Neugier und Freundlichkeit. „Ich habe lange Zeit als Krankenpfleger gearbeitet, Dietrich-Bonhoeffer-Nervenklinik, Bonnies Ranch, kennen Sie das?“ Ich nicke. Das Brüllen wird leiser. Im Westen der Stadt aufgewachsen, kenne ich diesen Ort. Er diente vielen als Projektionsfläche für alles Großflächige, was man sonst nirgendwo in seinem Oberstübchen unterbringen konnte. „Sie brauchen keine Angst zu haben. Die lautesten sind oft die Harmlosen, na ja, manchmal auch nicht!“ Er lächelt.

„Die Klinik gibt es nicht mehr“, sage ich. „Seit ein paar Jahren nicht mehr“, sagt er. „Ich war dort in den Sechzigern und Siebziger. Das war eine merkwürdige Zeit, kann ich Ihnen sagen. Auf dem Gelände gab es sogar einen Friedhof. Da sind die Angestellten beerdigt worden. Hinter dem Zaun waren Gleise, da gab es Schlupflöcher, da sind die Süchtigen dann durch. Die waren stillgelegt, die Gleise. Das wurde Ho-Chi-Minh-Pfad genannt. Die Süchtigen sind los und haben an der Friedrichstraße polnischen Panzersprit gekauft. Das war verrückt. Das wussten ja alle! Und direkt, das müssen Sie sich mal vorstellen, direkt hinter dem Zaun gab es einen Eisenbahner-Verein, alles Männer. Da stand noch eine alte Lokomotive rum. Die haben sich Uniformen angezogen, hielten Kellen in der Hand, und ein paar Signale konnte man noch per Hand betätigen. Als ich das erste Mal durch den Zaun bin, stand ich da und dachte: Gehören die zu uns?“

Björn Kuhlig



Foto: Archiv

Stummfilmfestival Nochmals 1929

Eine Werbeaktion für den stummen Film: Am Donnerstag startet im Babylon am Rosa-Luxemburg-Platz das Stummfilm-Live-Festival mit einer Bestenlese aus dem Jahr 1929 – dem Ende der Stummfilmära. Um 22 Uhr ist die deutsch-britische Produktion „Nachtgestalten“ (Foto) zu sehen. Wie bei allen Filmen des bis 8. September dauernden Festivals ist der Eintritt frei. Nur der Eröffnungsfilm um 19.30 Uhr, „Das neue Babylon“ samt Orchester, kostet 25 Euro.



Letztlich sind Gesichter zu sehen: Blick in die Installation „Wandler“ von Nadja Schöllhammer
Foto: Nadja Schöllhammer

Gesichter aufgespießt

Erst ist es bedrohlich, dann immer anziehender: Zeichen, Bilder und Figuren wuchern in einem Gewimmel in den Raum hinein bei Nadja Schöllhammers Ausstellung in der Galerie Nord



Man kann sich im Detail verlieren: Collage von Nadja Schöllhammer
Foto: Eric Tschernow

Von Katrin Bettina Müller

Das Zerstörerische und das Filigrane begegnen sich in den Raumzeichnungen von Nadja Schöllhammer. Es ist die Gleichzeitigkeit von beidem, die ihre Figuren unter Spannung setzt. Etwas ist weggeschnitten, etwas ist weggebrannt; etwas ist stehengeblieben, als Skelett einer Form, als dünne Linie aus Papier, als si-

likonbeschichtetes Relief. Man sieht durch Öffnungen, Löcher und Schlitze in der einen Ebene der Werke meist auch noch auf etwas dahinter. Das können weitere Bildelemente eines Werkes sein, die Installation gestaffelter Bühnen im Ausstellungsraum oder ein Blick durch ein Fenster. Nadja Schöllhammer hat in Berlin studiert, Bildende Kunst und Germanistik. Seit mehr als 15 Jahren arbeitet sie daran, mit Linien, Farben und Formen in den Raum auszugreifen. Sie

schneidet aus, aus vorgefundener Material wie Plakaten, aber auch aus eigenen Zeichnungen, sie beschichtet Malerisches mit Silikon und brennt Segmente weg, bis eine netzartige Form entsteht, ein biegsames Gespinnst aus Linien. Zwitter zwischen Malerei und Skulptur. Für ihre Ausstellung „Wandler“ hatte sich die Galerie Nord in den Wochen vor der Eröffnung in ihr Atelier verwandelt, viele der Werke entstanden dort. Die Bildelemente sind diesmal aufgespießt, sie hängen in einer Landschaft aus unregelmäßigen Formen, die wie weiße Schollen durch den Raum treiben, durchbohrt von handgeschnitzten Speeren.

Was erst wie Spitze oder farbige Gitter, wie Schaum oder durch die Luft fallendes aussieht, lässt sich nach einiger Zeit als Porträt erkennen, schließlich blicken einen immer mehr Gesichter in der Ausstellung an. Es ist ein ständiges Vexierspiel, mit der eigenen Bewegung im Ausstellungsraum verändert sich, welche Figuren und Zeichen zueinander in Beziehung treten. Dass der Blick von Weitem und von Nahem Unterschiedliches zeigt, trifft auch auf ihre roten und schwarzen Tuschezeichnungen zu. Von Weitem sieht man eine dunkle Wolke, eine rote Zusammenballung, pulsierende Masse. Von Nahem

entpuppt sich das Gewirr der feinen Striche als ein Gewimmel winziger Figuren. Man sieht Gesichter mit aufgeblasenen Backen, Wind und Sturm strömt aus den Mündern, Fratzen und Kraken werden verwirbelt, Augen quellen hervor, Zähne zeigen sich bedrohlich. Man denkt zurück an Burlesken, wie sie im 17. Jahrhun-

dert Jacques Callot gezeichnet oder im 19. Jahrhundert James Ensor gemalt hat. Und fühlt sich als Betrachter bald selbst ein wenig verschoben, wie ein Insektenforscher mit Lupe, nach übersehenen Details im Gewimmel suchend. Oder als ob man in einem alten Märchenbuch blättert und die hinter Bäumen und Felsen versteckte Dämonen sucht. Augensinn und Sehlust werden gekitzelt, es ist ein ständiges Entziffern und Entdecken, fast als lese man sich in einen Text mit schwer zu deutender Schrift ein.

Anzeige

arte SOMMERKING KULTURFORUM
AM POTSDAMER PLATZ
5. JUNI – 30. AUGUST
SA 24 20:45 BOHEMIAN RHAPSODY OMI
SO 25 20:30 TEL AVIV ON FIRE
Tickets und Programm YORCK.DE
UNSERE PARTNER: FLUX FM taz messengers BERLINER fritz-kola

Nadja Schöllhammers visuelle Fantasien sind ein betontes Gegenteil von digitalen Bilderfindungen. Sie regen ein ästhetisches Erleben an, das ohne technische Hilfsmittel auskommt. Das macht sie anziehend. Inspiration sind ihr Sagen und Mythen, Geschichten von Verwandlungen, Träumen, Erscheinungen. Da, wo sicher Gewusstes oder klar Erkennbares seine Festigkeit verliert und der Boden der Gewissheiten Risse bekommt, sind ihre Gebilde zu Hause. Das ist bedrohlich, wie das Feuer, mit dem sie arbeitet, dann aber stets auch wieder gebändigt, eingefangen in der ästhetischen Form.

Inspiration sind ihr Sagen und Mythen, Geschichten von Verwandlungen, Träumen, Erscheinungen. Da, wo sicher Gewusstes oder klar Erkennbares seine Festigkeit verliert und der Boden der Gewissheiten Risse bekommt, sind ihre Gebilde zu Hause. Das ist bedrohlich, wie das Feuer, mit dem sie arbeitet, dann aber stets auch wieder gebändigt, eingefangen in der ästhetischen Form.

Galerie Nord/Kunstverein Tiergarten, Di. – Sa., 12–19 Uhr, bis 20. September

Anzeige

Tanz im August
The Match
Cullberg/Deborah Hay
24.08.2019
radialsystem.de

was tun?

Zug der Liebe

Was soll denn so lustig sein an Liebe, Frieden und Verständigung? Da kann man schon auf die Straße für gehen. Muss ja nicht gleich wieder so massenkompatibel werden wie einst bei der Loveparade. Der Zug der Liebe ist noch einigermaßen überschaubar, Motto in diesem Jahr ist „30 Jahre Mauerfall – gegen neue Meinungsmauern“. Die Auftaktkundgebung findet auf der Freifläche vor dem Festsaal Kreuzberg statt.
24. 8., Schlesischer Busch, 13 Uhr

Roma in Berlin

Mit Blasmusik vom Balkan kennt man sich in Berlin schon ein wenig aus, die Konzerte von Marković Orkestar oder Fanfare Ciocărlia sind bestens besucht. Von Romanonymous hat man hier noch nichts gehört. Die Band soll aber einen aufregenden Eindruck aktueller traditioneller Musik aus Mazedonien geben, bei den abendlichen Konzerten des Festivals „Roma in Berlin“ am Samstag und Sonntag im Cabuwazi-Zelt.
24./25. 8. Cabuwazi, Tempelhofer Feld

Die Neunte und auch etwas Neues

Start in die Klassikaisaison: Die Berliner Philharmoniker und ihr neuer Chefdirigent laden am Samstag mit Beethoven ans Brandenburger Tor, das Musikfest gibt sich wieder bunt



Von **Thomas Mauch**

An Beethoven kommt man im klassischen Betrieb sowieso nicht vorbei, da kann man den doch gleich mal an den Anfang stellen. Wobei es Kirill Petrenko kaum um ein Abhaken geht und wohl auch nicht um die sichere Bank, die mit Beethoven halt gleichfalls aufgestellt werden kann fürs Publikum, wenn der neue Chefdirigent der Berliner Philharmoniker zu seinem Amtsantritt Beethoven aufs Programm setzt. Die Neunte. Am Brandenburger Tor ist sie heute am Samstag bei einem Open-Air-Konzert zu hören.

Beim Blick in das Musikfest-Programm kann man sich auch wieder hübsch verzetteln

Und das ist für Petrenko schon ein Bekenntnis und kein Pflichtprogramm, schließlich gilt ihm die 9. Sinfonie Beethovens allemal als eine in Musik gepackte Gesamtschau. „Sie enthält all das“, sagt er, „was uns Menschen auszeichnet, im Positiven wie im Negativen.“

Diese Zusammenfassung des Menschlichen können sich dann auch ziemlich viele zu Gemüte führen bei dem Kennlernprogramm mit dem neuen Dirigenten der Philharmoniker. 32.000 Besucher dürfen ihr Plätzchen finden am Samstag vor dem Tor.

Mit einer ähnlichen Zahl an Besuchern rechnet man auch beim nächsten Freitag startenden Musikfest Berlin. Oder noch mit ein paar Menschen mehr. Jedenfalls fanden sich bei der letztjährigen Ausgabe des immer am Anfang der Klassikaisai-

son stehenden Festivals rund 34.000 Besucher ein. Und Beethoven gibt es gleichfalls zu hören beim Musikfest. Die Hammerklaviersonate etwa, gespielt vom französischen Pianisten Pierre-Laurent Aimard, der bei seinem Gastspiel am 6. September dazu ein Stück von Helmut Lachenmann spielt. Ein bedeutender Unterschied zwischen diesen beiden Komponisten, Beethoven und Lachenmann, ist ja der, dass letzterer schlicht noch ganz lebendig ist.

Diese Kombinationen – oder auch Konfrontationen – vom, wenn man so will, gut abgehängten Backprogramm des klassischen Repertoires mit mindestens modernen oder gleich richtig gegenwärtigen Einlassungen sind eine der Besonderheiten des Musikfests. Vor allem will es aber die Gelegenheiten bieten, Orchester, Ensembles und Solisten zu erleben, die in der Champions League des Klassikbetriebs spielen.

Ein Schwerpunkt gilt in diesem Jahr dem Schaffen von Hector Berlioz, dem 1869 und damit vor Erinnerungswürdigen 150 Jahren verstorbenen und der Romantik zugeschlagenen französischen Komponisten. Schwerpunktmäßig gibt es dazu aber eben auch die Musik von

Jetzt geht's los

Philharmoniker Anlässlich des Amtsantritts ihres neuen Chefdirigenten Kirill Petrenko laden die Berliner Philharmoniker heute am Samstag, 24. August, zum Open-Air-Konzert ab 20.15 Uhr ans Brandenburger Tor. Gegeben wird Beethovens Neunte, der Eintritt ist frei. Wer nicht rauswill, kann sich das auch live im Fernsehen beim RBB anschauen.

Konzerthaus Einen neuen Chefdirigenten hat mit Christoph Eschenbach auch das Konzerthausorchester, das am Freitag, 30. August, mit Mahlers Achter in die neue Saison startet. Das Konzert ist bereits ausverkauft. Am Sonntag, 1. September, gibt es ab 11.30 Uhr einen Willkommenstag für und mit Christoph Eschenbach im Konzerthaus am Gendarmenmarkt, der Eintritt ist frei.

Musikfest Angeschoben wird der Start in die neue Saison traditionell mit vom Musikfest Berlin der Berliner Festspiele. Die Philharmoniker haben da genauso ihren Auftritt wie das Konzerthausorchester, neben zahlreichen weiteren internationalen Orchestern und Ensembles, bei 26 Veranstaltungen vom 30. August bis 19. September in der Philharmonie und im Konzerthaus. Programm: www.berlinerfestspiele.de

Louis Andriessen zu hören, dem niederländischen Komponisten, der sich von Jazz, Strawinski, Minimal Music und besonders von den politischen Umständen anregen lässt bei seiner Arbeit. Andriessen konnte gerade seinen 80. Geburtstag feiern.

Ansonsten kann man sich beim Blick in das Musikfest-

Programm mit seinen 26 Veranstaltungen vom 30. August bis 19. September in den Sälen der Philharmonie und dem Konzerthaus am Gendarmenmarkt wieder mal hübsch verzetteln. Da findet sich Barockes und die Science-Fiction-taugliche Musik von Iannis Xenakis, es gibt klassisches japanisches No-Theater zu erleben und mit Wu Wei die Sheng, die chinesische Mundorgel, zu hören (aber natürlich bleibt die Geige weiterhin das Leitinstrument beim Musikfest). Auch die Langstrecke wird bespielt mit einem 9-Stunden-Programm, bei dem Abel Gances monumentaler Stummfilm „La Roue“ als Welturaufführung der rekonstruierten und restaurierten Film- und Musikfassung (mit der Musik von Arthur Honegger und Paul Fosse) zu hören und zu sehen ist.

Außerdem gibt es beim Musikfest noch ein Wiedersehen mit Sir Simon Rattle. Der Vorgänger von Kirill Petrenko tritt am 11. September zum ersten Mal mit dem London Symphony Orchestra an seiner alten Arbeitsstätte in der Philharmonie an.

Einen neuen Chefdirigenten gilt es auch beim Konzerthausorchester zu begrüßen, Christoph Eschenbach, der am 30. August mit Mahler in die neue Konzerthausaison startet. Zwei Tage später darf man den neuen Dirigenten bei einem Willkommenstag noch etwas näher kennenlernen, gespielt wird unter anderem Brahms und Dvořák. In der Beethoven-Wertung muss man im Konzerthaus dann allerdings immerhin bis zum 3. September warten, bis er dort mal (mit seinem sogenannten Geistertrio) auf dem Programm steht.

Und wenn dann der große Bonner im nächsten Jahr seinen 250. Geburtstag feiert, gibt es eh kein Entkommen von Beethoven mehr.

Bereit zum Fest: die Berliner Philharmoniker ganz bei sich zu Hause
Foto: Stefan Höderath

Mit ganz besonderem Akzent

Als Musikerin und Performerin eine Riesin: Masha Qrella bei Pop-Kultur

Von **Kristof Schreuf**

In der Mitte der Bühne des Palais der Kulturbrauerei steht eine Hollywoodschaukel. Das Requisit dient dazu, zwei augenzwinkernde Hinweise zu geben. Einer lautet, dass im Leben eine Zeit kommen mag, in der sich das Bedürfnis meldet, sich zurückzulehnen und zu fragen, was bisher passiert ist. Der zweite Hinweis lautet, das von Jugendträumen im Erwachsenenalter womöglich nicht mehr übrig bleibt als eine Gartensitzbank, die nach der berühmten amerikanischen Traumfabrik benannt ist.

Was sich vor Erreichen der Hollywoodschaukel ereignet hat, berichtet Masha Qrella bei ihrem Auftritt im Rahmen des Festivals mit dem possibleren Namen „Pop-Kultur“ unter der Überschrift „Wie soll ich dir das beschreiben?“ zunächst mit einem Selbstgespräch. Aus dem Off ist ihre aufgenommene Stimme zu hören, die biografische Hinweise gibt und Fragen stellt.

Die Antworten gibt Qrella live auf der Bühne: „Mit 14 waren wir Revolutionäre und mit 16 bereits verstummt.“ Die Gegenwart ist keine freundliche Zeit, denn „wir ersticken an der Utopielosigkeit unserer Generation.“

Der Grund für die Unterhaltung von Qrella mit Qrella sei, dass sie „verstehen“ wolle. Das gelingt ihr an diesem Donnerstagabend mit allem, was sie sagt, und ebenso mit jedem ihrer Gedichten von Thomas Brasch geschriebenen, wunderbaren Songs. Qrella ist als Musikerin und Performerin eine Riesin. Es reißt den Zuhörer mit, wie sie sich als Material verwertet. Ihr Auftritt hätte allerdings noch mehr begeistert, wenn Qrella weniger Wert auf Ortsbezüge legen würde.

Wenn sie zum Beispiel davon spricht, dass sie in einem Hochhaus aufwuchs, weckt das bei Wohnungseinwohnern, die nie über den 5. Stock hinausgekommen sind, die Neugier, zu erfahren, wie es weiter oben war. Doch wenn Qrella dann ergänzt, dass das Gebäude

Es wäre sehr zu wünschen, wenn Qrellas Tour de force durch ihre Staunen machende Vita eine Fortsetzung fände

in „Marzahn“ gestanden habe, bleibt offen, ob es sich bei der Großwohnsiedlung in dem Berliner Bezirk für sie um einen Sehnsuchtsort, ein Horrorszenario oder um beides gehandelt hat. Bei Menschen, die in ähnlichen Gegenden gelebt haben, mag die Nennung des Orts teils verstehendes Kopfnicken auslösen. Aber für alle, die ihre Kindheit oder Jugend woanders verbracht haben, bleibt „Marzahn“ eine unbekanntes Chiffre.

Dass Masha Qrella diese Chiffre mit ihrer sprachlichen Leichtigkeit und erzählerischen Kraft entschlüsseln könnte, beweist schon der „Antrag“, den sie mehrfach erwähnt. Solche Anträge zu entwerfen, gehört für KünstlerInnen der unterschiedlichsten Disziplinen mittlerweile zum Alltag, wenn sie gefördert werden möchten. In Qrellas Text, aus dem sie mehrfach vor dem verblüfften Publikum zitiert, findet sich unter anderem ein Satz zu den sprachlichen Folgen, welche der Aufenthalt in einer unbekanntes Umgebung nach sich ziehen kann: „Unsere Wissenslücken sind unser Akzent.“

Ohne Ironie: Das hätte Walter Benjamin nicht pointierter formulieren können.

Wenn schon die zu offiziellen Zwecken geschriebenen Texte so viel hergeben, dann liefert deren künstlerische Fortsetzung erst recht Anlass, sich zu freuen. Noch ist Thomas Brasch der Startblock, von dem Qrella in ihre Kunst abspringt. Und im Dezember setzt sie dieses Work in Progress über Brasch mit einer Mischung aus Konzert, Performance und Ausstellung und unter der Überschrift „Woanders“ im HAU2 fort. Es wäre sehr zu wünschen, wenn Qrellas Tour de Force durch ihre Staunen machende Vita danach eine weitere Fortsetzung fände. Ein oder mehrere Musikalben kämen dafür ebenso infrage wie ein Theaterstück und ein Film. Woanders ist da, wo Masha Qrella es so bravurös beschreibt.

kultur 16

Anzeige

NUR NOCH BIS 1. SEPT.

JACK Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart – Berlin

WHITTEN

aus- und fortbildung

weiterbildung

Social Media, Online-PR und -Marketing. 11.9.-19.12.19. Online- Weiterbildung für Freiberuflerinnen und PR-Frauen aus Projekten/Vereinen usw., 550€/erm. 300€. FrauenComputerZentrumBerlin e.V., www.fczb.de, ☎617970-16

Kleinanzeigen online aufgeben?

www.taz.de

familienanzeige

Über Gott und die Welt reden. Natürlich, reden kann man ja. Reden über Gott und die Welt, aber, wer ist denn die Welt? Reden wir also lieber über Dich und Mich, über Uns.

Helmut Barnick

Helmut Barnick

* 27.01.1952 † 31.07.2019

ist plötzlich und unerwartet von uns gegangen. Wir werden ihn sehr vermissen.

Petra Utermöhlen als Ehefrau, im Namen aller Angehörigen und Freunde
Leander Barnick, Karin Gerstel

Die feierliche Urnenbeisetzung findet statt am Freitag, dem 6. September 2019, um 12.00 Uhr auf dem Neuen St.-Michael-Kirchhof in 12099 Berlin-Tempelhof, Gottlieb-Dunkel-Straße 29.

sonstiges

bücher

HENNWACK - Das größte Buchantiquariat Berlins; über 500.000 Bände. In Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 111, (nahe Rathaus Steglitz) Mo-Fr. 10-18 Uhr, Sa 10-14 Uhr ☎ 030 / 51 65 51 09

Wir kaufen gerne Bücher: Foto, Literatur, Philosophie, Geschichte, Soziologie, Anthropologie und Lyrik! Antiquariat Kalligramm ☎/Fax 614 44 25

doku + info

Büchertipp: Aus dem Leben des J.Gutenberg „Die Stiftsfehde zu Mainz“ ISBN 978 37418 0080 1 / 17,80 €

gesundheit

In meiner **Akupunktur- und Naturheilkundepraxis Mitte** behandle ich Sie mit Akupunktur, Ohr-Akupunktur nach der NADA-Methode, Chinesischer Medizin und Naturheilkunde. Für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Weitere

Schwerpunkte: Schwangerschaftsbegleitung, psychosomatische Erkrankungen, Stressreduktion und Krisenbewältigung, bei Belastungssyndrom und PTBS. Konstitutionell, ganzheitlich und individuell. Ich arbeite undogmatisch komplementärmedizinisch mit viel Erfahrung, aber auch ohne Berührungsangst bei der Zusammenarbeit mit der Schulmedizin. **Akupunktur- und Naturheilpraxis Mitte - Uwe Kaping-Schneider/Heilpraktiker**, Linienstrasse 119, 10115 Berlin, ☎0177-7935274 ukaping-schneider@nada-akupunktur.de www.nada-berlin.eu/uks

kontakte + freunde

Was mir zu meinem Glück noch fehlt, ist ein ästhetischer, sportlicher Mann (50 bis höchstens 60 Jahre). Ich liebe Reisen, Theater und sowieso Kultur. Bin selbst sehr sportlich, schlank, attraktiv und lache gerne. **Zuschriften bitte mit Bild an ☐ Südsee, taz Kleinanz., Friedrichstr.21, 10969 Berlin**

wohnungsmarkt

gewerberäume

Wir suchen dringend eine **Ladenwohnung** oder ein bis zwei Beratungsräume mit WC, Platz für eine Küchenzeile und barrierefreiem Zugang. Optimal wäre Mitte, Tiergarten, Charlottenburg-Wilmersdorf, Schöneberg, Kreuzberg oder Prenzlauer Berg/Pankow. OnkoRat Berlin e.V., psychosoziale Beratungsstelle für Krebskranke und Angehörige **info@onkorat-berlin.de** und ☎030/39 88 46 18

wohnen suche

Suche 2 Zimmer Wohnung, gerne **Innenstadt (BVG Bereich AB)**. Warmmiete 780 - 980€. ☎0157-57211239, **al.mamun.berlin@gmail.com**

Wissenschaftl. Mitarbeiterin (50 JJ) der Humboldtuniversität, ruhig, verantwortungsbewusst, freundlich, NR sucht ruhige 2 ZKB mit Badewanne und Balkon o. Ä. ab 50qm mit guter ÖPNV-Anbindung. Max. 600 Euro Kaltmiete. ☎ 0152 039 25982

veranstaltungen

taz mixtape

taz hören!
auf ByteFM

Das Beste aus der Musikberichterstattung der taz Kulturredaktion. Mit Klaus Walter



Karl **Liebke** Stadion
BABELSBERG 03
GERMANIA HALBERSTADT
31.08. 13.30 UHR
Samstag | Tickets ab 9€ (ermäßigt 6€)

veranstaltungen

Romano Vanessa Stern
BERLIN IS NOT
Das Helmi mit Cora Frost
Melentini
Tanga Elektra glanz & krawaty
23.-25. Aug 19
BAYREUTH
musik.festival.theater vol. 11
B.L.O. Ateliers www.berlinisnotbayreuth.de

HODJA
30.08.19
KANTINE AM BERGHAIN

taz veranstaltung
Zusammenhalten statt Spalten
Was kann eine sächsische Kleinstadt gegen rechte Strukturen tun?
Wurzen trägt nicht zu Unrecht den Ruf, ein Pflaster von Rechten zu sein. Doch es gibt eine Zivilgesellschaft, die sich wehrt. Wie kann dieses Sich-Wehren aussehen?
Eine Diskussion mit: **Jens Röglin**, Oberbürgermeister der Stadt Wurzen, **Steven Hummel**, chronik.LE, **Sylke Mathiebe**, grüne Stadtratskandidatin, **Vertreter*in des NDK Wurzen** und weitere Engagierte der Region.
Moderation: **Sarah Ulrich**, freie Journalistin
Montag, 26. August 2019, 19 Uhr, Eintritt frei
Kulturhaus Schweizergarten
Schweizergartenstr. 2, 04808 Wurzen

wandel woche.
16.-25. August 2019
www.bbb.wandelwoche.org

spreagenten
www.spre-agenten.de
Mädchenorchester
MUSIKTHEATER MIT KLASSIK UND ELEKTRONIK ÜBER DAS FRAUENORCHESTER VON AUSCHWITZ
ab 29. August 2019 im Heimathafen Neukölln

taz veranstaltung
Gutes Zusammenleben
Die Schönheit der Stadt Grimma liegt im Engagement ihrer Bewohner*innen: sie bauten gemeinsam ein kulturelles Leben in der Stadt auf, das vor allem junge Menschen zum Bleiben bewegen soll. Wie sieht es heute aus, kurz vor der Landtagswahl in Sachsen?
Matthias Berger, Oberbürgermeister der Stadt Grimma, **Tobias Burdukat**, Sozialarbeiter, **Vertreter*in der WannWennNichtJetzt-Tour** und weitere Engagierte der Region.
Moderation: **Jan Feddersen**, taz-Redakteur
Donnerstag, 29. August 2019, 19 Uhr, Eintritt frei
Soziokulturelles Zentrum Grimma
Colditzer Straße 30, 04668 Grimma

Hunger? Die taz setzt alles auf eine Karte.
In der taz Kantine gibt es Frühstück, Mittag- und Abendessen. Für Mitarbeiter*innen und alle anderen. Von Montag bis Freitag, 8 Uhr bis 23 Uhr.
Restaurant, Bar und Veranstaltung
Friedrichstraße 21,
10969 Berlin-Kreuzberg
taz.de/kantine

Bedrohte Arten

Der Tag der freien Schulen in Berlin widmet sich 2019 der Biologie. Nicht nur hierbei gehen die privaten Einrichtungen neue Wege

Von **Katja-Barbara Heine**

Farn und Klatschmohn ranken ins Bild, ein Laubfrosch sitzt auf einem Zweig, Schmetterlinge flattern umher: Das Plakat, das den diesjährigen Tag der freien Schulen ankündigt, ist farbenfroh und versprüht Sehnsucht nach einer heilen Welt. Das Motto der Veranstaltung im September lautet „Leben ist Vielfalt“, im Mittelpunkt steht das Schulfach Biologie und als Schirmherr fungiert Thomas Borsch, Direktor des Botanischen Gartens in Berlin.

Ist es Zufall, dass dieses Thema gewählt wurde, in einem Jahr, in dem Schüler an den Fridays for Future europaweit den Unterricht schwänzen, um auf die Klimakrise aufmerksam zu machen? Ja und nein: „Bei der Informationsveranstaltung steht seit 2003 jedes Jahr ein Schulfach im Fokus“, sagt Andreas Wegener, Vorsitzender des Berliner Verbandes Deutscher Privatschulen. „Mit der Biologie haben wir uns ein Fach aufgehoben, das derzeit viele junge Menschen beschäftigt. Klimawandel und Artensterben sind in aller Munde, es passt also einfach.“

Außerdem seien die freien Schulen in gewisser Weise selbst eine bedrohte Spezies, so Andreas Wegener. Denn obwohl ihre Zahl steigt und mittlerweile jeder zehnte Schüler in Berlin an einer Privatschule lernt, haben diese es, im Vergleich zu staatlichen Schulen, nach wie vor schwer. „Freie Schulen werden häufig nicht ernst genommen und müssen sich immer wieder hinten anstellen, beispielsweise bei der Lehrerfortbildung“, so Andreas Wegener.

Das Veranstaltungsmotto griff schon häufiger aktuelle Herausforderungen auf, vor denen Schulen stehen: 2014 ging es um die Digitalisierung – mit dem Slogan „Wir sind vernetzt“ und dem Schulfach IT/EDV/Medien als Schwerpunkt. Letztes Jahr drehte sich alles um Religion und Ethik und die wachsende kulturelle Diversität in den Klassenzimmern. Die Bezeichnung „Tag der freien Schulfach Biologie“ ist irreführend, genau genommen handelt es sich um mehrere Tage und Termine

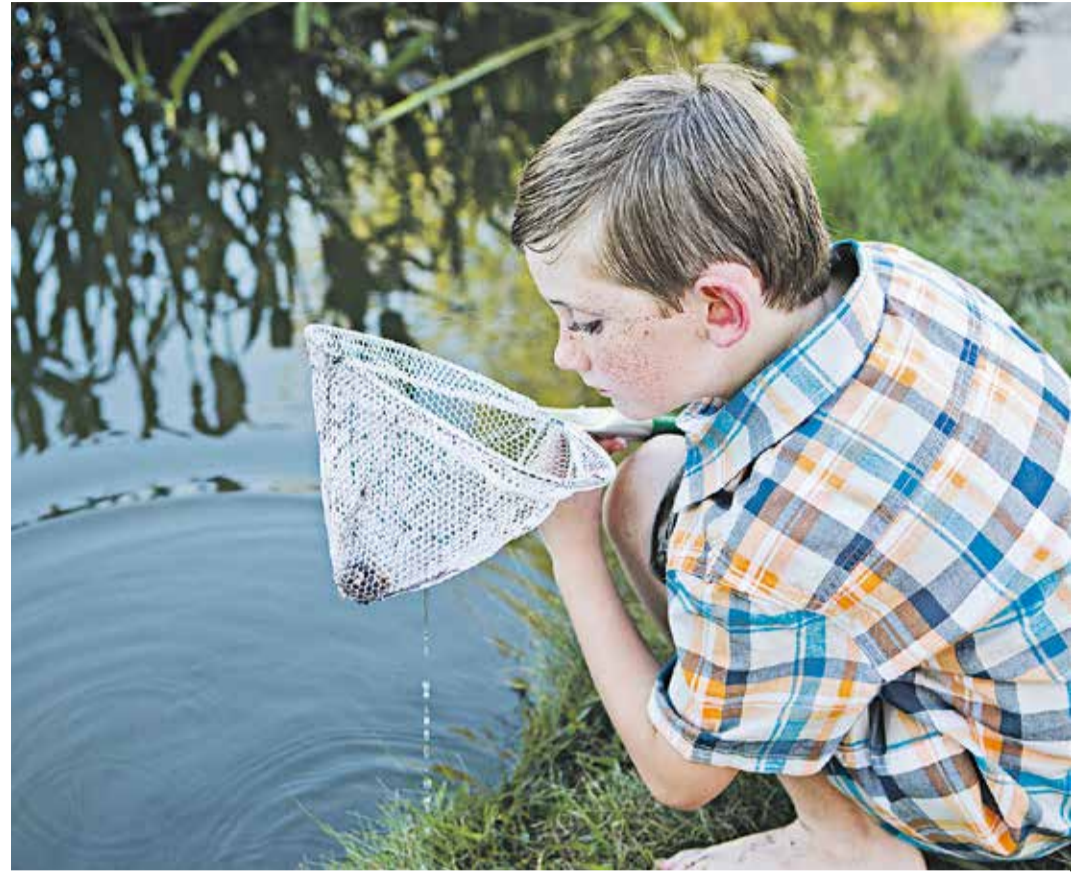
Ob reformpädagogisch, konfessionell oder international – hinter einer freien Schule steht immer ein pädagogisches Konzept oder eine Anschauung. Im Waldorf-Lehrplan etwa ist die ökologische Erziehung seit 100 Jahren fest verankert, einmal pro Woche geht es in den Schulgarten Unkraut jäten, Hühner füttern, Möhren ernten. Kinder werden spielerisch an die Natur herangeführt – neuerdings schon früher, denn „sind die Kinder erstmal mit der Digitalisierung in Berührung gekommen, wird es immer schwieriger, sie für die Natur zu begeistern“, sagt Andreas Palzer, Lehrer an der Waldorfschule Berlin Mitte. Seit letztem Jahr hat jede Waldorfeinrichtung einen eigenen Bienenstock.

Die Montessori-Pädagogik vermittelt die Biologie unter dem Begriff „Kosmische Erziehung“ in einem ganzheitlichen Zusammenhang. Anstatt sie als isoliertes Schulfach zu behandeln, werden immer wieder Bezüge zu anderen Bereichen, etwa Geschichte oder Geografie, hergestellt. Kinder sollen früh praktische Erfahrungen sammeln, zum Beispiel indem sie einen Fisch sezieren.

Auch die 2017 gegründete Naturschule am Brosepark in Pankow stützt sich auf die Lehren Maria Montessoris. Vor allem aber ist der Name Programm: Die aus dem Waldkindergarten Robin Hood hervorgegangene Einrichtung möchte auch im Schulalltag die Verbindung zur Natur beibehalten. „Kinder ruhen sehr viel mehr in sich selbst, wenn sie draußen sind“, sagt Schul-Mitbegründerin Christa Baule. Einen Tag pro Woche findet der Unterricht im

(siehe Wegweiser), darunter ein „Bildungsmarkt“ mit Informationsständen, eine Gala mit Theaterdarbietung, eine Podiumsdiskussion und Tage der offenen Tür, an denen Eltern und Schüler in den Unterricht hineinschnuppern können. Die Biologie zieht sich als roter Faden durch das gesamte Programm.

Allein schon bei der Umsetzung dieses Faches wird deutlich, wie groß die Bandbreite bei den freien Schulen ist und wie unterschiedlich sie arbeiten.



„Leben ist Vielfalt“: Das gilt es persönlich zu erfahren Foto: Alamy/Mint Images/mauritus images

Freien statt, im Winter in einer Jurte mit Lagerfeuer. Alle Mahlzeiten werden draußen eingenommen. Und im Biologieunterricht schlüpfen die Kinder im Wald schon mal in die Rolle eines Rehs und lecken Birkenblätter ab. „Wir haben festgestellt, dass sich die Wahrnehmung der Schüler schnell verändert. Plötzlich interessieren sie sich viel mehr für verschiedene Vogelarten als für Automarken oder Pokémonkarten“, so Christa Baule. „Das ist wichtig, denn nur was ich liebe, werde ich später schützen. Schließlich leben wir auf einem endlichen Planeten.“

Therapiehunde an Schulen sind keine Ausnahme mehr. Doch dass ein „ganz normaler“ Hund jeden Tag in den Unterricht mitkommt, so wie an der Internationalen Schule der Privaten Kant-Schule in Steglitz, ist nach wie vor ungewöhnlich. Der gutmütige bretonische Jagdhund Bill muss natürlich im Sachkundeunterricht ran, etwa wenn es um Haus- und Nutztiere geht.

Aber beim „Lesen mit Bill“ lauscht er auch leseschwächeren Kindern, die vor dem Vierbeiner viel flüssiger lesen als vor den Lehrern. Um Bill mitbringen zu können, musste Besitzer und Lehrer Stephan Bartel nur die Zustimmung der Eltern einholen. „Neue Ideen können an freien Schulen schneller und unbürokratischer durchgesetzt werden als an staatlichen Schulen“, so Bartel.

Wegweiser

Was machen Schulen in freier Trägerschaft anders als staatliche Schulen? Wie hoch ist das Schulgeld? Können auch Atheisten eine konfessionelle Schule besuchen? Welche Abschlüsse gibt es? – Diese und viele weitere Informationen gibt es auf dem Tag der freien Schulen, an dem rund 80 der 145 Berliner Privatschulen sich der Öffentlichkeit vorstellen. So., 8. 9.: **Bildungsmarkt** in der Französischen Friedrichstadtkirche, 14 bis 17 Uhr
So., 22. 9.: **Gala** im Deutschen Theater, 11 Uhr
Im September/Oktober öffnen freie Schulen ihre Häuser und bieten Besuchern **Einblicke** in ihre Arbeit.
www.freie-schulen-berlin.de > Tag der freien Schulen

www.taz.de | anzeigen@taz.de | fon 030-25902314 | fax 030-2510694 | **Impressum** Redaktion: Lars Klaaßen | Foto-Red.: Karoline Bofinger | Anzeigen: Natalie Stöterau

Gymnasium Panketal
Freie Stadtrandschule im Grünen

Tel. 030 - 94 41 81 24
gymnasium-panketal.de

Tag der offenen Tür
Fr., 22.11.2019, 15-19 Uhr

Spreestraße 2
16341 Panketal
S2 Richtung Bernau
Haltestelle Zepernick

Vertrauen Sie auf 19 Jahre erfolgreiches Lernen!

GPB College

WIR BILDEN DIE HAUPTSTADT

Ausbildungen in den Bereichen:

- IT
- Kaufmännisch
- Fremdsprachen

Schulabschlüsse:

- MSA
- IBA
- Fachabi

Kontakt
GPB College
Beuthstraße 8
10117 Berlin
Tel.: 030 390481-0
info@gpb-college.de
www.gpb-college.de
f & i GPBCollege

Start:
10.02.2020

BRILLENWERKSTATT

Dirksenstr. 48 Am Hackeschen Markt www.brillenwerkstatt.de
Oranienstr. 32 und »Die Maske« Mehringdamm 66 Kreuzberg

TAGE DER OFFENEN TÜR 2019

MI 11.09.2019 | 16-18 UHR
KreativitätsGrundschule Karlshorst
Ehrlichstraße 63 • 10318 Berlin

DI 17.09.2019 | 15-18 UHR
KreativitätsGrundschule Treptow
Hartriegelstraße 77 • 12439 Berlin

DI 24.09.2019 | 15.30-18 UHR
KreativitätsGrundschule Friedrichshain
Strausberger Straße 38 • 10243 Berlin

ANDERS.DENKEN.LERNEN.
www.krea-schulzentrum.de

KREATIVITÄTS SCHULZENTRUM BERLIN

TAG DER FREIEN SCHULEN

BILDUNGSMARKT FRANZÖSISCHE FRIEDRICHSTADTKIRCHE AM GENDARMENMARKT

08.09. 14-17 UHR

Lernen Sie uns kennen!

KANT-GRUNDSCHULE · KANT-OBERSCHULE
BERLIN INTERNATIONAL SCHOOL
INTERNATIONALE SCHULE BERLIN

Private Kant-Schulen

Telefon 79 000 35
www.private-kant-schulen.de

EVANGELISCHE SCHULSTIFTUNG IN DER EKBO

protestantisch mutig weltoffen

Wir suchen für unsere Schulen engagierte Bildungsgestalter*innen, die

- mit ihrem Fachunterricht Neugier wecken,
- mit ihrer Arbeit Selbstständigkeit und soziales Miteinander fördern,
- individuelles Lernen ermöglichen,
- aktiv die Entwicklung ihrer Schule mitgestalten.

Nähere Informationen finden Sie auf unserer Karriere-Homepage:
www.schulstiftung-ekbo/karriere

10

rummelsburger bucht (8)

Leider ist vor allem der Grund des Rummelsburger Sees mit Schadstoffen belastet. Diese stammen wohl größtenteils noch aus Zeiten der DDR. Weil eine fachgerechte Entsorgung sehr teuer wäre, lässt der Berliner Senat in Testfeldern an der südwestlichen Uferwand verschiedene Methoden ausprobieren. Gebadet und geangelt wird zwischenzeitlich trotzdem.

Foto und Text: Gerhard Westrich



Kein Raum für die AfD

Ihren nächsten Parteitag wollte die AfD in Tempelhof-Schöneberg abhalten. Daraus wird wohl nichts

Die Berliner AfD hat weiterhin massive Probleme, Räumlichkeiten für ihre Landesparteitage zu bekommen. Wie der zuständige Stadtrat von Tempelhof-Schöneberg der taz am Freitag mitteilte, soll ein bereits geschlossener Nutzungsvertrag, der es der Partei erlaubt hätte, ihren für den 1. September geplanten Parteitag in Räumen des Bezirks abzuhalten, wieder aufgelöst werden.

Den Antrag auf Nutzung der Räumlichkeiten hatte der AfD-Bezirksverband gestellt, weshalb der zuständige Sachbearbeiter offenbar davon ausgegangen sei, dass es sich um eine bezirkliche Veranstaltung handle, so Stadtrat Jörn Oltmann (Grüne). Nachdem er durch die taz-Anfrage erfahren habe, dass es sich um ei-

nen Landesparteitag handle, werde er nun aber seinen Bereich anweisen, die Nutzungsvereinbarung aufzuheben. „Es ist klar festgehalten, dass das Bezirksamt nur Kreisverbänden und Bezirksgruppen Räume zur Verfügung stellen muss“, so Oltmann.

Die linke Kampagne Kein Raum der AfD, die zum Landesparteitag eine Gegendemonstration plant, hatte die Raumvergabe am Freitag zunächst scharf kritisiert: „Wenn selbst sächsische Gerichte der AfD das Attribut ‚rechtsradikal‘ bescheinigen, muss der Mythos der demokratischen Partei endlich begraben werden.“

Gegenüber der taz sagte Oltmann, er selbst teile ebenfalls die Einschätzung, dass es sich bei der AfD um eine rechtsextreme Partei handle. Da es sich um eine bei Wahlen zugelassene Partei handle, sei er nichtsdestotrotz dem Gleichbehandlungsgrundsatz verpflichtet. Die klare Einschränkung auf eine bezirkliche Nutzung biete aber genug Anlass, die Nutzungsvereinbarung aufzuheben. *Malene Gürjen*

Das Hoffen der Höfe

Hilfreich wäre, wenn die Berliner bei Brandenburger Bauern kaufen. Und die Bodenpreise machen der alternativen Landwirtschaft zu schaffen. Ein Treffen der Regionalwert AG

Von **Manfred Ronzheimer**

Die alternative Landwirtschaft im Berliner Umland leidet massiv unter den in den Himmel schießenden Preisen für Ackerland. Das wurde auf einer Veranstaltung der Regionalwert AG Berlin-Brandenburg deutlich, die am Donnerstag Ökobauern und Vertreter von selbstorganisierten Finanzierungsmodellen in die Weddinger Szenelocation Baumhaus eingeladen hatte. Claim der Aktion: „Support your local farmer!“

Während das Höfesterben der Familienbetriebe voranschreitet, schaffen es die Pioniere der Agrarwende häufig nicht, als landwirtschaftliche Neu- und Quereinsteiger*innen an genügend Kapital und Land zu kommen, um sich einen eigenen Betrieb aufzubauen. Doch gerade sie, so erklärte Regionalwert-Vorstand Timo Kaphengst, hätten „oft das Potenzial, mit inno-

vativen Ideen, Konzepten und neuen Produkten den Markt zu bereichern und Versorgungslücken zu schließen“. Zugleich gebe es eine wachsende Anzahl von Initiativen und Organisationen, die in Form einer zivilgesellschaftlichen „Ernährungswende“ ihre Lebensmittelversorgung selbst in die Hand nehmen und mitgestalten wollen. Dazu gehören laut Kaphengst die „Marktschwärmerie“, die Erzeuger und Verbraucher über eine Internetplattform zusammenbringt, Modelle solidarischer Landwirtschaft, die sogenannten Boden-genossenschaften und die Regionalwert AGs als alternative Finanzgeber.

Der Aufbau einer „stärkeren Verbindung zwischen denen, die Lebensmittel erzeugen, und jenen, die sie konsumieren“ passiert allerdings nicht im Selbstlauf. Auch die Regionalwert AG, die im Frühjahr eine Kapitalerhöhung gestartet hatte, um über die Ausgabe von Aktien an eine Million Euro zu kommen, ist we-

nige Tage vor Ablauf der Frist am 6. September erst bei 422.000 Euro angelangt. Vorstand Jochen Fritz führt das auf die Sommerferien zurück: „Die nächste Aktion starten wir im Winter.“ Das Geld wird etwa in Biohöfe investiert.

„Die Erzeugerpreise sind noch immer viel zu tief“

Janusz Hradetzky, Bauer

Auf seinem Hof Stolze Kuh hat sich Janusz Hradetzky mit seiner Frau Anja in Stolzenhagen an der Oder seit 2014 seinen Traum von einer wesensgemäßen Tierhaltung mit derzeit 40 Milchkühen verwirklicht. Acht Menschen arbeiten auf dem Hof, aber die Erwirtschaftung ihrer Löhne aus dem Milch- und Käseverkauf ist nicht einfach. „Die Erzeugerpreise sind noch immer viel zu tief“, sagt Hradetzky, auch bei den Bioläden.

Noch im Aufbau ist Carsten Meyerhoffs Hof für Weiderinder Liese und Töchter. „Wir suchen gerade Weideflächen, aber der Boden ist krass teuer“, berichtet er. Verlangt werden Preise von bis zu 20.000 bis 30.000 Euro pro Hektar. „Das können wir nicht erwirtschaften.“ Grund für die Preisexplosion: Finanzinvestoren, die nach der Krise 2008 den Boden in der Stadt und auf dem Land als neues Spekulationsobjekt entdeckt haben.

In der Diskussion am Donnerstag wird daher gefordert, dass die staatliche Bodenverwaltungs- und Verwertungsgesellschaft, die im Osten noch rund 30.000 Hektar ehemalige LPG-Flächen besitzt, diese an bäuerliche Kleinbetriebe zu einem bezahlbaren Preis veräußern sollte. Ähnlich könnte das Land Brandenburg mit seinen 20.000 Hektar an landeseigenem Boden verfahren. „Diese Flächen sollten an junge Agrargründer gehen, statt sie auf dem Markt zum Höchstgebot zu verkaufen“, fordert Jochen Fritz.

Stefan Hunglinger schaut sich im Kunstgewerbemuseum Verflechtungen an

Das Machtmodell mit den Haaren

Ein halbes Meter etwa ist der Fernsehturm hoch, den der beninische Künstler Meschac Gaba geflochten hat. Ja, geflochten – aus Hunderten dünnen dunkelbraunen Haarzöpfchen. Allein die Turmkugel hebt sich blondiert ab.

Gabas Fernsehturmperücke ist neben weiteren Berliner Baudenkmalern aus Haar und den Werken von elf anderen Künstler*innen afrikanischer Herkunft seit gestern in der Ausstellung „Connecting Afro Futures. Fashion – Hair – Design“ im Kunstgewerbemuseum (KGM) im Kulturforum zu sehen.

„Zu meiner Jugendzeit konnte ich meine Haare nicht in dieser Weise tragen“, erzählt die Co-Kuratorin der Schau, Beatrice Angut Oola, am Freitag bei einem Rundgang und deutet auf die Vielzahl von geflochte-

nen Dutts auf ihrem Kopf. Zu irritierend wäre eine Frisur afrikanischer Herkunft in ihrer Schule gewesen, erklärt die Berlinerin mit ugandischen Wurzeln, die sich die verstärkte Wahrnehmung afrikanischer Mode zur Aufgabe gemacht hat. „Auch vor dem Hintergrund meiner persönlichen Geschichte ist diese Ausstellung ein großes Ereignis für mich“, sagt Angut Oola.

Zum ersten Mal werde (Haar-)Mode aus dem globalen Süden im KGM ausgestellt, weiß Hauskuratorin Claudia Banz. Diese finde sich aufgrund eines Eurozentrismus sonst nur als tribale Kleidung in ethnologischen Sammlungen. „Mode ist ein Machtssystem“, sagt Banz. Haar-mode ist es allemal.

„Connecting Afro Futures“ möchte Verflechtungen darstellen, materielle und übertragene. Gabas Perücke etwa verflieht

den sozialistischen Futurismus des Fernsehturms mit traditionellen Techniken. Seine Arbeiten erinnern an ebenfalls ausgestellte Bilder von „Onile Gogoro“, architektonischen Flechtfrisuren, die in Nigeria populär wurden, als dort die ersten Wolkenkratzer entstanden: Zukunftsfrisuren. Doch die Schau legt auch historische Modeverflechtungen von Haar-mode mit Kolonialismus und Rassismus offen. In der Sektion „Hair District“ wird etwa darauf hingewiesen, dass Plantagensklav*innen die eng an der Kopfhaut geflochtenen „Cornrows“ als Landkarten für die geplante Flucht dienten.

Verflechtungen einer traumatischen Vergangenheit, einer kreativen Gegenwart, einer selbstbewussten Zukunft von Mode und von Menschen afrikanischer Herkunft: bis zum 1. Dezember zu betrachten.

Anzeige

BALLHAUS NAUNYNSTRASSE

URAUFFÜHRUNG

5. 9. 2019, 20 Uhr

6. – 7., 9. 9. 2019, 20 Uhr

8. 9. 2019, 19 Uhr (Engl. surtitles)

AUF MEINEN SCHULTERN

Eine Tanzperformance von
Raphael Hillebrand

www.ballhausnaunynstrasse.de



Ungebrochener Andrang: Fischstand auf dem Hamburger Fischmarkt
Foto: Bodo Marks/dpa



Ist Fisch essen jetzt auch tabu?

Die Bestände in Nord- und Ostsee gehen zurück, in der östlichen Ostsee stehen die Dorsche vor dem Aussterben wie vor ihnen die Lachse, die Störe, die Aale, die Stinte und die Dornhaie, die zur Tarnung als „Schillerlocken“ verkauft werden. Und jetzt? **43–45**

Von **Sven-Michael Veit**

Natürlich darf mensch Fisch essen. Er ist im Grundsatz ein gesundes Grundnahrungsmittel und hat eine weitaus bessere Umweltbilanz als das Fleisch von Rindern, Schweinen, Hühnern oder Puten aus tierquälerischer Folterhaltung. So allgemein, so gut, so richtig und so falsch zugleich.

Die moderne industrielle Fischerei ist ein Ausrottungsfeldzug gegen ganze Arten und Populationen. In der östlichen Ostsee steht der Dorsch vor dem Aussterben. Der jahrhundertelange „Brotfisch“ ganzer Generationen von Küstenbewohnern wurde nicht selten an die zwei Meter groß und über einen Zentner schwer – früher, als die Fangmethoden noch nachhaltig waren und

die Tiere große Chancen hatten, bis zu ihrem natürlichen Tod zu leben.

Heutige Dorsche werden kaum 50 Zentimeter lang und fünf Kilo schwer, dann wird ihnen schon der Garaus gemacht. Ihr Schicksal scheint vorbestimmt: Sie folgen den Lachsen, von denen es noch vor 200 Jahren in der Elbe so viele gab, dass sie in Hamburg als Arme-Leute-Essen galten. Sie folgen den Stören, diesen urzeitlich wirkenden, bis zu sechs Meter langen und zwei Tonnen schweren Knochenfischen, denen ihr angeblich schmackhafter Laich fast den Artentod bescherte. Sie folgen den Aalen, den Stinten, den Sternrochen, mit ihnen vom Aussterben bedroht ist aktuell ein Drittel aller Meeresbewohner – allein in Nord- und Ostsee.

Die Überfischung bestimmter Populationen ist aber nicht das einzige Problem. Als Beifang sterben in Net-

zen und Reusen Krebse, andere Fische, Schweinswale, Robben und Seevögel einen sinnlosen Tod. Pro Kilo Fisch auf dem Teller, so lautet noch immer die Faustregel, wurde ein weiteres Kilo Meerestiere sterbend oder schon tot wieder über Bord geworfen – eine katastrophale Bilanz.

Und der dritte Punkt ist die Verschmutzung und Vermüllung der Meere. Die 1980er-Jahre, als noch bedenkenlos Chemikalien in Elbe und

Vor 200 Jahren gab es noch so viele Lachse in der Elbe, dass sie in Hamburg als Arme-Leute-Essen galten

Nordsee gekippt wurden und von Gschwüren übersäte Flundern in die Netze gingen, sind zwar vorbei, nur sind die Belastungen andere geworden. Statt Blei und Cadmium bedrohen heute Phosphor und Nitrite, Geisternetze und Mikroplastik die marinen Biotope und ihre Bewohner. Eine durchgreifende Änderung und Erleichterung ist nicht in Sicht.

All das wären Gründe zuhauf, keinen Fisch mehr zu essen. All das aber sind in erster Linie Gründe, um unverantwortliches Verhalten von Menschen und Gesellschaften zu ändern. Solange für einen Nizza-Salat Delfine, Walhaie und Schildkröten geopfert werden, sollte niemand Thunfisch essen. Solange Mangrovenwälder am Mekong für die Massenzucht von Pangasius vernichtet werden, sollte niemand diesen eh geschmacksneutralen Billigfisch essen. Solange die um 95 Prozent geschrumpf-

ten Bestände des Dornhais in der Nordsee sich nicht erholen haben, sollte niemand Seeaal, Schillerlocken oder Fish 'n' Chips essen – allesamt Produktnamen zur Verschleierung der wahren Identität dieses vor der Ausrottung stehenden Knochenfisches.

Es muss gehen um eine nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen, nicht um ihre Vernichtung. Dazu gehören Meeresschutzgebiete, die diesen Namen auch zu Recht tragen. Dazu gehört die effektive Kontrolle und Bestrafung von Piratenfischern. Dazu gehört der achtungsvolle und bewusste Umgang mit einem Nahrungsmittel, das mal ein lebendiges Tier war. Und dazu gehört die Erkenntnis, dass in den Ozeanen keine Fischstäbchen schwimmen.

Denn nur wer das denkt, dem kann das Meer egal sein. Alle anderen haben die Ozeane zu schützen, bevor sie sie nutzen.

Das war

Schulfrieden gerettet

Der nächste Hamburger Wahlkampf dürfte schulpolitisch träge werden. Die Hamburger CDU wird sich nicht die Rückkehr zum neunjährigen Abitur am Gymnasium (G9) auf die Fahnen schreiben, das ist seit dieser Woche klar. Die Parteibasis entschied am Montag bei einem „offenen Werkstattgespräch“, den Kurs von Spitzenkandidat Marcus Weinberg zu unterstützen, der dafür warb, den 2020 endenden „Schulstrukturfrieden“ mit den konkurrierenden Parteien SPD, FDP und Grünen noch einmal um fünf Jahre zu verlängern.

Der Pakt besagt, dass Schüler auch nach der aktuellen Legislaturperiode an Gymnasien nach acht Jahren ihr Abitur machen können (G8) und an Stadtteilschulen nach neun. Daran wollen die Parteien nicht rütteln.

Für Weinberg, der derzeit auch noch Bundestagsabgeordneter in Berlin ist, war es eine erste Probe als Spitzenfigur. Wäre die Basis ihm nicht gefolgt, wäre es peinlich geworden. Nicht so glänzend steht nun der CDU-Fraktionschef André Trepoll da, der öffentlich mit G9 geliebäugelt hatte. Hatte doch die CDU in Schleswig-Holstein 2017 mit dem Versprechen, das Turbo-Abi zu kippen, die Wahl gewonnen.

SPD-Schulsenator Ties Rabe, zeigte sich erleichtert. Eine Rückkehr zum G9, ist er überzeugt, hätte den Stadtteilschulen geschadet. Denn, so die Logik, solange nur sie das längere Lernen zum Abitur anbieten, ist die den Gesamtschulen nachempfundene Schulform attraktiv für Bildungsbürger.

Der Vertrag für den neuen Schulfrieden enthält viel Kleingedrucktes. Hervorsticht die Verkleinerung der Klassen an Gymnasien, die die CDU sich auf die Fahnen schreibt. So sollen die 5. und 6. Klassen künftig 27 Schüler haben und die 7. bis 10. sogar nur 25. Diese Differenz bildet ab, dass die Gymnasien nach Klasse 6 stets mehrere Hundert Kinder abschulen. Ferner sollen die Lehrer an Grund- und Stadtteilschulen statt mit Gehaltsstufe A12 mit A13 in den Beruf einsteigen, das wird bis 2023 in drei Schritten umgesetzt.

Kritik kommt von der Linken. Nur um eine nötige Strukturdebatte aus dem Wahlkampf zu halten, werden die Gymnasien „aus rein politischem Kalkül bedient“, sagt Schulpolitikerin Sabine Boeddinghaus. Auch werde Geld der nächsten Regierung verplant. Kleinere Klassen an Gymnasien seien vertretbar, wenn diese sich an Integration und Inklusion beteiligten. Doch dies leisteten „allein die Stadtteilschulen“.

Kaija Kutter

Das war auch

Polizist erschießt Flüchtling

Am Samstagmorgen hatte Aman A. noch ein Schützenfest in Bützfleth bei Stade besucht und dem Ortsbürgermeister die Hand gereicht. So berichtet es das *Stader Tageblatt*. Am Abend starb der geflüchtete 19-Jährige: Ein Polizist hatte ihn bei einem Einsatz erschossen, nachdem A. die Beamten in seiner Wohnung angegriffen hatte.

Laut Staatsanwaltschaft hatte ein Bewohner einer Flüchtlingsunterkunft die Polizei gerufen, weil er sich von seinem Mitbewohner, dem jungen Afghanen, bedroht fühlte. Als die Polizisten mit zwei Streifenwagen ankamen, habe es zwar keinen handgreiflichen Streit gegeben, doch da Aman A. durch ein geöffnetes Fenster nicht auf Ansprache reagiert habe, betraten sie die Wohnung. Der 19-Jährige soll sie dort mit einer Eisenstange angegriffen haben. Als A. auf Pfefferspray nicht reagierte, zückte laut Staatsanwaltschaft ein Polizist seine Waffe und schoss. Der Geflüchtete starb kurze Zeit später.

Ermittelt wird nun gegen den Polizisten wegen Totschlags – auch bei tödlichen Polizeischüssen ist das Standardprozedur. Geprüft wird aber auch, ob der Polizist in Notwehr gehandelt hat. Die Polizei Cuxhaven hat den Fall übernommen, damit nicht direkte Kollegen gegen den Todesschützen ermitteln.

Das Opfer war bereits vor dem Einsatz auffällig geworden, so soll er ein Messer offen durch die Stadt getragen haben. Nach Informationen der Lokalzeitung soll er bereits in psychiatrischer Behandlung gewesen sein und seine Ausbildung zum Tisch-

Hätte die Polizei besonnener reagieren müssen? Die psychischen Probleme des Mannes waren bekannt

ler wegen psychischer Probleme abgebrochen haben.

Da der Polizei diese Vorgeschichte von Aman A. bekannt war, rückten die Beamten direkt mit zwei Streifenwagen bei der Unterkunft an. Hätten sie somit auf einen psychisch labilen Charakter vorbereitet sein und besonnener reagieren müssen?

Der Bochumer Kriminologe Thomas Feltes sagte gegenüber der taz, ein Angriff mit einer Hantelstange sei „ganz klar kein Grund, zur Waffe zu greifen“. Schließlich könne man ausweichen. Statt die Lage gleich lösen zu wollen, hätten sich die Beamten Hilfe von einem Psychologen oder einem Spezialeinsatzkommando holen sollen.

Freunde des Verstorbenen haben vor seiner Wohnung einen Gedenktisch aufgestellt. Die anderen vier Bewohner der Unterkunft werden nach Angaben der Gemeinde intensiv betreut und sind noch am Abend der Tat umgezogen.

Lotta Drügemöller



Weißer Wolken: So sah Hans Arps Wandbild in Braunschweig ursprünglich aus. Das Foto entstand 1960
Foto: Institut Heidersberger



zitat der woche

„Urzustände sind nicht immer Ziel denkmalpflegerischen Handelns“

Das niedersächsische Landesamt für Bau- und Denkmalpflege erklärt, warum es darauf verzichtet, die anstehende Sanierung der TU Braunschweig dafür zu nutzen, das Wandbild von Hans Arp an der Außenfassade (unten) in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen (oben): mit weißen Wolken auf schwarzen im Grund, die dann auch als Wolken erkennbar wären



Die Wolken sind jetzt schwarz: Der Ist-Zustand, der beibehalten werden soll, ist das Ergebnis von Baumaßnahmen um 1970
Foto: Krekeler Architekten Generalplaner (Stefan Melchior)

Das kommt

Das Grauen des Krieges bleibt

Geflüchtete sind häufig schwer traumatisiert. Um ihre Fluchterlebnisse zu verarbeiten, brauchen auch Familien psychologische Betreuung. Doch dafür fehlen häufig die Angebote. In Hamburg bekommen Kinder und Jugendliche Hilfe in der Flüchtlingsambulanz an der Universitätsklinik Eppendorf (UKE). Am kommenden Dienstag informiert die Ambulanz beim Tag der offenen Tür darüber, wie sie junge Geflüchtete begleitet.

In den letzten Jahren habe sich die Arbeit verändert, sagt Areej Zindler, die ärztliche Leiterin der Ambulanz. Seit 2015 kommen deutlich mehr Familien, deshalb setze die Klinik auf Gruppen- und Familientherapien. „Kleine Kinder zeigen ihr Trauma nicht zu Hause, weil die El-

„Kleine Kinder zeigen ihr Trauma nicht zu Hause“

Areej Zindler, Ärztin

tern belastet sind“, sagt Zindler. Auffällig würden sie in der Schule oder der Kita. Die Ambulanz will deshalb auch LehrerInnen und ErzieherInnen sensibilisieren. Oft sind sie es, die den Patienten die Flüchtlingsambulanz empfehlen.

Dort betreuen Psychologen etwa 540 Kinder und Jugendliche pro Jahr. 14 Angestellte arbeiten mit 47 DolmetscherInnen zusammen, die in 21 Sprachen übersetzen. Um den Bedarf zu decken, reiche das nicht, kritisiert Zindler. Geflüchtete warten bis zu acht Monate auf eine Behandlung. „Bei Kindern ist das besonders traurig, weil wichtige Entscheidungen anstehen.“ Eine schnelle Behandlung sei für die Integration unerlässlich.

Auch niedergelassene Psychologen behandeln vereinzelt Geflüchtete, aber die Betreuung ist zeitintensiv und belastend. In Hamburg bleibt die Flüchtlingsambulanz die einzige Anlaufstelle ihrer Art. Noch schwieriger ist es in weniger dicht besiedelten Regionen. In UKE kommen auch Kinder aus Niedersachsen und Schleswig-Holstein, auf größere Entfernungen ist das aber praktisch unmöglich.

In Niedersachsen sollen SozialarbeiterInnen in den Unterkünften mit Fragebögen erkennen, ob jemand besondere Betreuung braucht, teilt die dortige Landesaufnahmehilfe (LAB) auf Anfrage der taz mit. In Zusammenarbeit mit dem Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge vermittelt die LAB dann traumatisierte Menschen an PsychologInnen. Fachleute selbst kommen nicht in die Unterkünfte. Die Betreuung sei längst nicht so intensiv wie nötig, sagt Zindler. Es seien mehr Einrichtungen wie die Flüchtlingsambulanz nötig – nicht nur in Hamburg.

Jana Hemmersmeier

Das kommt auch

CSD feiert Geburtstag

Die Geschichte des Christopher Street Days in Deutschland ist eng mit der Stadt Bremen verwoben: Unter dem Namen „Schwuler Karneval“ fand in der Hansestadt vor 40 Jahren die erste Demonstration der LGBT-Community in Deutschland statt. Zu diesem Anlass stellt der Bremer CSD die diesjährige Veranstaltung unter das Motto „40 Jahre CSD in Deutschland“. Am Samstag, den 31. August, wird die Bremer Innenstadt wieder in Regenbogenfarben getaucht.

Los geht es traditionell mit einem Demonstrationzug. Um 12 Uhr treffen sich die Teilnehmer*innen am Altenwall an der Ecke zur Stadtbibliothek und ziehen von dort aus über den Hauptbahnhof zum Theater Goetheplatz. Am Marktplatz ist für 14 Uhr eine Zwischenkundgebung angesetzt. Bei der Wahl der Route legen die Veranstalter*innen großen Wert auf gute Sichtbarkeit und Barrierefreiheit.

Obwohl gleichgeschlechtliche Paare mittlerweile heiraten dürfen und die Ehe anerkannt werde, sei es weiterhin dringend notwendig, ein Zeichen für die Rechte der LGBT-Community zu setzen, schreiben die Organisator*innen in einer Pressemitteilung. Schließlich seien diese Meilensteine in Europa durch den Aufstieg rechter Parteien in Regierungen gefährdet. „In einem Europa, das wir als Wertegemeinschaft verstehen, müssen Menschenrechte universell gelten“, sagt Robert Dadanski, der in Bremen Mitglied des CSD-Vereins ist.

Von der Stadt erhielt der CSD Bremen zuletzt immer mehr Unterstützung – in Form von Solidaritätsbekundungen. Im vergangenen Jahr hisste die Bremische Bürgerschaft die Regenbogenflagge, die Volkshochschule und die Glocke, ein Konzerthaus in Bremen, taten es ihnen gleich. Dieses Jahr möchte erstmals auch das Rathaus Flagge bekennen, wie der *Weser-Kurier* berichtete.

Der Christopher Street Day hat seinen Ursprung in New York. Dort wurde vor 50 Jahren eine Schwulenparade in der Christopher Street Opfer einer Polizeirazzia. Seither ziehen jährlich Bürgerrechtler*innen am letzten Samstag im Juni durch die Straßen New Yorks. Aus einzelnen Kundgebungen wurde eine weltweite Bewegung, die bis heute in über 70 Ländern Einzug gehalten hat.

Zum ersten Bremer CSD 1979 kamen 800 Menschen. In diesem Jahr könnte eine fünfstellige Zahl erreicht werden.

Florian Fabozzi

Peter Dietze ist einer der beiden letzten Fischer in Niendorf an der Lübecker Bucht. Die Fangquoten machen ihm zu schaffen, aber auch die Algenschwemme, die durch das Einleiten von Dünger in die Ostsee entsteht

Aus Niendorf Katharina Gebauer

Peter Dietze kommt mit Cola und Knäckebrot an Bord seines Kutters. Dietze ist Fischer, jede Nacht ist er unterwegs, damit seine Kunden am nächsten Morgen frischen Fisch haben. Die Luft riecht salzig, es ist noch mild draußen und Interessierte haben es sich auf Stühlen direkt am Ufer mit Weingläsern in der Hand gemütlich gemacht.

Um halb sechs Uhr abends verlässt die „NIE 5“ den Niendorfer Hafen, südlich von Timmendorfer Strand direkt am Brodtener Steilufer. Die Schaulustigen beobachten den hinausfahrenden Kutter, ein Dutzend hungrige Möwen begleiten uns kreischend.

Seit 2013 fischt Dietze in der Lübecker Bucht, begleitet wird er seit Kurzem von seinem Lehrling Mathias. Heute geht es hinaus bis vor Neustadt. Dort wirft Dietze die Netze aus: Insgesamt fünf Kilometer. Heute Nacht will Dietze Dorsche fangen. Mit seinen Stellnetzen peilt er bekannte Orte an, an denen Dorsche früher schon auf Futtersuche waren und ins Netz gegangen sind.

„Das Problem, dass wir nichts finden, haben wir nicht. Wir müssen uns die Menge über das Jahr nur gut einteilen“

Peter Dietze, Fischer, über die Fangquoten

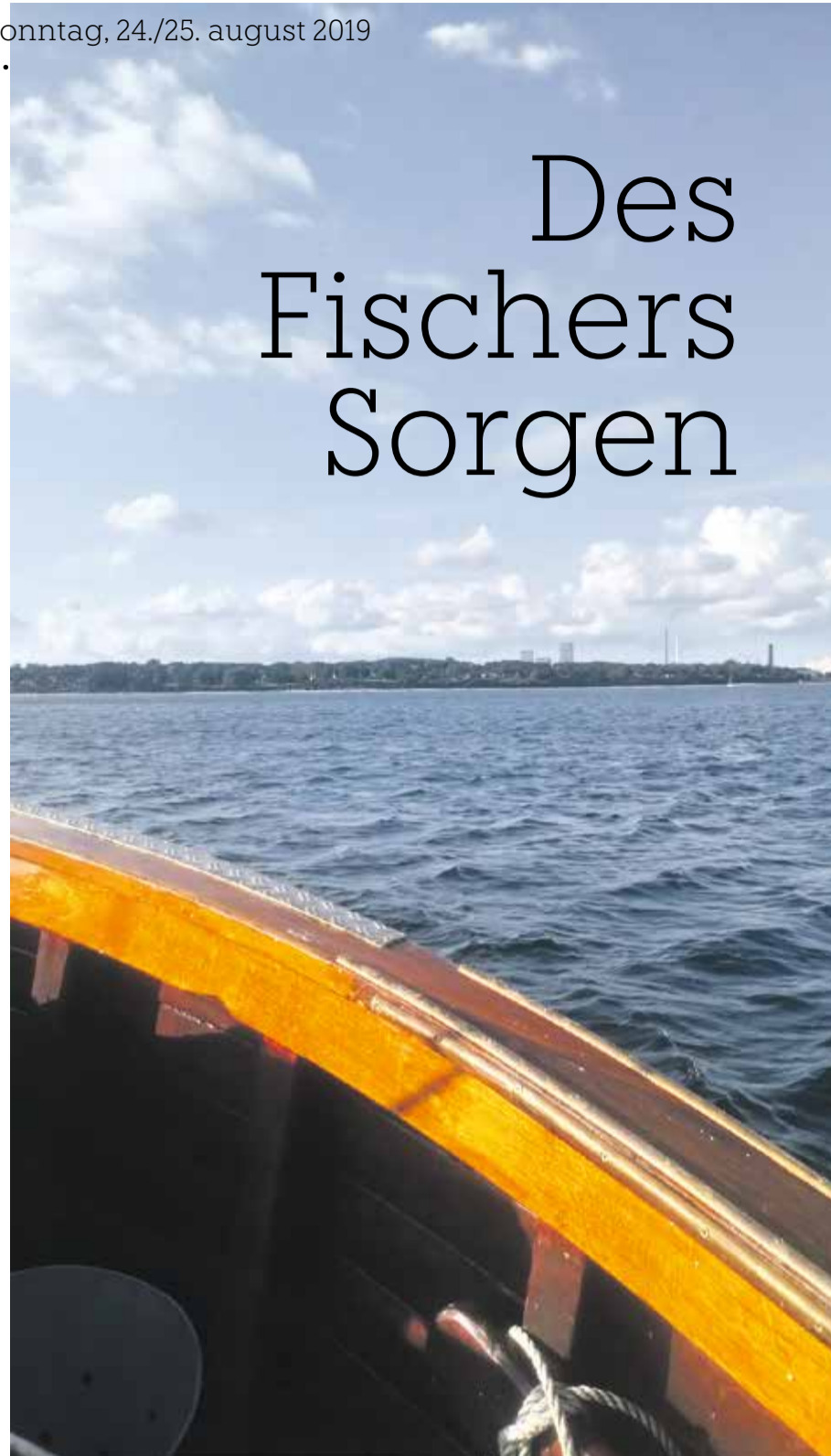
Das Stellnetz ist eine eher selektive Fangmethode, durch die Platzierung und Maschenweite kann eine bestimmte Fischart gefangen werden. Für den Dorsch sind es 110 Millimeter. Die untere Leine des Stellnetzes ist durch Blei erschwert, sodass es nach unten sinkt. Die leichte obere Leine schwimmt dann an der Oberfläche.

Ins Stellnetz gehen aber auch Schweinswale als Beifang, Dietze hat in der Vergangenheit zwei gefangen. Mittlerweile haben seine Netze einen sogenannten PAL, der einen Warnruf an die mit den Delfinen verwandten Kleinwale aussendet. Laut Dietze bisher mit hundertprozentigem Erfolg.

Auf Futtersuche sehen die Fische das dünne Netz nicht und schwimmen hinein, beim Versuch sich zu befreien, verheddern sie sich immer mehr. Volle drei Stunden heißt es dann: Warten.

Dietze erklärt, dass das Wasser im Sommer für die Fische zu warm ist, deshalb halten sie sich oft im tieferen Wasser auf. Aufgrund der hohen Wassertemperaturen müssen die Netze im Sommer bereits drei Stunden später wieder eingefahren werden, sonst wäre der Fisch nicht mehr frisch. Langsam geht die Sonne unter, der Himmel ist in Lila und Orange getaucht. Am Ufer wabern Nebelchwaden. Es ist windstill, das Wasser kräuselt sich nur minimal.

Mit Einbruch der Dunkelheit wird es langsam kühler, die Zeit bis zum Reinholen der Fische vertreibt sich Dietze im Steuerhaus mit Filmen, heute: „Das Boot“. Drinnen ist es mollig warm, die Heizung läuft mit dem



Die Küste bleibt zurück: Die „NIE5“ von Peter Dietze auf dem Weg ins offene Meer
Fotos: Katharina Gebauer

Kondenswasser des Motors. Dietze will heute 100 Kilogramm Dorsch fangen, seine Erfahrungswerte werden heute Nacht überprüft. Bei gutem Fang wird er diese Gebiete in den nächsten Nächten beim Dorschfang erneut anfahren.

Dietze darf in diesem Jahr 14 Tonnen anlanden, was laut ihm nicht viel ist. Zwar wurde die Dorschquote 2019 um 70 Prozent angehoben, doch davor war sie jahrelang gesenkt worden. „Das Problem, dass wir nichts finden, haben wir nicht“, sagt Dietze. „Wir müssen uns die Menge über das Jahr nur gut einteilen.“ Bei wenig Quote bedeutet das für ihn weniger Netze, die er ausfahren darf. Wenn Fische dann woanders sind, wie etwa im tieferen Wasser, sind Nächte mit wenig Fang wahrscheinlicher.

Im nächsten Jahr sollen weitere Quotenkürzungen kommen, Dietze weiß nicht, ob er dann noch jeden Tag hinaus fahren kann. Die Folge: Auch sein Verkaufsstand im Niendorfer Hafen müsste er an einigen Tagen geschlossen halten. Diese Unsicherheit treibt ihn um, so wie viele Ostseefischer. Im Niendorfer Hafen waren es mal elf, mittlerweile sind es nur noch zwei.

Dietze findet die Quotenverteilung ungerecht. Gerade für junge Anwärter wäre es attraktiver, wenn kleinere Fischer mehr Quote abbekommen würden. Auch hat er bereits mehrmals überlegt, ob er nicht doch umsteigen soll. „Außer technischem Grundwissen habe ich allerdings keine andere Ausbildung, als Fischer zu sein“, sagt er.

Dennoch könne man vom Fischerberuf

noch leben, findet er, sonst würde er niemanden ausbilden. Es sei für ihn eher privat eine Herausforderung, wenn er nachts auf dem Wasser ist und nicht bei seinem kleinen Sohn.

Es kommt Bewegung in den Kutter, Dietze macht die Scheinwerfer an, Licht flutet das Fischerboot. Die Netze werden eingeholt und landen auf einer Metallrutsche, auf der die Fische aus ihnen befreit werden. Lehrling Mathias verarbeitet sie umgehend und schlitzt die erstickenden Tiere auf, um ihnen die Eingeweide zu entnehmen. Dann bluten die Fische in einem Wassereimer aus.

Dietze schiebt derweil die leeren Netze weiter und navigiert den Kutter. Die beiden Männer sind dick verpackt, um der Kälte zu trotzen. Schon bald ist der Boden voller Blut und Dreck und genau danach riecht es auch. Mit den schwarzen Fischerhandschuhen schmeißt Dietze die lebenden Tiere von der Rutsche in die Plastikbox, als seien sie bereits die Ware, die er verkauft.

Es kommen viele Plattfische durch die Rutsche, nur einige Dorsche sind dabei. Daneben gibt es eine Menge Quallen und viele Algen. Das liege an der Überdüngung des Meeres, sagt Dietze. Dadurch gebe es mehr Algen, die in seinen Netzen landen. Sie seien der Grund dafür, dass der Sauerstoffgehalt des Meeres so niedrig ist und die Fische sterben. Die Netze müssten später an Land erst trocknen, bis die Algen faulen und die Netze von ihnen befreit werden können. Sonst schwimme kein Fisch mehr hinein.

Manche der Plattfische schmeißt Dietze über Bord, „zu wenig Fleisch dran“, meint er. Im Verlauf kommen noch einzelne Makrelen an Bord, auch Schollen sind dabei. Und eine Kliesche. „Nicht gerade viel“, meint Dietze achselzuckend. Um etwa halb zwei nachts hat er alle Netze eingefahren und nimmt Kurs zurück in Richtung Hafen. Seine Müdigkeit ist ihm anzumerken, jede Nacht den gleichen Ablauf, das hinterlässt Spuren. Seine Ausbeute ist mager, seine geplanten 100 hat er um 16 Kilogramm verfehlt. Neben dem kleinen Kutter hat Dietze zwar einen weiteren, doch ein Mitarbeiter fehlt krankheitsbedingt.

Zurück an Land werden die Fische auf dem Gabelstapler verladen. Dietze fährt sie in das Kühllager, wo sie auf Eis gelegt werden. Danach bringt er sie direkt in seinen blauen Stand „Schupp den Fisch“. Ihren Frischfisch müssen die Hafenbesucher aber bei Dietzes Kollegen kaufen. Er selbst muss erst mal ausschlafen.



Auf Dorschfang: Fischer Peter Dietze (l.) und sein Lehrling Mathias

„Es steht schlecht um die Meeresumwelt“

Die Grünen-Politikerin Steffi Lemke fordert Verhandlungen mit Dänemark, um die Fischbestände besser zu schützen. In bestimmten Zonen soll gar nicht mehr gefischt werden

Interview Sven-Michael Veit

taz: Frau Lemke, was haben Sie eigentlich gegen die Fischerei?

Steffi Lemke: Die Fischerei ist ein wichtiger Wirtschaftszweig, den es national und international zu erhalten gilt. Genau das kann nur funktionieren, wenn Fischbestände erhalten, die Meeresnatur geschützt und die Plastik- und andere Schadstoffeinträge endlich kleiner werden. Das Einhalten von nachhaltigen Fangquoten und das Schaffen von Rückzugsräumen für bedrohte Populationen ist notwendig, damit es auch in Zukunft noch eine Fischerei geben kann. Deshalb fordern wir weltweit wirksame Meeresschutzgebiete.

Und was genau soll in Meeresschutzgebieten geschützt werden?

Fischbestände, Seevögel, Mollusken, Korallen, Riffe – der Reichtum, den Wissenschaftler als „Menschheitserbe Meer“ bezeichnet haben. Die vorgeschlagenen Meeresschutzgebiete auf der Hohen See wurden wegen ihrer Bedeutung für die Biodiversität nach wissenschaftlichen Kriterien ausgewählt. Für die Nord- und Ostsee bedeutet dies auch den Schutz für Schweinswal, Kegelrobbe und vielem mehr. Erfahrungen aus anderen Ländern, zeigen wie sich an Schutzgebieten angrenzenden Gewässern Fischpopulationen wieder erholen.

Sie wollen weiträumige „Nullnutzungs-zonen“ – ist das überhaupt sinnvoll und realistisch?

Aktuell haben wir die absurde Situation, dass die Fischereintensität in Schutzgebieten um bis zu 40 Prozent höher ist als außerhalb der geschützten Meeresgebiete. Damit wird Meeresschutz ins Gegenteil verkehrt. In den geschützten Gebieten fordern wir deswegen Nullnutzungs-zonen. Nur so können wir vom Aussterben bedrohte Arten wie den Ostsee-Schweinswal noch retten und Rückzugsräume auch für Fischbestände sichern.

Die EU-Kommission hat kürzlich das Ende der Fischerei mit Grund- und Stellnetzen in mehreren deutschen Schutzgebieten in der Nordsee gefordert. Sehen Sie sich dadurch bestätigt?

Die EU-Kommission beruft sich auf die vorliegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse. Es steht schlecht um die Meeresumwelt in der deutschen Nord- und Ostsee. Die Bundesregierung hat diese Situation jahrelang ignoriert und verarmlost. Insbesondere CDU-Fischereiministerin Julia Klöckner trägt die Verantwortung für die aktuelle Situation. Sie hat in den Verhandlungen mit ihren dänischen Amtskollegen jeglichen Forderungen der Fischereiwirtschaft nachgegeben und den Meeresschutz über Bord geworfen. Der Brief der Kommission ist eine Ohrfeige für diese verfehlte Politik. Ich fordere die Ministerin auf, noch in diesem Sommer mit der neuen dänischen Regierung nachzuverhandeln und Meeresschutz endlich prioritär zu behandeln.

Aber sind nicht die kleinen Kutterfischer die Leidtragenden?

Mittel- und langfristig leidet die Fischerei hauptsächlich unter zurückgehenden Fischbeständen, und diese Situation wird durch die Klimakrise verschärft. Aktuell sind die Populationen so unter Druck, dass immer geringere Fangquoten vereinbart werden, und durch die Klimakrise wandern Makrele und Kabeljau weiter in den Norden. Aktuell gilt sogar ein Dorsch-Fangverbot in Teilen der Ostsee. Diese Situation setzt den Fischern massiv zu. Wenn sich die Populationen jedoch in Rückzugsräumen erholen können, könnte dies langfristig die Situation der Fischer bessern.

Essen Sie eigentlich Fisch?

Ich esse schon immer gerne Fisch. Hering, Dorade und Forelle besonders gerne, aber ich esse ihn nur noch selten – dafür umso bewusster. Leider stammen immer noch viel zu viele Fische aus illegalen Fängen und überfischten Beständen. Hier braucht es dringend bessere Kontrollen und Gesetze, die dies verhindern.



Steffi Lemke, 1986 geboren, ist grüne Bundestagsabgeordnete und naturschutzpolitische Sprecherin der Fraktion.

Im Dschungel der Fischatgeber

Welchen Fisch kann man kaufen? Orientierung geben verschiedene Ratgeber und Zertifikate, die sich teilweise widersprechen. Gar kein Zertifikat ist aber auch keine Lösung

Von **Katharina Gebauer**

Beim Fischkauf sind viele ratlos. Was die einzelnen Siegel bedeuten und für was sie stehen, ist ihnen unklar. Auch über die Herkunft machen sich die wenigsten Gedanken. Orientierung im Supermarkt versprechen Fischatgeber wie der vom WWF (World Wide Fund for Nature) und von Greenpeace. Auch Nachhaltigkeitsiegel des Marine Stewardship Councils (MSC) und des Aquaculture Stewardship Councils (ASC) wollen bei der Kaufentscheidung helfen.

Den aktuellsten Fischatgeber, nämlich von 2019/20, hat momentan der WWF. Durch eine Ampelschaltung – Rot, Gelb und Grün – will er zeigen, unter welchen Umständen welcher Fisch unbeherzt konsumiert werden darf und von welchem man lieber die Finger lässt.

Dabei bekommt etwa der Kabeljau Farben von Grün bis Rot angezeigt. Nicht besonders aufschlussreich. „In der Tat muss sich der Verbraucher etwas reinfuchsen in die Materie Fisch, um eine gute Entscheidung beim Einkauf zu treffen“, sagt der Meeresbiologe Philipp Kanstinger vom WWF. Bei den unterschiedlichen Fangmethoden in den unterschiedlichen Fangzonen sei der Käufer im Supermarkt schnell überfordert. Zudem stünden nicht alle Informationen immer auf der Verpackung. „Siegel bieten da schnelle Orientierung an“, sagt Kanstinger.

Beim Kabeljau bedeutet das laut WWF-Fischatgeber: Lieber nicht zu dem vielfältig verbreiteten Dorsch greifen, wie der Kabeljau als Jungfisch bezeichnet wird und der aus der Ostsee, dem Nordwest- oder Nordost-Atlantik gefischt wird. Eine gute Wahl hingegen stellt laut WWF die Fischerei in der Nordwest-Arktis dar. Dort wird der von der International Union for Conservation of Nature (IUCN) als „gefährdet“ eingestufte Kabeljau nachhaltig gefischt, mit Kiemennetzen und Langleinen. Kiemennetze, zu denen Stellnetze gehören, sind selektivere Fangmethoden. Sie haben dadurch wenig Beifang. Zweite Wahl ist der Nordsee-Kabeljau, der auch mit Kiemennetzen gefangen wird.

Bei Greenpeace nur noch Rot

Blickt man allerdings auf die Fisch-Einkaufshilfe von Greenpeace, die auf dem Stand von 2016 ist, wird Kabeljau generell als rot eingestuft. Ausnahmen beinhalten die von Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen benannte Fangzone 27, den Nordost-Atlantik. Genau dieses Gebiet ist wiederum beim WWF-Ratgeber rot markiert.

Noch deutlicher wird das Orientierungsproblem beim Alaska-Seelachs. Der „kleine Bruder“ des Kabeljaus hat mit den Lachsfischen gar nichts zu tun. Er gehört zur Dorschartfamilie, ist somit dem Kabeljau nahe. Während er im WWF-Handbuch die Farbe Gelb trägt und aus dem Nordwest-Pazifik die zweite Wahl darstellt, findet man ihn im Greenpeace-Ratgeber unter der Farbe Rot – ohne Ausnahmen. Dasselbe gilt bei WWF und Greenpeace für Dornhai und Aal.

Als unbedenklich gilt dagegen beiden Organi-

sationen der heimische Karpfen – ausnahmslos. Für den WWF gilt zudem der Wels und die Auster, am besten zertifiziert, als nachhaltiger Kauf.

Das Nachhaltigkeits-Siegel MSC wurde 1997 von Unilever, einem der weltweit größten Verarbeiter von Fisch, und dem WWF gegründet. Mittlerweile agiert die internationale Non-Profit-Organisation mit Sitz in Berlin unabhängig. Die drei größten Ziele des MSC sind der Erhalt von Fischbeständen und gesunden Meeren, Sicherung von Fisch als Nahrungsquelle sowie Quelle des Lebensunterhalts der in der Fischerei Beschäftigten. Als drittes Ziel will der MSC die globale Fischerei nachhaltig machen.

Das Siegel bezieht sich allerdings nur auf wildlebende Meerestiere. Deshalb werden Fische aus Aquakulturen sowie Süßwasserfische wie Lachs, Karpfen, Forelle und Aal nicht vom MSC-Siegel erfasst. Damit ist auch die Zertifizierung ausgeschlossen.

Hier kommt das ASC-Siegel ins Spiel: Um für Fische aus Aquakulturen ein vergleichbares Logo zu gewährleisten, wurde es 2010 ebenfalls vom WWF eingeführt, zusammen mit „The Sustainable Trade Initiative“ aus den Niederlanden. Sie verfolgen damit das Ziel, für verantwortungsbewusste Fischzucht und Fischfarmen einen globalen Standard zu setzen.

Nachhaltigkeits-Siegel in der Kritik

Sowohl das MSC- als auch das ASC-Siegel sind von mehreren Seiten wie zum Beispiel dem Nabu als nicht weitreichend genug kritisiert worden. Für Philipp Kanstinger vom WWF sind Zertifizierungen von MSC oder ASC jedoch immer noch besser als keine Zertifikate. Denn die 90 Prozent nicht zertifizierten Fischereien seien es, „die den größten Raubbau an unseren Meeren zu verantworten haben“, sagt er. MSC- und ASC-Siegel sollten daher konventionellen Produkten vorgezogen werden.

„Bei einem MSC-Siegel kann der Verbraucher sicher sein, dass nicht illegal gefischt wurde“, sagt Kanstinger. Dennoch sei nicht jede zertifizierte Fischerei nachhaltig. „Die Fischereien bekommen bereits bei Erreichung der Minimalanforderungen die Zertifizierung“, erklärt Kanstinger. Das genüge nicht.

Als Beispiel nennt er den Granatbarsch: Mit Grundschleppnetzen werden sie an unterseeischen Bänken und Seebergen gefangen. Grundschleppnetze werden über den Meeresboden gezogen und scheuchen dabei auf dem Grund lebende Fische auf, die dann als Beifang im Netz landen. Bei dieser Fangmethode wird auch der Meeresboden durchwühlt. Trotzdem kann die Delikatesse Granatbarsch MSC-zertifiziert sein.

Wer nachhaltig Fisch genießen möchte, wählt also am besten den zertifizierten. Bei nicht zertifiziertem lohnt ein Blick in die Fischatgeber. Wer wirklich sicher gehen will, muss sich selbst informieren.

Im Übrigen steht hinter der Nachhaltigkeit von Fischprodukten der Wunsch, auch in Zukunft noch Fisch essen zu können. Wie aber wäre es, den Fisch nicht für den Menschen, sondern für den Fisch selbst zu erhalten? Auf die Idee kommen bisher nur wenige

Nachhaltig aus dem Meer geholt: Mit Angelleinen aus offenen Booten gefangene Thunfische werden auf der Kapverdischen Insel Maio an Land gebracht
Foto: Helene Hinrichsen



Friede dem Thunfisch

Die Deutschen essen wieder mehr Thunfisch. In der Ostsee steht vor dem Kollaps, und

Von **Sven-Michael Veit**

Ausgerechnet den Thunfisch haben die Deutschen zum Fressen gern. Erstmals lag der große Schwarmfisch 2018 im Ranking der meist verzehrten Fische noch vor dem Hering auf dem dritten Platz. Das geht aus dem Jahresbericht des Fisch-Informationszentrums (FIZ) mit Sitz in Hamburg hervor. Auf fast 15 Prozent ist sein Marktanteil gestiegen, zwei Jahre zuvor lag er noch unter zehn Prozent. An die 90.000 Tonnen importierte Deutschland im vorigen Jahr, hauptsächlich aus Ecuador, den Philippinen und Papua-Neuguinea. 2016 waren es weniger als 70.000 gewesen.

Und diese Steigerung ist ein Problem, sagt Thilo Maack, Meeresexperte bei Greenpeace. „Viele Bestände, vor allem Gelbflossenthun und Großaugenthun, sind bereits überfischt“, sagt er. Und zweitens gebe es immer noch massiven Beifang, auch von Delfinen. „In den 1980er-Jahren waren es noch mehr als 100.000 Delfine im Jahr, die in den Netzen ertranken“, sagt er. „jetzt sind es nur noch einige Tausend – aber natürlich immer noch viel zu viele.“

Deshalb war Thunfisch für kritische VerbraucherInnen lange tabu, auch im Nizza-Salat im Restaurant. Aber das ändert sich offenbar. Der hierzulande zu-

meist in Konserven und Salaten angebotene Thunfisch sei „zu nahezu 100 Prozent“ Delfin-freundlich gefangen worden, beteuert FIZ-Geschäftsführer Matthias Keller.

Für Maack ist das reine Legende. Die größten Thun-Schwärme würden im Ostpazifik mit Ringwadennetzen gefangen, „eine extrem unnachhaltige Fangmethode“, sagt Maack. Denn dabei würden zu junge Thunfische, die sich noch nicht reproduzieren konnten, aber auch Schildkröten, Haie, Rochen, Delfine und sogar Walhaie mitgefangen und verletzt oder getötet. Zudem herrschten an Bord der Fangflotten aus armen Ländern wie Vietnam oder Thailand „zumeist menschenunwürdige Zustände“, sagt Maack: „Das ist moderne Sklaverei.“

Wer dennoch Thunfischkonserven kaufen wolle, solle zumindest auf ein Minimum an konkreten Angaben auf den Dosen achten, rät er. Der wissenschaftliche Artname, Fanggebiet und Unterfanggebiet, Fangmethode und Zeitpunkt seien die Mindestanforderungen, sagt Maack: „Sonst Finger weg vom Thunfisch.“ Und von der Ringwadenfischerei sowieso.

Der auf deutschen Tellern begehrteste Fisch war 2018 erneut der Alaska-Seelachs, der vor allem zu Fischstäbchen verarbeitet wird, mit einem Marktanteil von 18,4 Prozent. Eigentlich heißt er Pollack und gehört zu den Dor-

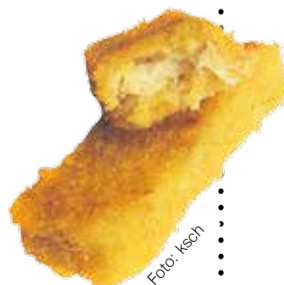
geschmackstest

Vegane Fischstäbchen

„Das schmeckt nach Fisch.“
 „Nein, das schmeckt nicht nach Fisch.“
 „Das schmeckt voll nach Fisch!“
 „Es schmeckt nach Fischstäbchen, das hat mit Fisch nicht viel zu tun.“
 „Vielleicht liegt's auch an der Remoulade, dass man den Geschmack von Fischstäbchen assoziiert.“
 „Ich frag mich vor allem, wie sie es schaffen, dass es nach Fisch riecht.“
 „Stinkt ganz schön.“
 „Ich glaub, es liegt vor allem an der Panade.“
 „Aber auch das Innere schmeckt fischig. Wenn man die Panade abmacht.“
 „Die Konsistenz ist schon eher wie Tofu. Nicht so zart wie bei echten Fischstäbchen. Oder denke ich das nur, weil es in der Werbung so aussieht?“
 „Echt? Ich finde, sie sind viel weicher als die aus Fisch.“
 „Kannst du dich überhaupt noch an daran

erinnern, wie die aus Fisch schmecken?“
 „Ich war 13, als ich die das letzte Mal gegessen hab.“
 „Das wird wahrscheinlich vielen so gehen. Ist ja ein Kinderessen.“
 „Vielleicht ist das genau die Strategie von Aldi. Der Marketing-Trick.“
 „Welcher Erwachsene kauft schon für sich selbst Fischstäbchen? Wenn sie vegan sind, ist die Chance schon höher.“
 „Was machen die da eigentlich rein?“
 „Texturiertes Sojaproteinkonzentrat.“
 „Hmmm, lecker...“
 (Testerinnen *Katharina Gebauer* und *Katharina Schipkowski*)

Veggie Fischstäbchen, Aldi Nord, 1,99 Euro



Fischen im Trüben

Die deutsche Fischereibranche will dem Klimawandel trotzen – aber wie? Eine frisch beschlossene Resolution der Hilflosigkeit benennt keine Lösungen

Von **Sven-Michael Veit**

In Finger ging dann doch hoch im Großen Sitzungssaal des Maritim-Hotels in Magdeburg. Ob es Klimaskeptiker im Raum gäbe, hatte der Meeresbiologe Myron Peck vom Institut für Fischereiwissenschaften an der Universität Hamburg gefragt. Einer meldete sich – einer von rund 200 ZuhörerInnen. Über „Klimawandel und Fischerei: Auswirkungen, Risiken, Chancen und Handlungsfelder“ referierte Peck am Mittwoch auf der Jahrestagung des Deutschen Fischereiverbandes (DFV). Lösungen hatte auch er nicht.

Das Klima war das beherrschende Thema, und die VertreterInnen von Hochsee-, Küsten- und Binnenfischerei sowie der Teichwirte und Anglervereine waren bemüht, sich als die echten Artenschützer zu gerieren. „Wir sind die wahren Naturschützer“, verkündete Bernhard Feneis, Präsident der Deutschen Binnenfischer – auch in Abgrenzung zu „grünen Ideologen, denen Regierungen so viel Macht geben“, wie Dirk Sander, Chef der Küsten- und Kutterfischer, es formulierte.

Und so fordert die Branche den richtigen Umgang mit dem

Klimawandel. Die Fischer beklagen „tendenziell steigende Wassertemperaturen“, chronischen Wassermangel sowie Überschwemmungen durch Starkregen in Fischteichen und Binnenseen; aber auch negative Veränderungen bei „Fischartengemeinschaften und Fangträgen“ sowie Änderungen von Verbreitungsgebieten von Fischpopulationen in den Meeren durch Erwärmung, Überdüngung und Sauerstoffknappheit.

Dass und wie der Klimawandel in Nord- und Ostsee für wärmere Sommer und Winter sorgt, hatte Peck in seinem Vortrag nachgewiesen. Die Zahl der eisfreien Tage habe sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten deutlich erhöht, ebenso die Zahl der Tage mit Wassertemperaturen von mehr als 18 Grad, berichtete er.

Entsprechend würden ganze Fischpopulationen nordwärts wandern und Gebiete besiedeln, die ihnen bisher zu kalt waren. Bis 2050 würden sich diese Habitate je nach Fischart um 400 bis 800 Kilometer nordwärts verlagern, so Peck.

Aus Sicht der Fischer sorgt das für Probleme und Chancen gleichermaßen. Für die Hochseefischer könnte es positiv sein, dass einige wärmeliebende Fi-

sche vermehrt in der Nordsee anzutreffen seien, sagte der Verbandschef der Deutschen Hochseefischerei, Uwe Richter. Als Beispiele nannte er Sardinen und Thunfisch. Vermehren sich die Bestände dort weiter, könnten sie bald kommerziell befischt werden.

Andererseits würden jedoch kälteliebende Arten wie Makrele, Scholle und Kabeljau weiter in den Nordatlantik ausweichen. Im Polarmeer werde sich „die Produktivität der Fischbestände wohl erhöhen“, sagt Peter Breckling, Generalsekretär des DFV.

Das Problem für deutsche Fischer: Diese Gebiete sind keine EU-Meere, langwierige Verhandlungen über Fangrechte mit Russland, Norwegen, Island, Grönland, Kanada und den USA wären kaum zu vermeiden. Zuletzt habe Island einseitig erklärt, in seine Hoheitsgewässer eingewanderte Heringe abzuschöpfen, ohne sich um die EU zu scheren.

Und so verabschiedete der DFV am Donnerstag eine umfangreiche Resolution gegen den Klimawandel, deren roter Faden die Ratlosigkeit ist. Irrendwas müsse passieren – aber was? Die deutschen Fischer fischen im Trüben.



Nicht für den Weltmarkt bestimmt: Diese Dose mit kapverdischem Thunfisch ist nur vor Ort zu kaufen. Foto: wie



fisch, obwohl beim Fang weiterhin Delfine und Haie als Beifang sterben. Der Dorsch nach dem Brexit könnten deutsche Fischer Fangrechte in der Nordsee verlieren

schen, wird aber fast ausschließlich unter dem Handelsnamen Seelachs verkauft. Es folgen Zuchtlachs (15,4 Prozent) und eben erstmals Thunfisch (14,4 Prozent) vor Hering (13,6 Prozent) und Garnelen aller Art (7,4 Prozent).

Tendenziell werde Fisch immer teurer werden, fürchtet Keller vom FIZ. Im vorigen Jahr ist der Verbrauch in Deutschland nur um 0,2 Prozent gestiegen, der Umsatz aber um 5,9 Prozent. Mit 3,9 Milliarden Euro gaben die Haushalte dafür deutlich mehr Geld aus als je zuvor. „Die Nachfrage weltweit steigt, weil die Bevölkerung wächst“, sagt Keller. Ein „knapperes Angebot“ an Fischen gebe es aber nicht.

2018 hat sich demnach der Pro-Kopf-Verzehr in Deutschland von 14,1 auf 14,4 Kilogramm erhöht, hat das FIZ errechnet, gut die Hälfte davon wird im Restaurant oder an der Imbissbude gegessen. Für den heimischen Tisch kaufen unverändert die Fischköpfe im Norden am meisten Fisch. An der Spitze liegt Hamburg mit jährlich 6,5 Kilogramm pro Kopf vor Schleswig-Holstein (6,1) und Mecklenburg-Vorpommern (5,5). Bremen folgt auf Platz 6 mit 5,5 Kilogramm, Niedersachsen liegt mit 5,1 auf dem achten Platz.

Im internationalen Vergleich ist das aber wenig. Der Weltdurchschnitt liegt mit 19,3 Kilogramm pro Kopf deutlich höher als in Deutschland. In Ländern wie Großbritannien, den USA oder Ita-

lien werden mehr als 20 Kilogramm Fisch im Jahr verzehrt, in Frankreich, Schweden und China mehr als 30 Kilogramm. Spitzenreiter ist Island mit einem jährlichen Verbrauch von mehr als 60 Kilogramm Fisch pro Kopf.

Der Krabbenmangel in Nordsee und Nordost-Atlantik, der vor zwei Jahren Krabbenbrötchen an der Küste zeitweise mehr als zwölf Euro kosten ließ, ist laut FIZ überwunden: „Bei den Nordseekrabben verzeichneten die Fischer

im Jahr 2018 Rekordfänge“, sagt Keller. Dagegen haben Heringe und Dorsche in der Ostsee nach seinen Angaben ein „Klimaproblem“. Die steigenden Wassertemperaturen gefährdeten die Bestände. „Für die Ostseefischer ist das eine Katastrophe“, so Keller.

Ende Juli hat die EU-Kommission deshalb einen Fangstopp für Dorsch in der östlichen Ostsee zwischen Mecklenburg-Vorpommern, Schweden und dem Baltikum für den Rest dieses Jahres ausgesprochen. „Wir müssen rasch handeln, um den Bestand zum Wohl der Fische und im Interesse der Fischer wieder aufzufüllen“, hatte der zuständige EU-Kommissar Karmenu Vella erklärt. Sonst drohten die Dorschbestände zusammenzubrechen.

Der Deutsche Fischereiverband mit Sitz in Hamburg nennt das „eine extreme Sofortmaßnahme“. Zwar sei der Dorsch in der östlichen Ostsee „in einem schlechten Zustand“, aber „nicht akut vom Aussterben bedroht“. Die Entscheidungen der EU-Kommission seien deshalb „überzogen“. Leidtragende seien vornehmlich die kleinen Berufsfischer, die nun ihre „Fangplanung in die Tonne treten“ könnten, so der Fischereiverband.

Als weiteres Problem kommt auf die Fischerei und wohl auch die VerbraucherInnen der für Ende Oktober erwartete Brexit zu. Fast der gesamte Fang an Nordseeheringen stammt aus der briti-

schen 200-Seemeilen-Zone – gefangen wird er allerdings von kontinentalen Fischereifloten. „Großbritannien selbst hat kaum noch Schiffe dafür“, sagt Keller vom FIZ. Das sieht Uwe Richter, Vorsitzender des Deutschen Hochseefischereiverbandes, anders. Vor allem die schottische Flotte sei nur halb ausgelastet, sagt er: „Wenn die künftig das ganze Jahr ungehindert fischen dürfen, tun die das auch.“

Deshalb sei zu befürchten, dass bei einem sogenannten „harten Brexit“ ohne vertragliche Regelungen der Heringsfang anderer EU-Staaten vor Großbritannien zum Erliegen kommt. Und das würden vor allem die Deutschen als Hauptkonsumenten von Hering in der EU deutlich spüren.

Keller wie Richter hoffen jedoch selbst im Fall eines unregulierten Brexit auf eine Einigung zwischen der EU und den Briten, weil dies im beiderseitigen Interesse liege. Eine Lösung wären Fanglizenzen.

Das Thünen-Institut für Seefischerei in Braunschweig, eine Forschungseinrichtung des Bundeslandwirtschaftsministeriums, sagte im vergangenen Jahr, „deutliche Auswirkungen“ des Brexit auf die deutsche Hochseefischerei voraus. Laut Thünen-Institut erzielen die deutschen Schwarmfisch-Trawler bis zu 80 Prozent ihres Fangs und somit ihres Umsatzes in britischen Gewässern. Sollte ihnen nach dem Brexit

der Zugang verwehrt werden, würde ein Großteil der Erlöse wegfallen.

Zudem würden die EU-Fangquoten obsolet – sie könnten in anderen Fanggebieten gar nicht ausgeschöpft werden. Dies habe, so heißt es in der Studie, „eine Analyse der Verbreitungsmuster der Fischbestände und der in der Vergangenheit erzielten Fänge gezeigt“.

Im Handel mit Fischwaren indes exportiert Großbritannien schon jetzt mehr in die EU als es von dort importiert. Somit hätte das Vereinigte Königreich beim Marktzugang für Fischereierzeugnisse deutlich mehr zu verlieren als die EU.

Das Krisenszenario sieht demnach so aus: Deutsche, Dänen, Niederländer, Franzosen und Iren dürfen in britischen Gewässern nicht mehr fischen, weigern sich aus Rache aber, britischen Fisch zu importieren. Eine Folge: Die Bestände von Kabeljau, Makrele, Hering und Scholle gesunden oder steigen sogar kräftig an.

Eine weitere Folge könnte sein, dass auf dem Kontinent die Verbraucherpreise explodieren, der Umsatz in der Fischindustrie wegbricht und massiv Arbeitsplätze verloren gehen. Peter Breckling, Generalsekretär des Deutschen Fischereiverbands, sieht diese Prognosen mit Unbehagen: „Was nach einem harten Brexit am 31. Oktober passiert, ist vollkommen unberechenbar.“

”

2018 hat sich der Pro-Kopf-Verzehr von Fisch in Deutschland auf 14,4 Kilogramm erhöht. Spitzenreiter ist Island mit mehr als 60 Kilogramm

das Ding, das kommt

Digitalisierte Helikopter-Schüler

Musizieren lernen ist schön. Bedeutet aber viel Arbeit. Das aufmerksame Hören zum Beispiel; auch das Bemerkens eigener Fehler und das Aufnuancen-Achten gehören dazu.

Dass die Digitalisierung diese Kulturtechniken nicht gerade stärkt – Studien zufolge ist Online-Unterricht weniger effektiv –, scheint nicht neu. Trotzdem hat Hamburgs Kulturbehörde entschieden, diesen Weg weiterzugehen und auf den Instrumentalunterricht auszuweiten. Ein „spannender weiterer Baustein unserer Digitalisierungsstrategie“ sei die neue Lernplattform KON-Plug-in, schwärmt Kultursenator Carsten Brosda (SPD). Konkret sollen Musikschüler zwischen den wöchentlichen Live-Musikstunden Aufnahmen ihres häuslichen Übens an die Lehrer schicken und Feedback einfordern. So stellen sie sicher, dass ihr Üben in die richtige Richtung gehe, so die Behörde.

Jetzt folgen auf die Helikopter-Eltern, die nonstop um ihre Kinder schwirren, Helikopter-Musikschüler. Die fallen ihrem Lehrer dann täglich mit ihrem Cello-Geschrammel auf den Wecker, um zu erfahren, ob sie alles richtig machen. Im Klartext bedeutet das eine systematische Erziehung zu Unselbstständigkeit und Autoritätsgläubigkeit wie zu Kaisers Zeiten.

Zudem befördert dieses Prozedere jenen Selbstoptimierungswahn, der keine Umwege kennt und jede Frustrationstoleranz erstickt. Das gilt auch für den Faktor Zeit. Endlich, jubelt Brosda, müssten die Schüler nicht mehr eine Woche bis zum nächsten Unterricht auf Feedback warten!

Bizarr: Ausgerechnet ein Kultursenator empfindet das – von Kreativen aller Zeiten als Inspirationsquelle geschätzte – Warten als Übel. Dabei ist das einzige Wesen, dem man bedingungslos Sofortness zugesagt, das Baby. Nicht aber jungen Leuten, die man zu stabilen Erwachsenen erziehen will.

Petra Schellen



Mit dem Smartphone können Hamburger Musikschüler*innen jetzt ihren Lehrer*innen auf den Geist gehen
Foto (Montage): Wikimedia Commons/taz

Als ob das Stück ihn erwählt hat: Yoel Gamzou, Generalmusikdirektor des Theaters Bremen, fühlte plötzlich, wie sich ihm Takte aus Gustav Mahlers unvollendeter 10. Sinfonie offenbarten
Foto: Christian Debus



Musik der Zukunft, die es nicht gab

Am Dienstag präsentiert Yoel Gamzou seine ganz eigene, hochemotionale Fassung von Mahlers 10. Symphonie in Bremen: Das wird für die Stadt das wichtigste Konzert des Musikfests

Von Benno Schirrmeister

Musik gehört zu den rätselhaftesten Dingen der Welt, über die zu schreiben kaum sinnvoll möglich ist. Und Gustav Mahlers 10. Symphonie gehört zu den rätselhaftesten Werken der Musikgeschichte – oder besser: Sie hätte dazu gehört, wenn sie denn vollendet worden wäre, das lässt sich klar an jedem Takt der Manuskripte ablesen, besser noch als an den existierenden Aufführungsfassungen: Die jüngste, die Yoel Gamzou von 2003 bis 2010 realisiert hat, wird unter dessen Leitung am kommenden Dienstag im Rahmen des Musikfests Bremen von der Bremer Philharmonikern gespielt.

Ohne jedes Geheimnis ist die Unvollendung selbst: Mahler war 1897 frohgemut aus Hamburg an die Wiener Hofoper gegangen. Aber im Herbst 1910 ist er dort vom Judenhass aus dem Job gedrängt, von Eifersucht geschüttelt und von einer Streptokokken-Infektion komplett ausgelaugt gewesen. Deshalb hat er bis zu seinem banalen Herztod im Mai 1911 nicht mehr geschrieben. Und wer tot ist, kann nicht komponieren. So trivial ist die Realität.

Die Wirklichkeit der Noten und

der Klänge hingegen, die spielt sich anderswo ab: Auf dem Papier, ja, aber vor allem doch als psychischer Prozess im Kopf, sodass die Wahrnehmungen der Noten auch komplett unterschiedlich sind. Der Spiegel zum Beispiel bezeichnet die Partitur-Entwürfe immer mal wieder als „wirr“. Andere sehen darin große Linien eines Entwurfs, der weit über alles damals Ohrenmögliche hinausweist und auch heute noch die Welt der Klänge entgrenzt.

Gamzou ging das so, der, das darf man wohl sagen, wie besessen ist von diesem Werk. „Schon auf den ersten Blick schien mir offensichtlich“, schreibt er im Vorwort zu seiner Ausgabe der Partitur, „dass diese Symphonie eine einzigartige Bedeutung in der Musikgeschichte besitzt.“ Sie sei „innovativ, intensiv und ehrlich zu einem Grad, welcher den der meisten Kunstwerke, die ich kenne, übertrifft.“

Wie und dass er diese Symphonie auf seine Weise vollenden musste, ist völlig einleuchtend und doch zugleich eine verwickelte und leidlich paradoxe Geschichte. Er war gerade mal 13 Jahre jung, als er, daheim in Tel Aviv, eine Aufnahme mit dem von Mahler noch weitgehend fertiggestellten Adagio gehört hat, dem ersten der geplanten fünf Sätze.

Das Kind war zutiefst ergriffen,

hätte es zu Mahlers Lebzeiten wohl geheißt. Es war völlig geflasht, würde man heute sagen. Und genau zwischen den Ausdrücken, die beide eine innige Begeisterung benennen sollen, liegt die Wahrheit, die eine Aufführungsfassung dieses Werks anstreben kann: Entweder hört und vervollständigt man es aus der Historie heraus, als wäre Mahler nichts Neues mehr eingefallen. Das ist mehrfach geschehen, mit achtbaren Resultaten und sehr seriös, aber auch ein wenig fad.

Gamzous Weg ist ganz gegensätzlich, nämlich: er scheint aus einer Zukunft zu kommen, die Musik als Ganzes gehabt hätte, wenn Mahler die Zeit und die Kraft geblieben wäre, diese letzte, alles revolutionierende Symphonie zu vollenden. Von dieser Zukunft, die unsere Gegenwart hätte sein können, es aber nicht ist, hat er die Komposition re-konstruiert, obwohl es sie nie gab: Fis-Dur als Grundtonart ist nur ein Symbol dafür, dass in ihr der Quintenzirkel ausgeschöpft ist. Die Musik führt durch die ensetzlichste Verzweiflung. Die Bratschen werden den Kosmos erlösen. Es wäre eine so unendlich viel bessere Welt gewesen.

Diese Art der Rekonstruktion folgt keiner rational-analytischen Methode. Eher hat es etwas von

surrealistischer *Écriture automatique*: „Eines Tages fühlte ich plötzlich, wie ein paar Takte aus dem 3. Satz der Symphonie begannen, sich zu offenbaren und mir wurde klar, wie sie gehört werden wollten“, so schildert der Dirigent, wie er begonnen hat.

„Meine Hand nahm, fast unbewusst, einen Stift und Notenpapier und begann, einige Takte flüchtig zu Papier zu bringen.“ Ohne Plan, ohne Absicht, einfach drauf los. Aber plötzlich habe es Sinn gemacht, hatte in Gedanken angefangen, richtig zu klingen – es war „als ob das Stück mich erwählt hätte“.

Seit Gamzou im September 2010 die Uraufführung dirigiert hat, erobert sich seine hoch emotionale Fassung mehr und mehr die Podien. Über 90-mal ist sie bereits gespielt worden, im Januar steht die 100. Aufführung an.

Ihre Bremen-Premiere macht dieses Konzert für die Stadt zum wichtigsten Ereignis des Musikfestes: Gamzou, als Generalmusikdirektor der Oper seit zwei Jahren zurecht jubelt, gibt sich mit ihm persönlich preis. Das Orchester vertritt, wie es mit ihm zurecht kommt. Und die Stadt erlebt, wie die bessere Welt klingt, die möglich ist.

Di, 27. 8., 20 Uhr, Bremen, Glocke

„Kirchenmusiker begannen, in Pubs zu spielen“

Beim Musikfest Bremen spielt er Kneipenmusik des englischen Barock: der norwegische Violinist Bjarte Eike über einen besonderen Moment der Musikgeschichte

Interview Petra Schellen

taz: Herr Eike, warum spielen Sie ausgerechnet Kneipenmusik des englischen Barock?

Bjarte Eike: Weil das 17. Jahrhundert ein spannender Moment der britischen Musikgeschichte ist. Aufgefallen ist mir das, als ich vor Jahren ein englisches Programm für ein Musikfestival erstellte. Da dachte ich irgendwann, es gab damals ja nicht nur Dowland und Händel, sondern auch die Musik der Pubs. Und die war – besonders in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts – überraschend hochkarätig.

Warum?

Weil professionelle Orchester- und Kirchenmusiker in den Pubs zu spielen begannen. Denn damals herrschte Bürgerkrieg in England, und der Republikaner Oliver Cromwell – der

unter anderem die Hinrichtung von König Karl I. betrieben hatte – schloss alle Theater und Konzertsäle und entließ die Hof- und Kirchenmusiker. Sie mussten sich also anders durchschlagen, hangelten sich von Job zu Job und spielten eben auch da, wo die „normalen“ Leute verkehrten: in den vielen Pubs und Drinking Houses.

Ein Clash of Cultures.

Nein, eher ein Anstieg des musikalischen Niveaus. Denn in den Pubs war zwar schon immer viel gesungen und musiziert worden – aber auf eher niedrigerem Level. Als jetzt die „klassischen“ Musiker dazukamen, entwickelte sich ein sehr lebendiger Austausch zwischen „E- und U-Musik“, eine Art Hybrid zwischen elaborierter komponierter und Folk-Musik, ein Mix zwischen „Hoch“- und „Volkskultur“. Später, als man offiziell wie-

der musizieren durfte, wandelte man einige Pubs in Konzerthäuser um, richtete im Hinterzimmer kleine Theater ein, begann – erschwinglichen – Eintritt zu nehmen, es gab sogar Konzertabos. Das war um 1670/71 – 50, 60 Jahre, bevor in Europa die Aufklärung ausbrach.

Sie und Ihre „Barokksolistene“ präsentieren diese Musik in Alehouse-Sessions. Wie laufen die ab?

In den alten Songbüchern – und davon gibt es viele – sind die Melodien ohne Begleitakorde notiert. Ich habe also an-

„Eine Art Hybrid zwischen elaborierter komponierter und Folk-Musik“

gefangen, sie zu arrangieren und gemeinsam mit anderen Musikern zu experimentieren. Ich habe stetig neue Wege und Referenzen gesucht, neue Arten, mit dieser alten Musik zu arbeiten, inklusive einer Art Pub-Situation, die wir auf der Bühne schaffen. Inzwischen sind unsere Alehouse-Sessions ein Mix aus improvisierter Musik, Folk, Jazz, Tanz- und Theaterelementen. Alle singen, und natürlich ist eine Menge „Klassisches“ à la Purcell drin. Die Grenzen zwischen Komposition und Improvisation werden bewusst verwischt.

Waren diese Pub-Konzerte damals ein politisches Statement?

Natürlich waren Pubs immer auch Orte politischer Diskussion – aber explizit subversive Texte habe ich nicht gefunden. In unseren Sessions geht es

eher um das gemeinsame Musizieren, um die Fähigkeit, auch bei Barockmusik zu improvisieren und eigene Gefühle auszudrücken. Und natürlich ist das Publikum eingeladen mitzumachen und mitzusingen.

Wollen Sie so auch die gängige Idee vom „elitären“ Barock gerade rücken?

Nein, ich habe keine Mission. Für mich ist der Barock schlicht eine Ära, in der viele Dinge passierten, die nichts mit Händel und Bach zu tun hatten. Abgesehen davon mache ich einfach, was mir gefällt. Wenn es anderen ebenfalls gefällt, ist das fantastisch. Aber natürlich wissen wir um historisch informierte Aufführungspraxis und bleiben unseren Quellen treu. Ich bin mir sehr bewusst, dass wir nichts Billiges oder Pop-Artiges machen.

Waren Sie der Erste, der die

alte Pub-Musik wieder entdeckte?

Nein, auch andere haben diese Lieder schon gespielt. Aber ich glaube nicht, dass irgendjemand auf dieselbe experimentelle Art mit dieser Musik gearbeitet hat wie wir.

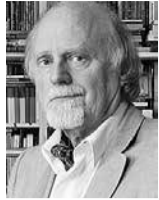
Eröffnungskonzert des Musikfests Bremen: Sa, 24. 8., 19.30, Bremen, Glocke



Bjarte Eike, 47, Norweger, ist Barockviolinist mit Lehraufträgen in Oslo und Kopenhagen und leitet unter anderem die „Barokksolistene“.

Kaum vorstellbar, dass es schon zehn Jahre her ist: Am 22. August 2009 wurde in einer gut geplanten und bis zuletzt geheimgehaltenen Aktion das Gängeviertel von Künstlern friedlich besetzt. Nun kann dieses Wochenende dort groß gefeiert werden, zumal nun vor Kurzem auch alles endgültig durch einen Erbbaurechtsvertrag mit der Künstlergenossenschaft gesichert wurde.

Schon 150 Jahre alt ist Hamburgs wichtigste Kunstinstitution, die Kunsthalle. So kann der seit Anfang August amtierende neue Direktor Alexander Klar gleich einige Jubiläumsausstellungen eröffnen. Die textlastige Dokumentation der Kunsthallengeschichte, betitelt „Beständig. Kontrovers. Neu“, ist schon zugänglich, die große Feier mit



Hajo Schiff
Hamburger Kunsträume

Tradition im Erneuern, Geduld und Hoffnung

drei weiteren Ausstellungen und freiem Eintritt findet aber erst am nächsten Wochenende statt. Das ist dann der Auftakt zu einer kunstintensiven Septemberwoche, in der es am Montag im Kunsthaus um hybride Identitäten gehen wird, am Donnerstag die Saisonöffnung der Galerien in der Admiralitätsstraße gefeiert wird und Freitag für die Galerien im Kontorhausviertel.

„Komm in die Gänge“ ist zum Motto des Gängeviertels geworden, Kunst auf Behördengängen gibt es schon länger. Kommenden Donnerstag präsentiert sich die Atelieregemeinschaft der Speicherstadt mit elf Künstler*innen im Rathaus: Auf dem Flur der SPD-Fraktion wird Lili Fischer dann auch eine „Vorstellung der Rathaus-Ratten“ betitelt Aktion zeigen.

Ganz ohne Eröffnungstrübel und Feierei kommt eine alte Kunst aus Tibet aus: Seit vorgestern streuen vier Mönche ein farbiges Sandmandala zu Ehren Avalokiteshvaras, des Buddhas des Mitgeföhls. Sonntagnachmittag wird das in meditativer Arbeit im Museum an der Rothenbaumchaussee 64 erstellte Werk dann wieder rituell zerstört werden.

Mehr auf die Zukunft ist die Kunst in der Fabrik der Künste am Kreuzbrook gerichtet. Die Initiative „FuturZwei“ wendet sich dagegen, dass alle Utopien von Dystopien abgelöst worden sind. Das Wanderprojekt „In Zukunft. Möglichkeitsräume.“ besteht auch in seinen Stop in Hamburg aus zahlreichen intermediären Positionen und einem vielseitigen Begleitprogramm (www.in-zukunft.org).



Vor dem inneren Auge zumindest tauchen sie alle wieder auf: die vergessenen, verdrängten Geschichten aus dem Gängeviertel
Foto: Johannes Koether

Gänge voller Gespenster

Die Geister der Vergangenheit beschwören: Der Performance-Gruppe Ligna gelingt ein eindringlicher Audiowalk durch die verdrängte Vergangenheit von Gängeviertel und Stadthaus

Von Robert Matthies

Mit blinzelnden Augen kommt man kurz vor dem Ende dieses eindringlichen Streifzuges durch die Stadtgeschichte aus dem Dunkel ins gleißende, von glänzenden Fassaden noch gespiegelte Sonnenlicht. Heraus kommt man da gerade aus den Gängen und Höfen des in „Stadhöfe“ umgetauften Stadthausensembles in der Innenstadt, zwischen dem Axel-Springer-Platz und der Graskellerbrücke – ein Ort des Terrors, einst befand sich hier die Hamburger Zentrale der Gestapo.

„Hommage an das Leben“ – zynisch klingt vor diesem Hintergrund der Claim des Stadthöfe-Investors Quantum für seine innerstädtische Erlebnislandschaft: All diejenigen, die während des Nationalsozialismus von der Gestapo hierhin verschleppt worden waren, erlebten Schrecken, Qualen und Tod. Dicht an der Wand stehend, hörte man beim Audiowalk „Schafft zwei, drei, viele Gänge!“ des Performance-Kollektivs Ligna im Rahmen des Kampfnagel-Sommerfestivals am Ort des Terrors Berichte von Einzelhaft, Folter und Mord.

Verstörend ist dann auch, dass die über den Eingängen zum Gebäudekomplex und seinen Gängen angebrachten Metallschilder – „Moin Moin“ steht

da oder „Bienvenue“ – fast exakt im selben Stil geschmiedet sind wie die Losungen über KZ-Toren: „Jedem das Seine“. Ein fatal geschichtsvergessener Umgang mit einem düsteren Kapitel der Stadtgeschichte.

Mit diesen Geschichten noch im Ohr, geht es hinauf auf den Heuberg, einen Platz, auf dem der Business-Improvement-District (BID) Hohe Bleichen/Heuberg gerade zufällig sein „White Dinner“ veranstaltet. Größer kann der Kontrast nicht sein zwischen verdrängter Stadtgeschichte und der blank geschliffenen Gegenwart zwischen Shopping-Zeilen und teuren Hotels und Restaurants.

Mit den 20 anderen, mit denen man zwischen Gängeviertel und Stadthaus unterwegs war, lässt man sich schließlich am Rand all der blütenweiß gewandeten Dinierenden an einem der Tische nieder. Dann wird es wieder dunkel: Die Kopfhörerstimme bittet, wie in einer Seance die Augen zu schließen

und Gespenster zu beschwören, nämlich all derer noch einmal zu gedenken, von deren Schicksal man eben erfahren hatte.

Die verdrängten Gespenster der Vergangenheit ins Bewusstsein zu rufen, darum geht es Ligna. Eine gute Stunde lang ging man dafür, von einer der 20 unterschiedlichen Tonspuren auf dem Kopfhörer begleitet, gemeinsam vom vor zehn Jahren von Künstler*innen besetzten Gängeviertel der Gegenwart aus durch das Gebiet des einstigen Gängeviertels, von dem nur noch Spuren geblieben sind.

Stadtgeschichte, unsichtbar

Einst – vom 16. Jahrhundert bis in die 1960er-Jahre – lebten hier Tausende Hamburger*innen: Arbeiter und Verarmte, auch das jüdische Leben in der Stadt hatte bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts hier sein Zentrum. Eng und dunkel waren die Gassen zwischen den schiefen Fachwerkhäusern, labyrinthisch die Höfe, katastrophal die hygienischen Zustände. Als kommunistisches „Klein Moskau“ und „Verbrecherviertel“ war das Gängeviertel von Bürgertum und Obrigkeit gefürchtet. Seit den 1880er-Jahren fiel es Stück für Stück mehreren „Flächensanierungen“ zum Opfer. Und Sanierung hieß immer: Abriss.

Und so streift man in der Gruppe, die sich später – „Schafft zwei, drei, viele Gänge!“ – immer wieder auf- und verteilt, um sich kurz darauf wieder zu

versammeln, durch die Straßen; blickt auf verklümmerte oder verglaste Neubauten und in Hinterhöfe; entdeckt dort etwa die Überreste des 1934 abgerissenen „Neuen Tempels“ der Hamburger Reformjüd*innen; tastet sich an Wänden entlang – und erlebt immer wieder eine andere der verdrängten Geschichten.

Dann bilden die Mitgehenden mit ihren Körpern die engen Gassen nach, durch die sich zwei von ihnen als Polizisten auf Verbrecherjagd tasten. Oder man hört, während man allein die Straße entlang läuft, vom Schicksal einst hier Lebender; von Liebesgeschichten – und immer wieder von Verfolgung, vom Abriss und von der Verdrängung all dessen, was hier nicht sein sollte, nie wieder entstehen soll.

Ein eindringlicher, vielschichtiger kollektiver Gang durch Gänge voller Gespenster ist das. Umfassend recherchiert und klug miteinander verzahnt sind all die Wege, die man da gemeinsam geht. Und mit noch blinzelnden, aber doch ganz anderen Augen schaut man danach auf eine Stadt, die all den belastenden Spuk der Vergangenheit so vehement hat vertreiben wollen. Und die Gespenster doch nicht loswird.

Sa, 24. 8., 16/18/19/20 Uhr, Gängeviertel, Valentinskamp 34. Die Audiowalks sind ausgebucht, möglicherweise werden einzelne Plätze frei

was tun in hamburg?

Eröffnung: Mi, 28. 8., 19.30 Uhr,
Monsun-Theater; bis Sa, 31. 8.

Gute Voraussetzungen

Unterschiedliche Fähigkeiten haben sie alle, Einschränkungen auch, vor allem aber einzigartige Körper und damit einzigartige Voraussetzungen, Kunst zu machen. In „mixed abled“-Gruppen – ungefähr heißt das: „gemischt befähigte Gruppen“ – arbeiten sie professionell zusammen: Künstler*innen mit und ohne Behinderungen.

Dass das, was dabei herauskommt, viel mehr ist als inklusive Soziokultur, möchte das Festival „Aussicht“ im Monsun-Theater ab Mittwoch zum dritten Mal beweisen. Neun Tanz- und Theaterstücke sind bis Samstag zu sehen, die deutlich machen sollen, wie die Diversität des theatralen Körpers und der künstlerische Umgang mit dem „anderen Körper“ Räume für ästhetische Grenzerfahrungen schafft, die alte Sehgewohnheiten und Vorstellungen des Performativen hinterfragen. Und zum Abschluss ist eine performative Botschaft zu sehen, die in Form eines Workshops mit allen teilnehmenden Künstlern während des Festivals entstanden ist. Das Programm findet sich unter: www.monsuntheater.de/programm/aussicht.html.

So, 25. 8., 16 Uhr, Halskestraße 72 Verdrängte Morde

Jahrzehntelang wurde über den Vorfall überhaupt nicht geredet, seit sechs Jahren wird der Opfer nun gedacht: In der Nacht vom 21. auf den 22. August 1980 verübten zwei Mitglieder der terroristischen Neonazigruppe „Deutsche Aktionsgruppe“ einen Brandanschlag auf eine Unterkunft für Geflüchtete in der Halskestraße in Billbrook. Die beiden jungen Vietnamesen Nguyễn Ngọc Châu und Đỗ Anh Lân starben bei dem Anschlag. Insgesamt waren 240 Menschen dort untergebracht. Am Sonntag, kurz nach dem Jahrestag der rassistischen Morde, wird ihrer am Tatort gedacht.

Bis 31. 10., Freelens-Galerie Mordserie im Bild

Auf den ersten Blick erscheinen viele der Bilder banal: ein Stellplatz auf einem Campingplatz, ein paar Garagentore, Aktenschränke, Plattenbauten. Aber schon zu Beginn der Ausstellung wird klar, was sie alle miteinander verbindet. Es sind Orte, Gebäude, Menschen, die in Verbindung stehen mit dem Kerntrio des NSU – Beate Zschäpe, Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt:

Erst der Kontext lässt erschrecken: Das Gelände des ehemaligen „Winzerclubs“ in Jena, in dem sich Uwe Mundlos und Beate Zschäpe kennenlernten
Foto: Paula Markert



Tatorte der Nagelbomben-Attentate in Köln etwa und der Campingplatz auf Fehmarn, wo sie ihre Sommerurlaube verbrachten. Die Fotos der Hamburgerin Paula Markert dokumentieren die Chronologie der NSU-Morde. Seit 2014 hat sie für ihre Serie „Eine Reise durch Deutschland. Die Mordserie des NSU“ fotografiert, seit Donnerstag ist die bedrückende Fotoserie in der Galerie des Fotojournalist*innen- und Fotograf*innen-Verbandes Freelens zu sehen. (matt)

Anzeige

BRÜSSE
FREIHEIT 36
SA 31.08. – 22 UHR
RETURN TO THE 80'S
DIE HITS DER 80ER
MIT DJ TOMKAY
WWW.GROSSEFREIHEIT36.DE

INZUKUNFT
MÖGLICHKEITSRÄUME
20.08 BIS 08.09 2019
FABRIK DER KÜNSTE HAMBURG
Kreuzbrook 10 | 12
20537 Hamburg
EINE AUSSTELLUNG MIT
Sabina Brassicae · Friedrich von Borries u.a.
Lucas Kuster · Christoph Mayer chm.
Peter Piller · realities:united · REFUNK
Karin Sander · Regina Schmeken
Pablo Wendel · 431art · u.a.m.
Mehr Informationen für Schulen und das ausführliche Programm unter www.in-zukunft.org

nachrichten

Hafen sauberer

Die rot-grüne Koalition will den Hafen sauberer machen. In einem Antrag an die Bürgerschaft wird die Reduzierung der Luftschadstoffe großer Schiffe gefordert, vor allem durch Landstromanschlüsse. Dazu gibt es ein koordiniertes Vorgehen von Hamburg und Europas größtem Hafen Rotterdam. Noch in dieser Legislaturperiode soll in Hamburg eine Konferenz mit den anderen großen Häfen Nordwesteuropas – Antwerpen, Bremerhaven, Wilhelmshaven und Le Havre – stattfinden. (taz)

Auskunft über „Feindeslisten“

Hamburger können jetzt erfragen, ob sie auf einer von Neonazis geführten „Feindesliste“ stehen. Noch Anfang August hatte der Senat das nicht für nötig gehalten. Das LKA hat jetzt ein Kontakttelefon (☎ 040-428 67 70 55) eingerichtet. Eine konkrete Gefährdung besteht nach Einschätzung der Behörden für die knapp 300 Hamburger jedoch nicht. (dpa)

bild der woche: pittiplatsch is back



Die Sandmännchen-Puppenfiguren „Schnatterinchen“ (l.), „Pittiplatsch“ (m.) und „Moppi“ (r.), aufgenommen am Set von „Pittiplatsch“ im Studio Hamburg. Da werden derzeit dreizehn neue „Pittiplatsch“-Folgen gedreht. Anlass ist der 60. Geburtstag von „Unser Sandmännchen“ am 22. November 2019. Es ist das erste Mal seit 1991, dass neue Folgen der Kinderserie entstehen. Ab dem 26. November sollen sie im Fernsehen zu sehen sein. Seinen ersten Auftritt hatte Pittiplatsch 1962 im DDR-Kinderfernsehen.

Foto: Daniel Reinhardt/dpa

Auf dem braven Weg zur Revolution

Die Bewegung „Extinction Rebellion“ blockiert für den Klimaschutz eine Kreuzung in Harburg. Dabei sollen sich vor allem alle wohlfühlen

Von **Jana Hemmersmeier**

Als die Fußgängerampel auf rot schaltet, sind gerade die letzten Banner ausgerollt. Mit bunten Shirts, Fahrrädern und Sprüchen wie „Systemwandel statt Klimawandel“ versperren etwa 25 AktivistInnen den AutofahrerInnen den Weg in den Feierabend.

„Extinction – Rebellion“ schreien sie, ihren Frage-Antwort-Schlachtruf. Dann stimmt Felix auf seiner Gitarre ein Lied an, zur Melodie des Volksliedes „Hejo, spann' den Wagen an“: „Wehrt euch / Leistet Widerstand / Gegen die Zerstörung hier im Land / Auf die Barrikaden / Auf die Barrikaden.“

Der Text klingt radikaler als die Aktion ist. Nur vier Minuten lang blockieren die Protestierenden am Mittwochabend die Schwarzburgstraße an der Kreuzung zum Harburger Ring. Sie gehören zur Bewegung „Extinction Rebellion“ (XR), die mit Aktionen wie dieser auf die Klimakrise aufmerksam machen will.

„Wir müssen die Leute in ihrem Alltag stören, um sie daraufzustößen“, sagt Lisa Bieber. Sie gehört zur Harburger Ortsgruppe und hat das heutige „Swarming“, Ausschwärmen, organisiert. Dabei sperren die Teilnehmenden immer wieder kurz die Straße – ein kleiner Denkmittel für alle, die warten müssen. Es geht vor allem um Aufmerksamkeit. „Wir sind der Alarm, dass etwas passieren muss“, sagt Lisa.

Treffpunkt für die Aktion war das Harburger Rathaus, wo im Sitzkreis Aufgaben verteilt wur-

den. Wer das Banner trägt, Flyer verteilt und die verbleibenden Minuten zählt: Die Aufgaben sind festgelegt, die Aktion ist genau organisiert. Lisa hatte mit etwa 15 UnterstützerInnen gerechnet, aber auch alle weiteren bekommen einen Job. Jeder Einzelne ist wichtig, auch das ist eine Botschaft.

„Banane“, ruft Aktivistin Anastasia von der Seite. Sie stoppt die Zeit, auf ihr Codewort halten ihre MitstreiterInnen das nächste Schild hoch: noch eine Minute. Danach ist die Störung für die AutofahrerInnen wieder vorbei, während der nächsten 25 Minuten wird der Verkehr normal weiterlaufen.

„Wir sind der Alarm, dass etwas passieren muss“

Lisa, Extinction Rebellion

Extinction Rebellion gründete sich im vergangenen Jahr in Großbritannien. Die Bewegung fordert, die Treibhaus-Emissionen bis 2025 auf Netto-Null zu senken und eine BürgerInnenversammlung einzurichten, die Maßnahmen dafür beschließen soll. Genauso basisdemokratisch ist die Bewegung organisiert. Hierarchien gibt es nicht, Entscheidungen treffen einzelne Ortsgruppen dezentral. Allein in Hamburg gibt es acht Untergruppen. Ihre Aktionen sind dadurch kleiner, aber häufiger, etwa ein- bis zweimal pro Woche.

Mal bemalen sie die Straße mit Kreide, mal stellen sie sich bei „Die Ins“ in der Innenstadt tot.

Neben der Kreuzung bilden die AktivistInnen einen Kreis – damit sich alle anschauen können, das ist ihnen wichtig. Nach jeder kurzen Blockade treffen sie sich zur Feedback-Runde. „Ich bin immer noch aufgeregt.“ – „Das ist ein gutes Gefühl.“ – „Mir hat es Spaß gemacht.“ – „Ich habe gemerkt, dass ich nicht allein da stand.“ Reihum dürfen alle erzählen, wie sie sich fühlen. Die nächste Sperrung beginnt in einer Viertelstunde. Bis dahin üben sie Liedtexte, hören sich gegenseitig zu.

„Das Friedliche hier hat mich angezogen“, sagt Petra. Sie ist zum ersten Mal dabei. „Ich glaube, dass wir schnell etwas tun müssen“, erklärt sie. In der Politik dauere es zu lange, stimmt ihr Christian zu. „In zehn Jahren wird vielleicht auch mal Glyphosat verboten, aber es muss jetzt etwas passieren.“

Es ist auch ein Austausch zwischen Generationen: Petra ist Mitte 50, einige ihrer MitstreiterInnen gehen noch zur Schule. Christian hat mit Extinction Rebellion schon die Deutzer Brücke in Köln blockiert, andere haben für den Hambacher Forst demonstriert. Viele sind jedoch zum ersten Mal dabei. Für Organisatorin Lisa ist es deshalb gut, dass die Gruppe klein ist. „So können wir für größere Aktionen üben, und mit mehr Leuten irgendwann eine ganze Kreuzung blockieren.“

Fünf Mal innerhalb von zwei Stunden sorgen die AktivistInnen heute für Stau. Sie laufen zwischen den wartenden Autos umher, verteilen Kekse und Flyer. „Ich finde das gut. Da warte ich gerne ein paar Minuten“, so die Stimmen derjeni-

gen, die ihre Fenster herunterfahren. Es ist leicht, sich mit diesen Menschen zu solidarisieren, die eigentlich ja gar nicht stören wollen.

Spätestens nach drei Minuten ertönt trotzdem das erste Hupen, weiter hinten wollen die Ersten rechts vorbeifahren oder wenden. Wer Flyer verteilt, muss zwischen den Fahrzeugen aufpassen. So richtig angespannt ist die Situation allerdings nie, schließlich verliert hier niemand mehr als vier Minuten. Sogar die Polizei vor Ort hilft, AutofahrerInnen zu beruhigen. Am Ende bedanken sich die Teilnehmenden bei den Beamten, die zum Schutz der Versammlung nach Harburg gekommen sind.

Ganz im Sinne des friedlichen Protests vermeidet Extinction Rebellion bei Aktionen in Hamburg bisher jegliche Konfrontation. Im Laufe der Veranstaltung bespricht sich Lisa mehrmals mit den PolizistInnen. Von Konflikten mit XR-AktivistInnen während der letzten Monate können die Beamten vor Ort nicht berichten, es verlaufe stets alles friedlich und in Absprache mit den Behörden.

Dabei steht die Bewegung trotz allem für zivilen Ungehorsam. In London hatten KlimaaktivistInnen bereits im April mehrere Brücken besetzt und die Stadt lahmgelegt, damals nahm die Polizei mehr als 300 Menschen fest. Für Anfang Oktober ist eine ganze Protestwoche angekündigt, in der unter anderem in Berlin, New York und Paris Straßen blockiert werden sollen. Friedlich und gewaltfrei sollen die Aktionen bleiben, das ist der wichtigste Grundsatz. Aber vielleicht klingt der Protest dann schon eher nach einer Rebellion als an diesem Abend in Harburg.

Kommentar von **Sven-Michael Veit** über die Hamburger Initiative für saubere Häfen

Weniger schmutzig ist noch nicht sauber

Das könnte tatsächlich so gehen. Die Initiative von Hamburg und Rotterdam, die Luft in ihren Häfen sauberer zu machen, ist der richtige Weg. Die Voraussetzung für einen Erfolg ist das Brechen mit altem Denken: Das bisherige Beharren auf dem Standort-Prinzip und der Widerstand gegen vermeintliche Wettbewerbsnachteile haben zum Stillstand geführt. Zu Lasten der Umwelt in den Häfen, zu Lasten der Gesundheit der AnwohnerInnen.

Es ist unbestreitbar, dass der Transport von Waren und Menschen auf Schiffen nachhaltiger werden muss. Das gilt für die Luxusliner mit dem Energieverbrauch einer Kleinstadt, das gilt ebenso für die Container-carrier des globalen Warenstroms.

Denn ein Großteil der weltweiten Transporte wird auch künftig über See abgewickelt werden, weil dieser

Weg pro Tonne Ladung der effizienteste und auch sauberste ist. Aber nicht sauber genug. Zwar ist die Seefahrt nur für gut drei Prozent der weltweiten CO₂-Emissionen verantwortlich, das aber kann nicht heißen, mit dem Finger auf andere Emittenten – Autos, Fabriken, Kraftwerke – zu zeigen.

Deshalb ist der Anspruch richtig, den Hamburger Hafen klimaneutral zu machen. Dazu müssen die Emissionen der Containerschiffe, Tanker oder Autotransporter während ihrer Liegezeit auf null reduziert werden. Dazu gehört aber selbstredend auch die klimaneutrale Umrüstung der Hafenfähren, der Schlepper, der Binnenschiffe.

Wenn Hamburg und Rotterdam sich jetzt darüber einig sind, den Ausstoß sämtlicher Luftschadstoffe zu reduzieren und letztlich vollständig zu unterlassen, ist

das ein starkes Signal an alle Häfen in Europa und weltweit. Auch das beabsichtigte koordinierte Vorgehen mit den anderen großen Häfen Nordwesteuropas ist folgerichtig und notwendig.

Und es ist auch das Signal, diesen unsinnigen Konkurrenzkampf um jede Stahlbox zu beenden. Ein bisschen mehr Ökonomie ist den ökologischen Suizid nicht wert.

Und doch kann dieser Schritt, den Hamburg und Rotterdam gemeinsam gehen wollen, nur ein Anfang sein. Denn er beschränkt sich auf die Häfen. Schiffe in Fahrt aber verpesten weiterhin Städte, Flüsse und Meere. Der Anspruch muss mithin sein, nicht Häfen, sondern die gesamte Schifffahrt klimaneutral zu machen. Nur so ist diesem Planeten noch zu helfen.

Aber: Jeder Weg beginnt mit einem ersten Schritt.

Anzeige

MUSEUM DER ARBEIT
KULTURFLOHMARKT
AM MUSEUM DER ARBEIT
SO, 25.08.2019
U/S-BAHNHOF BARMBEK
INFO: 040 - 27 02 766

VEDDEL FEST
31. AUG
+ 1. SEP 2019
WWW.VEDEL-FEST.DE

Steine mit Flügeln

Das Gerhard-Marcks-Haus präsentiert Werke der Hollweg-Preisträgerin Claudia Piepenbrock

Von Jan-Paul Koopmann

Sich annähern, die richtige Distanz finden und um Zugänge ringen: Worum es in der Kunst ja immer irgendwie geht, das hat Claudia Piepenbrock zum Programm erhoben. Da wären etwa diese Felsen, die keine sind. Drei gewaltige Brocken ruhen in Metallständern, die nicht so recht klären, ob sie nun vorm Umfallen schützen, festhalten oder die Objekte schlicht auf die richtige Höhe bringen sollen. Diese Felsen wirken sonderbar schwerelos, weil sie tatsächlich aus Pappmaché sind und weil der Raum an beiden Eingängen mit einem Drahtgitter begrenzt wurde, als könnten die Steine sonst wegfliegen. Vielleicht sperrt der Zaun aber auch das Publikum aus, oder er macht es im Gegenteil erst möglich, sich ausdrücklich zu nähern – oder wieder ganz was anderes. Claudia Piepenbrocks Kunst ist offen, bedeutsam wahrscheinlich gerade, weil sie die Irritation der Besucher*innen auf bemerkenswerte Weise mitdenkt.

Weit über die jeweiligen Skulpturen hinaus hat Piepenbrock die Nutzung des Museums ausgestaltet, vom Kunstwerk als Sitzmöbel bis zur Wirkung ihrer Arbeiten auf Licht und Akustik. 2016 hat Claudia Piepenbrock den Hollweg-Preis erhalten. Dass die damit verbundene Ausstellung nun im Gerhard-Marcks-Haus stattfindet, liegt daran, dass Direktor Arie Hartog sie noch aus der Jury dazu eingeladen hat. Weil sie ihn auf Anhieb überzeugt habe, sagt er, und weil Piepenbrock in der Praxis so ausdefiniert wie leichthändig durchspielt, was museale Debatten in der Theorie seit mindestens 40 Jahren umtreibt: Eben die Teilhabe der Betrachter*innen an der Installation. „Zustand in Zonen“ klärt das abstrakt, lässt aber keinen Zweifel an der gesellschaftlichen Relevanz solcher Fragen. Das zeigt eine Arbeit aus dem vergangenen Jahr, die Piepenbrock hier wieder integriert hat: „Trans“ besteht aus Neon-schrift in Aluminiumrahmen. „Grenze“ steht dort in lila leuchtenden Buchstaben, „Transit“ oder „Station“. Ursprünglich war diese Arbeit an der Glasfassade der Sparkasse hinter dem Hannoverschen Hauptbahnhof zu besichtigen. Wo hinter der Scheibe die Banker*innen sitzen und davor die Junkies: „Transparenz“ hat Piepenbrock wunderbar widersprüchlich auf die Scheibe geschrieben.

Ihre Wucht hat diese Arbeit vom sozialen Brennpunkt mitgebracht, als Eingriff in den Raum und Übergriff aufs Publikum funktioniert sie aber auch hier. Es ist schon erstaunlich, wie nah einem das kommt, ohne dabei je plumpe Provokation zu sein. Vielleicht liegt das auch daran, dass Piepenbrocks Widersprüche faktisch überhaupt keine sind, sondern sich eben nur reiben an Konventionen. Dass Piepenbrock so viel mit Schaumstoff arbeitet, liegt etwa nicht daran, wie sich damit so interessante Effekte aus Starrheit und Leichtigkeit erzielen lassen, sondern tatsächlich an den Materialeigenschaften. Weil Schaumstoff sich klemmen, dehnen und spannen lässt. Die Ausstellung spielt nicht, sondern arbeitet sich präzise ab am Material, an der Sprache und an behutsamen Grenzüberschreitungen zur Fotografie oder Soundinstallation. Und mit jedem Raum, beziehungsweise jeder Zone, verdichtet sich der Eindruck, dass es am Ende doch vor allem um einen selbst geht.

Bis 17. 11., Gerhard-Marcks-Haus

Eine Liebeserklärung im Verborgenen: Claus Haensels „Kopf und Hände“ von 1982
Bild: Claus Haensel/ Städtische Galerie



Kein Lachen, nirgends

Die Städtische Galerie zeigt mit „Haensel und Prinz – definitiv figürlich“ eine Retrospektive der 2013 verstorbenen Malerin Christine Prinz und Arbeiten ihres Partners Claus Haensel

Von Jens Fischer

Sie hat sich skizziert, gezeichnet, gemalt und übermalt – immer und immer wieder. Dabei hat Christine Prinz klassische Porträt- und Aktposen aus kunsthistorisch markanten Werken von Malern wie Ingres, Vermeer, Monet, de La Tour oder Van Delft selbstbestimmt nachgestellt. Hinter den faszinierend fremden, daher neugierig beäugten, häufig erotisch konnotierten, gleichzeitig verführerisch und verführerisch gemalten weiblichen Objekten suchte Prinz das weibliche Subjekt. Weil sie sich selbst als solches eingesetzt hat, ist sie Modell und Malerin, Beobachtende und Gestalterin in einem: Projektionsfläche und Kontrollinstanz ihres Blickes.

Und sie ging noch einen Schritt weiter, indem sie nicht nur die männlich dominante Malerperspektive enteignete, sondern auch Inszenierungen von Künstlerinnen für die Erforschung ihrer selbst nutzte. Prinz hat sich im Spiegel fotografiert, vor dem sie mit Perlenkette und Ringelblume das „Selbstbildnis als Halbakt mit Bernsteinkette II“ (1906) von Paula Modersohn-Becker für sich interpretierte. Nie ist der Ausgangspunkt, Kunstgeschichte neu zu schreiben oder besserwisserisch zu piesacken. Es geht darum, etwas über ihre Identitätssuche in dieser Welt zu erzählen.

2013 ist Christine Prinz verstorben, jetzt richtet ihr die Städtische Galerie eine kleine Retrospektive aus, in der die Vielfalt des Œuvres angedeutet und um Widmungen des Lebenspartners Claus Haensel ergänzt wird. Er macht derzeit ihren kompletten Nachlass in wichtigen Fotobänden im Eigenverlag sichtbar. „Haensel und Prinz – definitiv figürlich“ hat Kurator Ingmar Lähnemann seine Prinz-Schau auf extra grau bepinselten Galeriewänden betitelt. Was zum Widerspruch reizt.

Denn das 1984 aus dem uckermärkischen Schwedt nach Bremen umgesiedelte Paar hat sich mit neuwildem Malgesten aus der strengen DDR-Schule des sozialistischen Realismus befreit und an der Auflösung des Figürlichen gearbeitet, um so zur Kunst verdichten zu können, was unter dem Firnis der Zivildisziplin im Menschen schlummert. Über 40 Jahre haben beide konkurrenzfrei zusammen gearbeitet.

Prinz wurde 1944 als Christine Hilda Mauksch in Radebeul geboren, ließ sich zur Zahntechnikerin ausbilden, durfte dann aber an der Dresdner Hochschule für bildende Künste studieren und übernahm zum Identitätswandel den Nachnamen ihrer Großeltern: Prinz.

Die in dieser Schaffensphase entstandenen Konterfeis sind nun kreuz und quer an eine Galeriewand gelehnt – wie in einem Atelier. Meist schaut Prinz versonnen aus den Werken he-

raus und in sich hinein. Halb an- und halb abwesend scheint sie ihre Verletzlichkeit schützen und Verletztheit verbergen zu wollen.

Skeptizismus über die Ausdruck-Valeurs in jedem Pinselstrich: kein Lachen, nirgends. Häufig malte Prinz auch wie die verehrte Worpwederin Paula Modersohn-Becker in erdigen Farben ihre von kühler Trauer umflorten, versonnen fragen-

Christine Prinz ist als selbstbestimmtes weibliches Subjekt Modell, Malerin, Beobachtende und Gestalterin in einem

den Blicke: Wer bin ich? Was bin ich in dieser Welt? Welche Rolle spiele ich als Frau in der Gesellschaft? Einen stilistischen Wechsel zwischen den in der DDR und Bremen entstandenen Werken ist nicht zu entdecken.

Bereits früh experimentierte Prinz zunehmend mutiger an Selbstakten mit neoexpressionistischen Stilmitteln. Sie versuchte zu zeigen, „wie sich eine Frau für die Kunst ausziehen kann, ohne aufreizend frivol zu wirken, sondern ihrer Empfindung Ausdruck zu verleihen, sich nackt frei zu fühlen“, wie Haensel erklärt. Dabei überformt Prinz die malerische Gestaltung, setzt Linien mit feis-

ter Wucht, verwischt Konturen zu Farbtumulten und dekonstruiert den Körper in abstrakte Formulierungen hinein.

Eine weitere Werkgruppe ist ironisch weiblichen Idyllen gewidmet. Schönheitsideal angedeutete Antlitze und Körper werden entpersonalisiert, vervielfältigt und wie normierter Zierrat eingesetzt in kleinmädchenhaften Bilderwelten mit Rüschenornamenten mit rosa Akzentuierungen. All das kommt Harmonie illusionierend zum Einsatz und wird gleichzeitig gebrochen. Werke aus Prinz' letzten Lebensjahren beschließen die Schau: sanft schimmernde Flusslandschaftsbilder, aus denen die Menschen verschwunden sind.

Claus Haensel erweitert die Ausstellung mit Bildern von Prinz als Protagonistin. Gerade die seriellen Arbeiten überzeugen. Etwa eine Reihe von zunehmend verwischten, fehlbelichteten, verwackelten Porträts, also einer in Unschärfe verschwimmenden Christine Prinz.

Nach Fotografien von ihr kreierte Haensel auch Siebdrucke, Zeichnungen und Radierungen, die er teilweise mit grafischen Akzenten der Informel-Kunst schmuck überzog. So entstehen Bilder einer tief lotenden Suche, eines schemenhaften Findens oder eines schmerzvollen Verlierens eines Menschen. Liebeserklärungen, das sind sie allesamt.

Bis 20. 10., Städtische Galerie

was tun in bremen?

Sa, 24. 8., 10 Uhr, Kunsthalle Bremen Jugend in der Kunsthalle

Das eintägige „Youth For Art“-Festival bietet jugendlichen Künstler*innen eine Plattform, ihre Arbeiten vorzustellen. Und was für eine: Mit seiner aktuellen vierten Ausgabe zieht das Festival erstmals in die Kunsthalle. Von 10 bis 17 Uhr stellen hier bildende Künstler*innen ihre Werke aus, bevor es für das Abendprogramm weiter in die Räumlichkeiten der Vereinigten Evangelischen Gemeinde Bremen-Neustadt in der Kornstraße 31 geht. Dort finden bis in den späten Abend Poetry Slams und Konzerte statt. Ausgerichtet wird das Festival von der kirchlichen Jugendarbeit „Die Rote Zitadelle“.

Sa, 24. 8., 19.30 Uhr, Die Glocke und umzu Nachtmusiken à la carte

Sicher ist nur: Am Samstag eröffnet das Musikfest Bremen mit seiner traditionellen „Großen Nachtmusik“. Alles Weitere ist dann Ihre Sache: Aus 27 Konzerten an neun Spielstätten können Besucher*innen des Eröffnungsabends ihr eigenes Programm zusammenstellen. Vom Sinfonieorchester über Jazz-Solist*innen bis zum Chorgesang. Das Musikfest läuft im Anschluss (übrigens zum 30. Mal) bis zum 14. September und hat diesmal rund 1.100 Künstler*innen für fast 50 Veranstaltungen gewinnen können. Das vollständige Programm ist im Internet zu finden auf www.musikfest-bremen.de.

So, 25. 8., 17 Uhr, Theater Bremen und umzu Epidemische Musik

Musikalische Vielfalt eher finsterner Natur folgt dann am Sonntag unter dem Titel „Kanon V“. Für einen Abend haben sich diverse Vertreter*innen der Bremer Musikszene im Theater und dem öffentlichen Raum drumherum platziert, um gemeinsam an einem Ohrwurm zu arbeiten. Von einer „musikalischen Epidemie“ spricht Levin Handschau, der diese szenisch-installative Einrichtung nach Motiven von Horrorschriftsteller H. P. Lovecraft entwickelt hat und einen Sog fühlbar machen will, während sich die Einzelkonzerte Stück für Stück zum theatralem Gesamtwerk verdichten.

Ab Fr, 30. 8., 20 Uhr, Schwankhalle Geschichte der anderen?

Die Schwankhalle eröffnet ihre Spielzeit unter dem Motto „(K)eine Frage der Perspektive“ und rückt damit den Kampf gegen Rassismus und Diskriminierung ins Zentrum der kommenden Produktionen und Veranstaltungen. Den Anfang macht Magda Korsinskys Installation „Stricken“ aus zahlreiche Videointerviews mit afrodeutschen Frauen, deren Großmütter im Nationalsozialismus gelebt haben. Davon ausgehend wird das Programm in drei Strängen alltägliche Rassismen aufzeigen, deren historischen Wurzeln nachgehen und drittens auch linke Denkfallen thematisieren. (jpk)

Schnell passiert's laut Theater Bremen, „dass sich aus einem ideellen Schnupfen eine ideologisch-ungesunde Epidemie vermasst“ – klingt nicht gut. Wir beugen vor mit einem Sprung ins Bad bei 28 Grad und Sonne

www.taz.de, redaktion@taz-bremen.de, Tel. 960 260, Trägerdienst Tel. 36 71 66 77

sonnabend/sonntag, 24./25. august 2019 taz am wochenende

Vier Projekte mit dem „Ruder“ ausgezeichnet

Am Donnerstag wurde der diesjährige Kompetenzpreis der Landesmedienanstalt Bremen vergeben

Die Bremische Landesmedienanstalt hat am Donnerstagabend viermal den Medienkompetenzpreis „Das Ruder“ vergeben. Die Auszeichnung ging an vier Projekte zur frühkindlichen und spielerischen Auseinandersetzung mit Medien, Technik und Sport.

Ausschlaggebend waren die Kriterien Innovation, Nachhaltigkeit und die Einbindung aktueller Trends. Ausgezeichnet wurden Nils Ohldebusch, Konrektor der Grundschule an der Freiligrathstraße, die Stiftung „Aktion Hilfe für Kinder“, der Verein „Blickwechsel“ und die Medienpädagogin Tatjana Blaar.

Ohldebusch förderte Grundschulkindern von acht bis zehn Jahren beim Bau von Lego-Robotern, begründete die Medienanstalt ihre Entscheidung. Über eine App auf dem Computer-Tablet lernten die Kinder, ihren Roboter zu programmieren. Spielerisch setzten sich die SchülerInnen so mit Technik und Medien auseinander und entwickelten die Fähigkeit zu programmieren.

Die „Aktion Hilfe für Kinder“ bringt Kindern bei, andere Kinder und Jugendliche bei Sport und Krafttraining mit der Videokamera aufzunehmen und einen Film über die eigene Lebenswirklichkeit zu erstellen. Profis vermittelten dabei kindgerecht die notwendigen Fähigkeiten von der Kameraführung über den Schnitt bis hin zur Tonbearbeitung.

In dem Projekt „Erklär doch mal – Medien in der Kita leicht gemacht“ des Vereins „Blickwinkel“ produzierten Kita-Kinder Erklärmedien für die Erzieherinnen und andere Kinder. Dazu gehörten Fotocollagen, Videos und Podcasts.

„Jump 'n' run – analog 'n' digital“ heißt das Projekt der Medienpädagogin Tatjana Blaar. Kinder und Jugendliche zwischen zwölf und 16 Jahren entwickelten zunächst ein Computer-Hindernis-Spiel, das sie anschließend in einer Turnhalle nachstellen. Dabei, so die Medienanstalt würden erste Grundlagen von digitaler Spieleentwicklung gelegt und der Körper trainiert. (epd)

nachrichten

Gewoba kauft Vonovia-Wohnungen

Die Gewoba erhält mehr als 3,3 Millionen Euro Förderung, um von der Vonovia 224 Wohnungen in der Lüssumer Heide zu kaufen. Der Haushalts- und Finanzausschuss hat am Freitag die Mittel für das entsprechende Förderprogramm bewilligt. Dafür werden Miet- und Belegungsbindungen für 20 Jahre eingeräumt. Der Grünen-Fraktionsvorsitzende Björn Fecker sagte, nun könnten die MieterInnen künftig auf bezahlbare Mieten und intakte Wohnungen zählen. (taz)

Bahnhof Vegesack wird ab Montag überwacht

Am Montag werden am Vegesacker Bahnhofplatz neun Videokameras in Betrieb genommen. Die Aufnahmen werden in die neue Videoleitstelle im Polizeipräsidium in der Vahr zur Überwachung übertragen. Die Leitzentrale ist an 365 Tagen im Jahr rund um die Uhr besetzt. (taz)

Anzeige

Kirsten Kappert-Gonther (MdB)

lädt ein zum

Grünen Salon

zum Thema Pränataldiagnostik

29.8.2019, 18.00 - 20.00 Uhr
im NOON/Foyer Kleines Haus

Weitere Infos: www.kappertgonther.de



Der neue SPD-Fraktionsvorsitzende Mustafa Güngör Foto: Kay Michalak/fotoetage

„Emotionen sind doch etwas Schönes“

Seit Montag ist Mustafa Güngör Chef der SPD-Fraktion. In der taz erläutert er, wie er das Vertrauen in den Stadtteilen zurückgewinnen will und warum er den Vorwurf, AKP-nah zu sein, für unfair hält

Interview Benno Schirrmeister

taz: Herr Güngör, wie wollen Sie die gesplante Fraktion wieder zusammenführen?

Mustafa Güngör: Wir haben keine gesplante Fraktion.

Ihr Wahlergebnis von 11 gegen 12 klingt danach.

Wenn sich eine Fraktion bei zwei geeigneten Kandidaten für ein Amt, mit der denkbar knappsten Mehrheit für einen von beiden ausspricht besagt das nur: Beide hätten es machen können, jeweils mit eigenen Akzenten vielleicht, aber beide mit dem klaren Auftrag, in den Stadtteilen das Vertrauen zurückzugewinnen und den Rechtsruck in dieser Gesellschaft zu bekämpfen.

Als Bildungspolitiker ist Ihnen wichtig, integrativ zu wirken ...?

Man muss in der Politik immer integrativ wirken. Es geht meistens um das Zusammenführen verschiedener Interessen – neben der eigenen, sozialdemokratischen Programmatik. Alle Stadtteile und Quartiere haben unterschiedliche Bedürfnisse – und ich will, dass wir eine klar quartiersbezogene Politik machen. Da kann ich als integrierter Bürger vielleicht schon meinen Teil zu beitragen, bestimmt auch als Bildungspolitiker – aber in erster Linie als Sozialdemokrat. Wer, wenn nicht wir, sollte für den Zusammenhalt der Gesellschaft stehen?

Als Sie 2016 forderten, dass Privatschulen Kinder von Geflüchteten nicht aufnehmen sollten, hatte das nicht für Eintracht gesorgt ...!

Das war damals eine Position, auf die wir uns bei einer Fraktionsklausur geeinigt hatten. Ich habe das als Bildungspolitiker in der Öffentlichkeit so vertreten. Persönlich habe ich keine Probleme mit Privatschulen: Ich würde mein Kind zwar dort nicht hinschicken, aber dass beispielsweise die kirchlichen Schulen auch ihren Beitrag zur Integration leisten und Flüchtlingskinder aufnehmen, das finde ich gut und richtig. In dieser Diskussion war

damals eine Emotionalität drin, die möglicherweise auch andere Gründe hatte.

War die geschürt?

Das weiß ich nicht. Sie stand in keinem Verhältnis zu der Handvoll Fälle, um die es da tatsächlich ging. Es waren im Ganzen zehn oder zwölf Kinder von Geflüchteten, die am Ende bei einer Privatschule in einen Vorkurs aufgenommen werden sollten.

Emotional wird auch auf Ihre Wahl zum Fraktionschef reagiert. Wie bewerten Sie das?

Emotionen sind doch etwas Schönes! Ich habe sehr viele Glückwünsche und Gratulationen bekommen, Facebook-, Twitter-, Whatsapp- und Direktnachrichten.

Es gab auch Parteiaustritte.

Ah, diese Emotionen meinen Sie: Die Parteiaustritte bedauern ich, kann sie aber auch nicht nachvollziehen. Wenn es persönliche Kritik an mir gibt, bin ich schon immer ein Mensch gewesen, der das im direkten Gespräch versucht zu klären. Das persönliche und politische Gespräch ist die Form, die erwachsene und demokratisch sozialisierte Menschen suchen sollten, um Konflikte auszutragen.

Ist das eine jener Ablehnungserfahrungen, die viele Menschen mit Migrationshintergrund oft machen?

Auch wenn mir gegenüber in der Öffentlichkeit beleglose, heftige und mich kränkende Vorwürfe gemacht worden sind: Ich will diesen Menschen nicht zu nahe treten, indem ich ihre Beweggründe interpretiere.

Die benennen als Grund eine AKP-Nähe, die Sie bestreiten ...?

Ja.

Gleichzeitig haben Sie Nähe selbst hergestellt, indem Sie im Februar ein Foto von sich mit AKP-Mann Mustafa Şentop getwittert haben. Warum?

Ein Foto mit einem Politiker stellt doch noch keine Nähe zu seiner Partei her. Ich habe mich bei meinem Besuch im türkischen Nationalparlament mit dem stellvertretenden Vorsitzenden unserer Schwesterpartei, der CHP getroffen. Und mit dem habe ich die gleichen Dinge

besprochen wie mit dem damaligen Vizepräsidenten des Nationalparlaments, Mustafa Şentop, ... dem Architekten der diktatorischen türkischen Verfassung: Bloß warum twittern Sie das?

Ich habe ihn nicht in dieser Rolle besucht, sondern weil er Vizepräsident des türkischen Nationalparlaments war. Das hat sich so ergeben.

Und warum twittern Sie es?

Wenn es diesen Tweet nicht gegeben hätte, hätte das Gespräch ja trotzdem stattgefunden. Vielleicht wäre es interessanter, über den Gesprächsinhalt etwas zu erfahren. Der Vorwurf, den ich mir persönlich mache, ist, dass ich mich im Kommentar zu den beiden Bildern nur für das Gespräch und das offene Ohr bei beiden bedankt habe, und nichts über den Inhalt geschrieben habe: Das Thema, wie mit pflegebedürftigen Migrantinnen der ersten Generation zu verfahren ist, ist mir sehr wichtig.

So ein Foto wirkt in den Wahlkampf hinein.

Nein, das hatte nichts mit dem Bremer Wahlkampf zu tun. Was soll das denn bringen, wenn ich mich mit unserer Schwesterpartei und anschließend mit dem Parlamentsvizepräsidenten treffe? Das müssen Sie mir erst einmal erklären.

Grundsätzlich symbolisiert es Nähe.

Der CHP und AKP zusammen? Also wie mir das im Wahlkampf hätte helfen sollen, verstehe ich nicht. Ganz deutlich: Ich teile weder die Positionen der AKP noch bin ich Sympathisant, geschweige denn Erdoğan-Anhänger. Ich bin überzeugter Sozialdemokrat.

Das Twitterbild wäre keine Botschaft?

Gestern hat sich der Bürgermeister mit dem chinesischen Konsul getroffen. Ich hoffe, da ist jetzt keine politische Nähe zur Politik in China abzuleiten. Nein, ich will das nicht ironisieren, ich will auch nicht zynisch sein. Aber ich finde es unfair, dass es statt um einen Gesprächsinhalt immer nur um ein Foto geht – und zwar nur

um eins von zwei Bildern.

Wo ist aus Ihrer Sicht der Platz des Vorsitzenden einer SPD-Fraktion, wenn demokratisch gewählte Abgeordnete verhaftet werden?

Da braucht man nicht mal Fraktionsvorsitzender zu sein. Das ist eine Frage der Sozialisation und der politischen Haltung. Gewählte Abgeordnete gehören ins Parlament – und die Meinungsfreiheit ist ein hohes Gut.

Dann ist ihre Verhaftung, wie im Fall der HDP-Abgeordneten 2016, ein Anschlag auf die Demokratie?

Ja. Das ist ein Anschlag auf die Demokratie. Selbstverständlich. Das haben wir in einem gemeinsamen Antrag mit CDU und Grünen seinerzeit ja auch verurteilt.

Aber Sie haben damals doch genau diesen Satz bekämpft?

Gucken Sie sich den Antrag an. Er ist ein eindeutig formuliert.

Dann erinnern sich die damaligen Abgeordneten falsch?

Das müssen Sie mit denen klären. Das will ich nicht beurteilen. Aber ich stehe zu dem Antrag, so wie er dann von der Bürgerschaft auch mit meiner Stimme beschlossen wurde. Es gab ursprünglich einen Antrag der Linksfraktion, den die FDP mittragen wollte. SPD, Grüne und die CDU fanden: Wir finden uns da nicht vollständig wieder. Dann gab es einen Änderungsantrag – und der hat dazu geführt, dass sich drei große Parteien hinter den Text stellen konnten, der die Politik der Türkei klar verurteilt hat. Und nicht zwei kleinere Parteien. Schöner hätte ich es gefunden, wenn wir, wie beim Bildungskonsens, auch die Linke dabei gehabt hätten. Und sogar fast die FDP.

Mustafa Güngör, 41, ist Politologe und selbstständiger IT-Kaufmann, er wurde Montag zum Vorsitzenden der SPD-Fraktion gewählt, deren bildungspolitischer Sprecher er seit 2007 ist. Er ist Vorsitzender des SPD-Ortsvereins Osterholz und war von 2006 bis 2008 Juso-Chef in Bremen Stadt.



Anlaufstelle für „die letzten ohne Internet-erfahrung“: das wöchentliche „Café Paul“ in Hamburg-Schnelsen
Foto: Netzwerk Gesund Aktiv

„Paul“ soll es richten

Das Hamburger Projekt „Netzwerk Gesund Aktiv“ stattet Senior*innen mit Tablets aus. Die Geräte sollen ihnen durch den Alltag helfen – und ihnen so ein längeres selbstständiges Leben ermöglichen. Die Techniker-Krankenkasse und die Pflegeeinrichtung Albertinenhaus koordinieren das Projekt, Geld kommt aber auch vom Bund. Der demografische Wandel und der Mangel an Pflegekräften sorgen für anhaltenden Bedarf an solchen Angeboten

Von Inga Kemper

Ein Alltag ohne Smartphone – für viele Menschen ist das nicht mehr denkbar. Und längst nicht mehr nur für junge Hüpfen, äh, Hipster: Tablets sind auch ein Thema für die Generation Ü70. Oder sollen eines werden: Die Idee kommt aus der Politik, aber auch von den Krankenkassen – beide sind interessiert an kostengünstigen Pflegekonzepten für eine alternde Gesellschaft. Möglichst lange unabhängig bleiben – dank großem Bildschirm und leichter Bedienung?

Rund 900 Senior*innen aus dem Hamburger Bezirk Eimsbüttel probieren es aus: Sie nehmen derzeit an der Testphase des Projekts „Netzwerk Gesund Aktiv“ teil; 400 von ihnen bekamen ein eigenes Tablet gestellt, darauf ist ein spezielles Betriebssystem namens „Paul“ installiert – der Name leitet sich ab von der Aufgabe: „persönlicher Assistent für unterstützendes Leben“. Von der Videosprechstunde beim Arzt bis zum digitalen Trinktagebuch begleitet „Paul“ die Menschen durch den Alltag. Auch für sie relevante Dienstleistungen, etwa „Essen auf Rädern“ sollen per Touchpad kontaktiert werden.

Für Unterhaltung und Vernetzung sorgt ein digitales schwarzes Brett: Dort finden die

User*innen etwa Lesungen, Fitnesskurse oder Spielabende in ihrer Nähe.

8,9 Millionen werden dafür in die Hand genommen, vom Bund und den gesetzlichen Krankenkassen. Laut dem Statistischen Bundesamt wird schon in wenigen Jahren eine*r von drei Deutschen älter als 60 Jahre sein. Weil zudem ja die Lebenserwartung steigt, müssen Konzepte her, die unseren Lebensabend regeln. Schon jetzt fehlen aber Pflegekräfte, laut der Gewerkschaft Ver.di sind es bundesweit 30.000. Insbesondere Menschen, die noch allein leben können, soll ein Projekt wie „Paul“ erreichen.

Damit sich digitale Einsteiger*innen mit der Technik zurechtfinden, wird das Menü individuell eingerichtet. Zentrale Anlaufstelle für Fragen ist das Albertinenhaus in Hamburg-Schnelsen: In dieser „Einrichtung für Altersmedizin“ findet auch das wöchentliche „Café Paul“ statt. Es bietet den Senior*innen die Möglichkeit sich auszutauschen – und Hilfestellung im Umgang mit den Tablets zu bekommen. „Einige kommen mit sehr viel Vorwissen, andere hatten vorher keinerlei Erfahrungen mit Computern“, sagt Gesundheitsökonomin Kirsten Sommer, die das Projekt begleitet und das

„Café Paul“ mit aufgebaut hat. Die jetzt Mitmachen seien „die letzte Generation ohne Internet-erfahrung“, sagt sie: „In zehn Jahren werden selbst die über 80-jährigen Vorwissen mitbringen.“

Rose Laarmann ist 81 und „Paul“-Teilnehmerin. Sie kommt ins Café, um Kontakte zu knüpfen: Sie lebt allein, die Familie weit entfernt. Noch im Berufsleben hat sie selbst Erfahrung mit Computern gesammelt und braucht daher keine Hilfe. Laarmann bloggt sogar selbst. „Auf den Bildschirm gucken alleine reicht nicht“, sagt sie. „Man muss immer noch rausgehen.“ Ihr Lieblingsstool auf dem Tablet? Das Trinktagebuch: „Ich tippe einfach auf die Menge, die ich getrunken habe und das Tablet rechnet es zusammen.“ So habe sie einen besseren Überblick.

Mittlerweile sei das Café zu einem richtigen Treffpunkt geworden: „Beim letzten Workshop waren 50 Menschen da“, sagt Laarmann. Dann sitzen die Senior*innen an Tischen, auf denen Kaffeetassen stehen und halten die Tablets in der Hand. Laarmann sagt, sie könnte auch ohne Tablet noch alleine leben: im Kopf fit und auch sonst noch gesund – bis auf ihre müden Beine. Aber sie denkt über die Zukunft nach: „Ich sehe mich nach betreutem Wohnen um.“

Aber auch für Menschen bis Pflegestufe 3 soll das Tablet als Begleiter dienen. Der automatische Wohnungsnotruf etwa kann beigebracht bekommen, den Johanniter-Rettungsdienst zu verständigen, sollte sich die Nutzer*in nicht mehr bewegen. Dafür müssen allerdings Bewegungsmelder installiert werden, in jedem Zimmer. Diese Sensoren „lernen“ dann den Tagesablauf der Bewohner*in – und können bei Auffälligkeiten Alarm schlagen.

Für Verwandte gibt es auch die Möglichkeit, per Smartphone zu checken, ob die ältere Person etwa schon aufgestanden ist oder genug trinkt. Dafür müssen die Teilnehmer*innen selbstverständlich ihr Einverständnis geben. In der Praxis passiert solche Kontrolle aus der Ferne bisher noch kaum. „Es geht vor allem darum, das Tablet als Kommunikationsmittel zu nutzen, um länger fit zu bleiben“, sagt Sommer.

Ob ein Tablet gegen die Einsamkeit im Alter hilft, wird sich nächstes Jahr zeigen, wenn Bielefelder Gesundheitswissenschaftler*innen das Projekt ausgewertet haben. Für Norbert Proske von Ver.di kann die Digitalisierung die Pflege zwar erleichtern, doch ersetzen könne sie eine Fachkraft eben nicht.

Daddeln hält beweglich

Eine spezielle Spielekonsole soll die Fitness älterer Menschen erhalten helfen. Ein Modellversuch in Berlin und Hamburg stimmt die Verantwortlichen zuversichtlich

Körperliche und geistige Fitness kennen keine Altersgrenze, im Gegenteil. Die Spielekonsole „Memore Box“ soll dazu beitragen, der körperlichen und geistigen Fitness von Seniorinnen und Senioren auf die Sprünge zu helfen: Die therapeutischen Videospiele sollen den Alltag in stationären Pflegeeinrichtungen bereichern und die Lebensqualität der Bewohnerinnen und Bewohner steigern.

Nachdem die Barmer-Krankenkasse den Einsatz der Memore Box in einem Modellprojekt in Berliner und Hamburger Pflegeeinrichtungen erprobt und einer wissenschaftlichen Begleitung unterzogen hatte, wurde das Projekt im März dieses Jahres auf zunächst 100 Pflegeeinrichtungen im ganzen Bundesgebiet ausgeweitet.

„Die Untersuchung zeigte, dass die Spiele eine präventive und gesundheitsförderliche Wirksamkeit erzielen konnten“, sagt Bernd Hillebrandt, Landesgeschäftsführer der Barmer für Schleswig-Holstein, wo nun erst mal fünf Einrichtungen mitmachen, darunter das Domicil-Seniorenzentrum Kirchenallee in Kiel. So seien die Stand- und Gangsicherheit der Teilnehmenden gestärkt worden, Motorik-, Ausdauer und Koordinationsfähigkeiten hätten sich verbessert. „Und durch die gemeinsamen Aktivitäten konnten die sozialen Bindungen und die Kommunikation untereinander gestärkt werden“,

so Hillebrandt. Videospiele im Altersheim – das sei kein Widerspruch: „Menschen haben einen natürlichen Spieltrieb, in jedem Alter. Eine gute Voraussetzung auch für digitale Projekte.“

Die Spiele werden über Körperbewegungen gesteuert, die von einer Spezialkamera aufgenommen werden. So kann im Stehen oder Sitzen gespielt werden – auch im Rollstuhl. Entwickelt hat die Memore Box das Hamburger Unternehmen Retro Brain R & D.

Den „Gründungsimpuls“ für die Firma beschreibt Gründer Manouchehr Shamsrizi so: Man habe Seniorinnen und Senioren in die Lage versetzen wollen, gemeinsam Spaß zu haben, und sich dabei noch gesund zu halten. „Dazu verbinden wir modernste Technologie mit praktischem Erfahrungswissen und dem Stand der Forschung aller relevanten Disziplinen.“

Die Humboldt-Universität zu Berlin, die seit 2016 die präventiven und gesundheitlichen Aspekte des Videospieles für Seniorinnen und Senioren in Berlin und Hamburg auswertet, wird auch das bundesweite Präventionsangebot der zweiten Phase wissenschaftlich begleiten.

„Mit dem Ausbau des Projektes möchten wir dieses innovative Angebot im Pflegealltag weiter testen, um die Lebensqualität aller Beteiligten gesundheitsförderlich zu gestalten“, so Barmer-Landeschef Hillebrandt. (taz)

fit und fertig

Bewegung zwischen den Meeren

„Gesund & bewegt in Schleswig-Holstein“: So ist der bereits dritte Aktivtag überschrieben, den der Landessportverband Schleswig-Holstein zusammen mit den Seniorsportbeauftragten der Kreissportverbände ausgerichtet. Die beteiligten Vereine bieten ein vielfältiges Programm.

Sa, 21. 9., Programm und Informationen: www.lsv-sh.de

Ältere Menschen rauchen stärker

Auch eine Form von Aktivität? Immer mehr ältere Menschen rauchen exzessiv, das hat die Kaufmännische Krankenkasse (KKH) herausgefunden. Zwar sinke auch bei den Älteren die Zahl der Alltagsraucher, nicht jedoch die der Starkraucher. So wurden im Jahr 2017 rund 50.000 Versicherte im Alter von 55 bis 79 Jahren wegen Tabakabhängigkeit, Entzugserscheinungen, eines akuten Tabakrausches oder psychischer Probleme aufgrund von Tabak ärztlich behandelt – 130 Prozent mehr als im Jahr 2007. Die Gründe seien vielfältig, hieß es. Zum einen seien diese Menschen in einer Zeit aufgewachsen, in der das Rauchen als selbstverständlich galt. Zum anderen lebten aber viele Senioren auch einsam. Die Zigarette diene dann häufig als Mittel zur Kommunikation, um mit Gleichgesinnten in Kontakt zu kommen. Wer noch im Berufsleben stehe, nutze das Rauchen zum Stressabbau. (epd/taz)

Neues lernen im eigenen Tempo

Gezielt an Menschen über 60 Jahre richten sich viele Kurs- und Mitmachangebote der AWO. Die Themenfelder reichen von Sprachen & Länder über Kultur & Kreatives bis hin zu Gesundheit & Fitness. Die Teilnehmer*innen lernen mit Gleichaltrigen Menschen. Eingesetzt werden ausschließlich qualifizierte Dozent*innen. Interessierte können jeden Kurs eine Stunde lang kostenlos testen, um zu entscheiden, ob sie teilnehmen möchten. Beratung gibt es, gern auch telefonisch, von Montag bis Donnerstag zwischen 10 und 15 Uhr.

AWO Landesverband Hamburg e. V., Bildung und Begegnung 60+, Schillerstraße 47-49; ☎ 040/391 06 36, aktiv@awo-hamburg.de, www.aktiv-in-hh.de

Zukunft der Altenpflege

Wie wird die Pflege der Zukunft aussehen? Welche Innovationen werden wichtig sein? Wie wird sich der Pflegeberuf entwickeln? Anlässlich des 400-jährigen Firmenjubiläums in diesem Jahr will der Hamburger Träger Pflegen & Wohnen einen Blick in die Zukunft wagen – unter dem Motto „pflege2040.hamburg“. An Hand von vier Fragen – etwa: „Pflegen mich in Zukunft nur noch Roboter?“ oder „Chattet meine Oma in Zukunft mit ihrem Apotheker?“ – blickt das Projekt auf künftige Versorgungsformen, digitale Möglichkeiten und den Wandel im Berufsbild. Die Antworten sollen zum Nachdenken anregen – und zum Debattieren. Infos auf www.pflege2040.hamburg

Rat bei Seelenleid

Es muss nicht immer Depression sein: Die Zahl der Krankschreibungen wegen psychischer Probleme hat sich in den vergangenen 20 Jahren mehr als verdreifacht. Bei schwerwiegenden Problemen kann eine Psychotherapie helfen, aber auch bei Konflikten, Leistungsstörungen oder in Lebenskrisen. Orientierung will ein Ratgeber der Verbraucherzentrale bieten: „Psychotherapie. Chancen erkennen und mitgestalten“ vom Bonner Psychotherapeuten Ralf Dohrenbusch bietet alle wichtigen Grundlagen: Wie funktionieren die unterschiedlichen Methoden? Wer sollte sie in Anspruch nehmen – und wer zahlt? Das 184-Seiten-Buch ist für 19,90 Euro in Verbraucherzentralen erhältlich. Es kann unter www.ratgeber-verbraucherzentrale.de/gesundheitspflege/psychotherapie-35885871 online bestellt oder als E-Book (15,99 Euro) heruntergeladen werden.



Foto: privat
Matthias Soyka, 61, ist Arzt und Autor (zuletzt: „Dein Rückenretter bist du selbst“, Ellert & Richter 2019, 14,95 Euro). Er ist verheiratet und lebt in Hamburg-Bergedorf.



Jetzt nichts Falsches füttern: Suchbegriffe zum Thema „Krankheit“
Foto: Patrick Pleul/dpa

Digitales Halbwissen

Na, auch Cyberchonder*in? So nennen Fachleute Menschen, die sich im Internet über vermeintlich

Von **Yasemin Fusco**

Es klingt doch geradezu verlockend: Auf dem eigenen Sofa sitzen, statt im vollen Wartezimmer, keine Scheu wegen vielleicht „dummer“ Fragen, und obendrein sind die allermeisten medizinischen Informationen online kostenlos. Bloß: Wer im Internet nach Krankheitssymptomen sucht – oder dem, was er oder sie an Symptomen festgestellt haben will –, landet ziemlich oft bei völlig falschen Diagnosen: Der Kopfschmerz am Morgen kann – nach der Konsultation von „Dr. Google“ – ja nur ein Hirntumor sein, oder? Dann bricht Panik aus bei manchen, die ihre eigenen Rechercheergebnisse für glaubwürdiger halten als das, was die Ärzt*in sagt.

Solche Menschen nennt man „Cyberchonder“, eine leicht modisch klingende Wortneuschöpfung aus Cyber – vergleiche Cyberspace – und Hypochonder.

Wissenschaftler*innen, die sich ernsthaft mit dem Thema beschäftigen, sprechen stattdessen von „internetassoziierten Gesundheitsängsten“.

Problem für Praktiker*innen

Dass diese Ängste in der Praxis ein echtes Problem sein können, das hat eine Befragung von insgesamt 844 Allgemeinmedizinern und Allgemeinmedizinerinnen in Hessen ergeben, durchgeführt vom Zentrum für Allgemeinmedizin und Geriatrie des Universitätsklinikums Mainz und dem wissenschaftlichen Mitarbeiter Julian Wangler. Demnach sehen die Mediziner*innen vor allem die negativen Auswirkungen der Online-Selbstinformation, und beinahe jede*r fünfte Befragte – 18 Prozent – hat schon erlebt, dass „ausgeuferte Internetrecherchen“ sogar zum Abbruch eines Betreuungsverhältnisses führten.

„Ein zweischneidiges Schwert“ nennt Wangler solche Recherchen. Demnach stellten die befragten Mediziner*innen fest, dass ihre Patient*innen echtes Wissen gesammelt und möglicherweise auf einem bestimmten Gebiet ihren Kenntnisstand erweitert hätten – aber: „Gleichzeitig steigt mit zunehmender ausufernder Recherche die Gefahr, dass es sich um gefährliches Halbwissen handelt.“ Die Patient*innen gerieten etwa an unseriöse Seiten oder ließen sich zu voreiligen Schlussfolgerungen verleiten – bis hin zur „Diagnose“, an einer tödlichen Erkrankung zu leiden.

Apropos Teufelskreis: Wer erst mal angefangen hat, seine Symptome zu ergoogeln, aber nicht in der Lage ist, seriöse Informationen von weniger seriösen zu unterscheiden, von falschen Heilversprechen oder schlichten Lügen: Der oder die füttert die Suchmaschine und ihre Algorithmen so, dass die einen

dann auch bei kommenden Such-Sessions wieder auf unseriöse Seiten lenkt.

In der Befragung sehen fast drei Viertel der Mediziner*innen – 73 Prozent – das Aufkommen internetassoziiertes Gesundheitsängste als zunehmendes Problem für eine ohnehin schon angespannten Versorgung. Eine Folgerung der Studienautoren: Die ja kaum mehr aus der Welt zu schaffende Online-Informationssuche solle im Gespräch in der Praxis wenigstens „aktiv“ thematisiert werden, um „möglichen negativen Auswirkungen“ auf das Verhältnis zwischen Ärzt*in und Patient*in vorzubeugen. Auch die Anamnese, also die Erhebung einer Krankenvorgeschichte, solle um die „Dimension der Online-Informationssuche“ erweitert werden.

Die meisten Patient*innen recherchieren laut der Befragung bestimmte Krankheitsbilder (91 Prozent) oder spezielle Symp-

„Gelassenheit ist ein Heilmittel“

Matthias Soyka ist Orthopäde und Sportmediziner in Hamburg und kennt die Ängste seiner Patient*innen. Um ihnen Mut zu machen, veröffentlicht er Bücher – und demnächst auch Selbsthilfe-Youtube-Videos

Interview **Yasemin Fusco**

taz: **Herr Soyka, Sie veröffentlichen bald ihr erstes Youtube-Video. Worum geht es darin?**

Matthias Soyka: Ich werde alle zwei Wochen ein Video veröffentlichen, in dem ich eigene Übungen für den Rücken vorführe und gute Hausmittel empfehle. Es soll unterhaltsam sein und Mut machen; weg von der von Angst dominierten Sicht auf Krankheiten. Sie werden heutzutage emotional aufgebauscht.

Es sollen bewusst gelassene Informationen sein, denn Gelassenheit ist ein Heilmittel.

Medizin im Netz, geht das einfach so oder gibt es da Dinge zu beachten?

Viel Rechtliches. Es gibt ja viele professionelle und mafiose Abmahnvereine. Wehe, wenn man nur einen Formfehler begeht. Um das auszuschließen, habe ich mich mit meinem Anwalt und der Ärztekammer

ausgetauscht. Ich werde auch keine Produktempfehlungen machen, das war mir wichtig. Die Planung ist durch, wir können Ende August das erste Video veröffentlichen.

Wollen Sie so auch etwas tun gegen Fake News und schlecht moderierte Diskussionsforen zu Gesundheitsthemen?

Ja, das ist mein Hauptanliegen: Gruppen können sich selbst hochschrauben. Die derzeitige Situation im Internet

kann man gut mit einem Wartezimmer vergleichen: Ein einziger Panikpatient kann das ganze Wartezimmer mit seinen Symptomen verrückt machen und zu Tode ängstigen. Genau das passiert jetzt im Internet. Da treffen sich die Leute, die mit ihrer Angst andere anstecken und damit Panikwellen auslösen.

Welche Art von Falschinformation ist besonders hartnäckig in Ihrem Beruf?

Vor 20 Jahren war es unter



taz nord | Stresemannstraße 23 | 22769 Hamburg | briefe@taz-nord.de | www.taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von Leserbriefen vor.
Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

wochenschnack

Wenn das Jugendamt wacht

Im Ballungsraum Hannover fehlen Pflegeeltern. Aber ist es überhaupt gut, wenn Kinder aus ihren Familien genommen werden?

Fehlt in Deutschland

In den Niederlanden gibt es eine „Schutzaufsicht“, in Fällen von Vernachlässigung behalten Eltern das Sorgerecht und die Kinder, aber Familienhelfer gehen in die Familien, leben dort auch in der intensiven Betreuungphase Tag und Nacht mit. Sie beschützen die Kinder, helfen Eltern oder Alleinerziehenden bei Überforderung, ihren Auftrag wahrzunehmen, und erkennen vor Ort am besten, ob die Kinder aus den Familien heraus genommen werden müssen oder nicht. So etwas fehlt komplett in Deutschland. *Nina Janovich, taz.de*

ung überlassen. Trennung der Kinder von ihren Eltern bedeutet in der Regel eine Traumatisierung auf beiden Seiten und könnte bei Unsicherheiten des Jugendamtes durch eine entsprechende „Schutzaufsicht“ (klingt leider nicht so toll) sicher in vielen Fällen verhindert werden.

Wäre natürlich teurer als ein paar Stunden sozialpädagogische Familienhilfe. Aber sicher nicht teurer als jahrelanger Aufenthalt in öffentlicher Erziehung.

Ganz zu schweigen davon, was es für eine Kind und seine Entwicklung bedeutet, als Pflege- oder Heimkind aufzuwachsen ... *Clara O815, taz.de*



Je ärmer die Familie, desto häufiger werden Kinder zu Pflegeeltern gegeben Foto:dpa

sorgen. Das Grundgesetz hat den Eltern die primäre Entscheidungszuständigkeit bezüglich der Förderung ihrer Kinder zugewiesen. Dabei wird auch in Kauf genommen, dass Kinder durch Entscheidungen der Eltern wirkliche oder vermeintliche Nachteile erleiden“ (vgl. BVerfGE 60, 79; BVerfGK 13, 119). *Boris Mai, taz.de*

Überzogene Überschrift

Ich arbeite in einem Hamburger Jugendamt und empfinde die Überschrift als überzogen. „Überfertig“ werden da wohl eher selten Kinder in Obhut genommen, im Gegenteil. Bei uns steigt massiv der Druck, lieber in kostengünstige und unverbindliche Hilfen im Stadtteil zu verweisen, statt teure Einzelfallhilfen anzubieten. Im Ergebnis kommen die meisten Familien nie in den Stadtteilangeboten an, die Situation verschlimmert sich und dann muss das Kind doch irgendwann rausgenommen werden. Die sozialräumlichen Angebote sparen der Stadt viel Geld, keine Frage. Aber dass wir gezwungen werden, sie statt Einzelfallhilfen anzubieten, wird über kurz oder lang zu toten Kindern führen. *Mio Müller, taz.de*

Traumatisierung auf beiden Seiten

@Nina Janovich Das klingt sehr interessant. Können Sie mir hierfür Quellen für entsprechende Konzepte nennen?

Diese intensive Form der Familienbegleitung müsste man doch auch in Deutschland anbieten können. Viele Kinder werden hier aus Angst, es könne zu einer Gefährdung kommen, aus den Familien genommen. Oder der Mutter wird schon nach der Entbindung ihr Baby nicht zur Betreuung überlassen.

Ideal von Pflegeeltern

Es gibt eben viel zu wenige Menschen, die dem Ideal von Pflegeeltern nach Kinder- und Jugendschutzbehörden entsprechen. Man muss verhältnismäßig reich oder wohlhabend sein, einen relativ spießigen Lebenslauf vorweisen können und am Ende der willkürlichen Beurteilung durch eine Fachkraft genügen.

Ab und an rutscht aber auch ein Pädophilenring durch und andere dem Kindeswohl, weil unglücklich machend, nicht entsprechende Menschen. *Hampelstielz, taz.de*

Entscheidender Aspekt

Bei den ganzen Diskussionen fehlt ein entscheidender Aspekt, den vor allem viele Jugendämter vergessen haben, und zwar: Es gibt kein Recht auf bestmögliche Förderung der Fähigkeiten eines Kindes!

Das sollten wir alle nicht vergessen!! Die meisten, die dies ignorieren, die sich anmaßen, alleine zu wissen, was für Kinder gut ist, haben keine eigenen Kinder. Dies ist auch in unserem Grundgesetz verankert.

Das Bundesverfassungsgericht stellt klar dar: „Dabei berechnen nicht jedes Versagen oder jede Nachlässigkeit der Eltern den Staat auf der Grundlage seines ihm nach Art. 6 Abs. 2 Satz 2 GG zukommenden Wächteramts, die Eltern von der Pflege und Erziehung ihres Kindes auszuschalten oder gar selbst diese Aufgabe zu übernehmen“ (vgl. BVerfGE 24, 119; 60, 79).

Noch deutlicher wird es bei den Kriterien der Inobhutnahme: „Es gehört nicht zur Ausübung des Wächteramts des Staates, gegen den Willen der Eltern für eine bestmögliche Förderung der Fähigkeiten des Kindes zu

wohnungsmarkt

wohnen suche

Hamburg Lebensfroher Antifaschist, 30 Jahre, sucht zum 01. November eine zentrale Wohnung oder WG ab 5 Personen, bis max 550 € warm. Kontakt: wohneninh@posteo.de

wohnprojekte

Wohnprojekt in idyllischem Dorf, stadtnah zwischen Lüneburg (10km) und Hamburg (40km) gelegen, bietet wunderschöne Dachgeschoßwohnung (63qm) zum Kauf. Infos unter www.wohnprojekt-st-dionys.de

ADELANTE UMWZUGS KOLLEKTIV

Tel./Fax: 040/43 25 16 17
Bernstorffstr. 117
22767 Hamburg

marktplatz

fachkundliches

Buchführung / auch Einführungen f. Selbständige, englisch od. deutsch mögl., Personalverwaltung für Vereine, von Betriebswirt/ auch Buchungserf. email: BS19761@bdvb.de Fax: 03212- 140 38 49 , ☎:0175- 880 03 18

naturkost

Abakus- der Mitgliederladen im Steintor Preiswerte Öko-Produkte durch die Mitgliedschaft in unserer Service- Coop. Naturkost, die sich rechnet! Abakus Naturkost, Grundstr. 30, 28203 Bremen. ☎0421- 79 49 351

Platz frei?

WERDEN SIE JETZT GASTFAMILIE UND ENTDECKEN SIE ZU HAUSE DIE WELT!

Finde YFU auf [Facebook](https://www.facebook.com/yfu), [YouTube](https://www.youtube.com/yfu), [Instagram](https://www.instagram.com/yfu)

nordwiese

Kleinanzeigen schalten

Erscheinungsweise: jedes Wochenende
Private Kleinanzeigen: 5 Zeilen mit ca. 40 Zeichen pro Zeile kosten pro Erscheinen 6 €, jede weitere Zeile 1,20 €
Gewerbliche Kleinanzeigen: 5 Zeilen mit ca. 40 Zeichen pro Zeile kosten pro Erscheinen 21 €, jede weitere Zeile 4,20 €
Chiffregebühr: 5 € zusätzlich
Annahmeschluss: Dienstag 24.00 Uhr
Bezahlung per Abbuchung (IBAN, Vor- und Nachnamen angeben) oder Vorkasse. Rechnungsstellung nur für gewerbliche Kleinanzeigen möglich.

Kleinanzeigenannahme unter www.taz.de oder per E-Mail, Fax, Brief.
Hamburger Annahme: kleinanzeigen@taz-hamburg.de
Fax (040) 38 90 17 - 10
taz hamburg | Kleinanzeigen, Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg
Bremer Annahme: kleinanzeigen@taz-bremen.de
Fax (0421) 960 26 - 60
taz bremen | Kleinanzeigen Pieperstraße 7, 28195 Bremen
Antworten auf Chiffre-Anzeigen bitte mit Chiffre-Nummer per Post oder E-Mail an eine der angegebenen Adressen senden.

BLACK-STAR-EXPRESS

Wohnwillstr. 22 20359 Hamburg

Umzüge
Kurierfahrten
Kleintransporte Nah und Fern
Entrümpelung / Haushaltsauflösung
Tel: 0172 / 5401928

zapf umzüge

- Unverbindliche Beratung
- Nah – Fern – Übersee
- Beiladungen
- Kartonverkauf
- Lagerservice

040 - 85 33 39 0

Mo - Fr 8 - 18 Uhr - Sa 8 - 12 Uhr
hamburg@zapf.de www.zapf.de
Großmannstr. 129, 20539 Hamburg
FAX 040-851 51 50

Damit „Recht“ für Frauen kein Fremdwort bleibt

Auch heute noch bleiben vielen Frauen auf der Welt ihre Rechte verwehrt und die Armut trifft sie besonders hart. CARE gibt ihnen eine Chance – durch Bildung und Unterstützung im Kampf für gleiche Rechte.



Bilden Sie mit uns aus:

Spendenkonto 4 40 40,
Sparkasse KölnBonn, BLZ 370 501 98



terre des hommes
Hilfe für Kinder in Not

Ganz schön mutig!

Aktiv werden und Kindern in Not helfen? Zum Beispiel mit einer mutigen Aktion? Wir zeigen Ihnen, wie das geht.

www.tdh.de/wwwd

taz nord thema



Wohnen & Gestalten

taz-LeserInnen wohnen ökologisch bewusst. In Reportagen, Interviews und Berichten gibt es dazu auf diesen regionalen Sonderseiten Hinweise, Hintergrundinformationen und kompakte Tipps. Sowohl zu Wohneinrichtung und Design, als auch zu Balkon und Garten, zu Hausbau, Instandhaltung und Handwerk.

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich den motivierten und interessierten LeserInnen der taz zu präsentieren. taz-LeserInnen wollen mehr als nur ein Dach über dem Kopf. Gutes Wohnen ist für sie wichtig.

Anzeigenschluss: Dienstag 27. August 2019
Erscheinungstermin: Samstag 31. August 2019

Kontakt für Buchung und weitere Informationen:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (0 40) 38 90 17-453 | Bremen (04 21) 9 60 26-443

taz nord thema



Kostprobe

Leidenschaft für genussvolles Essen und Trinken! Der Norden bietet ein breites kulinarisches Spektrum. Wertvolle Anregungen finden Sie in unserem monatlich erscheinenden taz Thema «Kostprobe»

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich einer motivierten und interessierten Leserschaft sowie zahlreichen Multiplikatoren zu präsentieren.

Anzeigenschluss: Dienstag, 27. August
Erscheinungstermin: Samstag, 31. August

Kontakt für Buchung und weitere Informationen:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (0 40) 38 90 17-454 | Bremen (04 21) 9 60 26-442

taz nord thema



Aus- und Weiterbildung

Im Fokus der redaktionellen Berichterstattung dieser Sonderseiten stehen aktuelle Entwicklungen und Trends in Norddeutschland. Neue Qualifizierungsangebote, Tipps, Termine und Anregungen für Beschäftigte, Studierende, Arbeitssuchende und Gründer.

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich einer motivierten und interessierten Leserschaft sowie zahlreichen Multiplikatoren zu präsentieren und Ihre Veranstaltungen, Tage der offenen Tür, Semesterstarts, Fortbildungsangebote, Tagungen, Ihr neues Programm anzukündigen oder auch Restplätze in laufenden Kursen zu bewerben.

Anzeigenschluss: Dienstag 3. September 2019
Erscheinungstermin: Samstag 7. September 2019

Kontakt für Buchung und weitere Informationen:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (0 40) 38 90 17-452 | Bremen (04 21) 9 60 26-442